



3 1761 07394600 6

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







Immermanns Werke.

fünfter Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben.

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elster.**

I 336 M
10

Immermanns Werke.

Herausgegeben

von

Harry Maync.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

5. Band.

102505
18/6/10.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

Pf

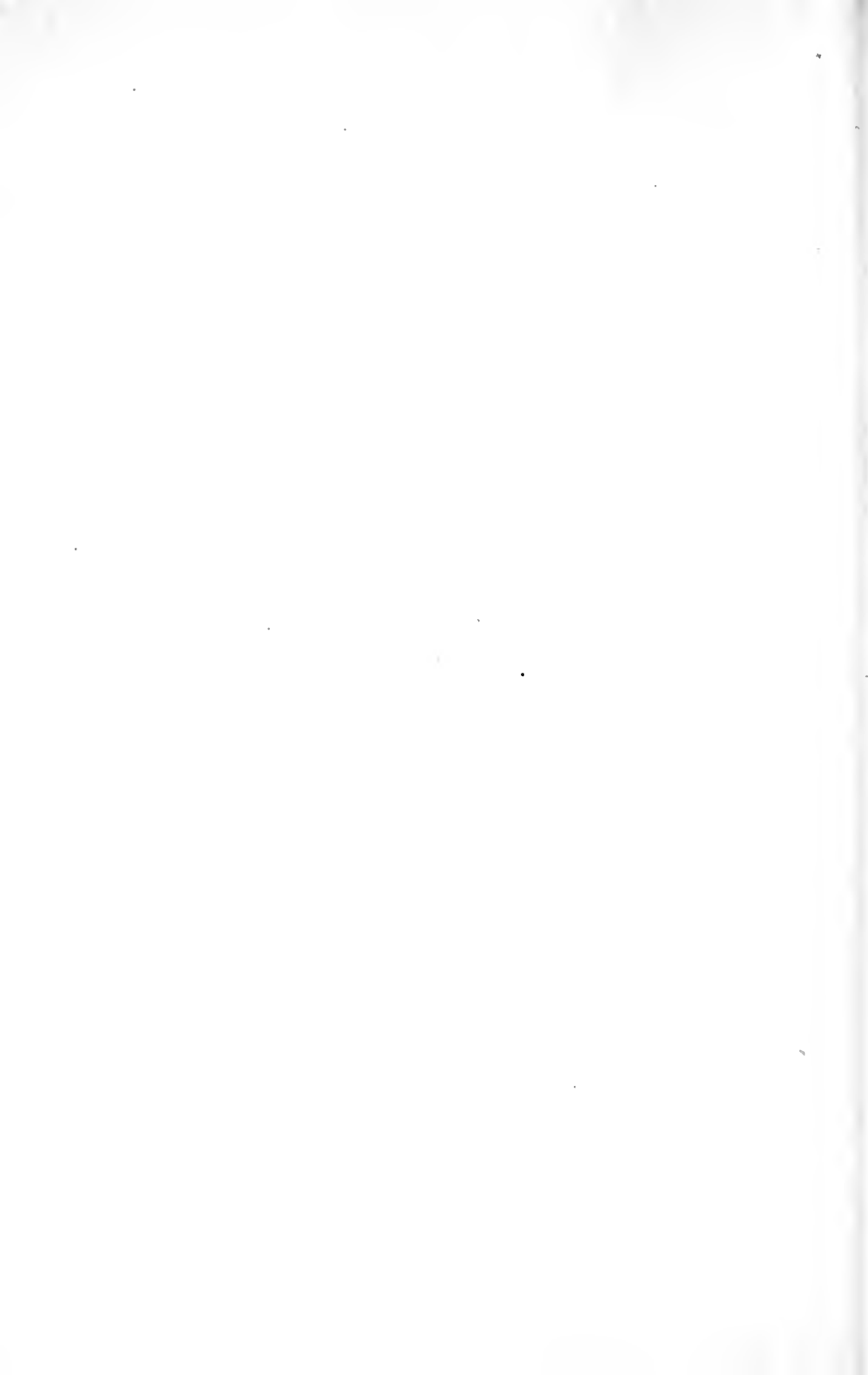
2365

I 9

1906

Bd 5

Zulifäntchen.



Einleitung des Herausgebers.

Don Anfang an bestand die Meinung, Zimmermann habe zum Modell für sein „Tulifäntchen“ den Grafen Platen genommen, doch die Freunde des Verfassers lehnten diese Annahme ab. Lebhaft widersprach Willibald Alexis, und Puttlig berichtet in seinem Lebensbilde des Dichters, daß vielmehr die Bekanntschaft eines kleinen gefeierten Grafen, die Zimmermann im Jahre 1820 zu Münster machte, den ersten Anlaß zum „Tulifäntchen“ als zu einem Spottgedicht gegeben habe, in dem der Verfasser sich von dem unangenehmen Eindruck poetisch habe befreien wollen; doch sei es ihm dabei wie später beim „Münchhausen“ gegangen: „Der Stoff wandelte sich unter den schaffenden Händen, und aus der verkümmerten Menschenerscheinung gestaltete sich der harmlos liebenswürdige Held des Epos.“ Nun ist aber doch wohl, unbeschadet dieser ersten Anregung, eine gewisse Beziehung auf Platen schwerlich ganz abzuweisen, dessen unerhörten Angriff im „Romantischen Ödipus“ Zimmermann kurz vor Erscheinen des „Tulifäntchen“ mit dem „Im Irrgarten der Metrik umhertaukelnden Cavalier“ pariert hatte, wo sich der bezeichnende Vers findet: „Weil sich Knirps zum Riesen machte, soll ihn schwer Geschütz bedienen.“ Zwar soll Tulifäntchen in einigen deutschen Gegenden die Bezeichnung für ein Kinderhäubchen sein, doch könnte der Name des Helden und der seiner Mutter Donna Tulpe sehr wohl auch im unmittelbaren Hinblick auf Platens charakteristische Vorliebe für die von ihm öfters angefangene Tulpe gewählt sein. Deutlicher tritt die satirische Spitze gegen den „eh'mals geliebten“ Fouqué zutage. Doch ist Tulifäntchen kein Buttervogelsches „Munkel“, kein künstlich hergestelltes Gefäß zur Aufnahme polemischer Ideen, vielmehr ist er nahe verwandt mit alten Märchenfiguren, wie besonders der des Däumlings, worauf Zimmermann in einem der Dichtung beigelegten Brief an Tieck vom 18. Juli 1831 selbst hinweist. Und zwar ist Tulifäntchen ein

Däumling mit dem Tatendrang eines Riesen. Das Mißverhältnis zwischen der zwerghaften Kleinheit seines Körpers und der Größe seines Mutes und seiner Pläne, zwischen Können und Wollen, ist das Thema des Gedichts; es ist das von Immermann immer von neuem wiederholte Motiv vom Widerspruch, das hier seinen schärfsten Ausdruck erhält: 5

„Widerspruch, du Herr des Liebes!
Widerspruch, du Herr der Welt!“

Tulifantchen gehört zu der in den „Memorabilien“ charakterisierten „weitverbreiteten Gesellschaft empor sich Schraubender und empor Geschrobener“. Er ist ein Held in Miniaturformat, deren des gar zu leicht Epigonen spürenden Immermann ernster und durchaus nicht immer berechtigter Pessimismus nur allzu viele erblickte: 10

„Sesgo ist die Zeit der Kleinen!
Große Taten kleiner Leute
Will die Welt.“

15

Jedoch ist Tulifantchen nicht nur der Typus dieser zu bekämpfenden Zeitercheinung, sondern auch ein Stück reiner Märchenheld für sich; das beweist die liebenswürdige Unmut, womit der kleine Renommißt begabt, und das glückliche Loß, das ihm zum Schlusse bereitet wird.

Im einzelnen aber herrscht die Satire. Immermann parodiert 20 im Sinne des Cervantes — und zum Teil ausgezeichnet — die romantisch-mittelalterliche Rittersehwärmerie, die nach Heines witzigem Wort bloß aus Eifen und Gemüt bestehenden, überaus tugendhaften Riesen Fouqués, die von ihren teuerwerten Schlachtrossen herab ungezählte Riesen und Mohren zu Boden strecken. Nach jeder Richtung hin wird 25 der abgelebte Feudalismus verspottet. Wie später in den „Epigonen“ und vor allem im „Münchhausen“ wird hier im „Geschlecht der Tulifanten“ der Adel als eine Ruine dargestellt; hier wie dort werden die Urteutonen mit den biedereren Herzen und den groben Fäusten und Worten gezaunt. Dem gegenüber steht die ersterbende Kriecherei 30 den Höfen der Duodezfürsten, die für ihre absolute Gewalt nach außen hin keinen Raum finden und ihre Langeweile darum im gespreiztesten Zeremoniell, in lächerlichen Kurialien, in Orden- und Titelüberschwemmungen sich zu vertreiben suchen: der Hof Grandiosens im Lande der Weiber verspottet solches Wesen. Dieser Kreis gibt zugleich Gelegenheit, 35 die weibliche Emanzipationsjucht an den Pranger zu stellen, wie das Immermann in seinen großen Romanen, in den „Memorabilien“ und in Gedichten gleich der „Gelehrten Cousine“ immer wieder getan hat.

Weibliche Herrschgier und Blaustrümpfigkeit kommen ebenso übel weg wie die weibliche Empfindsamkeit, die an Bleichsucht und Nervenzufällen krankt, die jedem blöden Tenoristen rettungslos verfällt und das dürftigste Erlebnis unendlichen Memoirenwerken anvertrauen zu müssen glaubt. Wie so oft beklagt der Dichter auch hier den Verfall der Ge-
 5 jelligkeit infolge der übertriebenen, meist dilettantischen Vorliebe für die Musik und die faden, espritfüchtigen Teegespräche. Wie später in größerem Stil die „Epigonen“ den übermächtig werdenden Industrialismus bekämpfen, so wird auch hier das Fabrikwesen satirisch betrachtet, das
 10 an die Stelle lebender Menschen künstliche Automaten setzt. Schon in den „Papiersenstern des Eremiten“ findet sich ein „Avertissement von kürzlich erfundener hölzerner Gesellschaft“; die dort von Zimmermann nach dem Muster C. T. A. Hoffmannscher Automaten konstruierten Holzmechanismen in Menschengestalt sind unmittelbare Vorläufer von
 15 des englischen „Grübelmaschinen“ Dampfgemahlin und Dampfbedienten im „Lulifantchen“. Zimmermann gesellt sich hier zu den Dichtern, die wie Justinus Kerner und im Gegensatz zu Anastasius Grün, Chamisso, Beck, Geibel, Hamerling, Gottfried Keller im Aufkommen des Dampfes das Ende der Poesie erblicken. Als Symbol für die Un-
 20 zuverlässigkeit und Haltlosigkeit der neuen Erfindungen stellt er des Riesen Stahlmauer hin, die Lulifantchen durch Herausziehen des einzigen Stiftes, der sie zusammenhält, zu Falle bringt.

Anfangs beabsichtigte Zimmermann, seiner Dichtung einen düsteren und tragischen Schluß zu geben; doch schien ihm dann, einem am
 25 20. Oktober 1829 an Michael Beer gerichteten Briefe zufolge, ein märchenhaft heiterer und prächtiger „besser zur Albernheit dieser Komposition zu passen“. So läßt er denn den Helden nach seinem unverhältnismäßigen Glück im Kampf und nach seinem durchaus verhältnismäßigen Unglück in der Liebe von seiner Gömmerin, der Fee Libelle,
 30 ins Elfenreich entrückt und einer holden Schönen von gleichen Leibesmaßen angetraut werden. In diesen, übrigens besonders gelungenen, von Heine geradezu begeistert gerühmten Partien der Schlußapothese bewegt sich Zimmermann in den Bahnen des Shakespeareschen „Sommernachtstraumes“ und der Goetheschen „Faust“-Einlage von „Oberons und Titania's goldener Hochzeit“.
 35

Walzel hat eine stoffliche Vorlage für Zimmermann in der „Geschichte des Mohrenjungen“ finden wollen, die N. v. Arnim im 15. Kapitel des 1. Bandes seiner „Gräfin Dolores“ eingefügt hat. Das scheint

mir zu viel behauptet. Wohl aber berühren sich beide in der Form, insofern sie beide auf die Romantzen vom Eid zurückgehen, deren Grandezza Arnim als erster komischen Wirkungen dienstbar gemacht hat. Nur mischt Zimmermann mit guter Wirkung auch die Form italienischer Madrigale hinein. Sonst stoltzt sein kleiner Gernegroß, in spanische Stiefel eingeschnürt, gar possierlich einher. Zimmermann dichtet in den auch von Herder in seiner Eid-Bearbeitung beibehaltenen vierfüßigen, nicht strophisch gebundenen Trochäen, für die er, besonders am Versausgange, gern Spondeen einsetzt, die dem „nur gar zu leicht ton- und charakterlos werdenden Metro etwas mehr Konsistenz und 10 Masse“ geben sollen. Die Assonanz braucht er nur gelegentlich, wo sie sich ungezwungen bietet. Vers und Reim sind gewandt und rein, wofür dem Dichter vielleicht sein Feind Platen den Blick geschärft hatte; auch ein paar Reimturnerstückchen, wie sie Heine liebt, bringt er fertig. Es gelingt Zimmermann meist sehr gut, durch die dem Stoffe widersprechende 15 Gravität die beabsichtigte groteske Wirkung zu erzielen. Er wiederholt, dabei auch Homerischer Technik folgend, gleich Leitmotiven gesetzte Verse und Versreihen, behält stehende Attribute wie „die Lavendelduftge Fürstin“, „der loyale Zukladoro“ bei und gibt Responionen anderer Art. Er hält Anreden an den Helden, die Muse, den Leser. Er wählt schwer, 20 volltönende Ausdrücke und überlebensgroße Zusammenfügungen für wichtige Dinge: Zulifantchen ist ihm der abenteuerdurstgequälte Taten-täter, und Grandiose greift in die Spaniolreichsapfeldose. Der Dichter setzt an pathetischen Stellen trivial wirkende Fremdwörter und ist namentlich in einer etymologijierenden Namengebung glücklich; der 25 Riese Schlagadodro von Brambambra, Prinzessin Balsamine, der Tenorist Fis von Quinten und der alte Schimmel Zukladoro sind gleich gut getauft. Zum letzten Male wandelt Zimmermann im „Zulifantchen“ auf den besonders von Tieck vorgezeichneten Bahnen der romantischen Schuldoktrin und bringt die romantische Ironie, die mit 30 scherzenden Glossen „dieses große Heldenlied“ unspielt, zu bester Wirkung. So gehört dieses Werkchen zu den innerlich geschlossensten des Dichters, der hier, was ihm sonst recht fern liegt, wirklich fein und grazios ist. Und nicht nur von den Blicken eines schlagfertigen Witzes wird die Dichtung beglänzt, sondern auch von der Sonne eines ge- 35 klärten, heiter reinen Humors. Zwar erreicht sie die dem Inhalt wie der Form nach verwandten Heineschen Werke „Deutschland“ und „Atta Troll“ nicht, doch hat es ihr an Freunden und auch an Nachahmern

nicht gefehlt; J. B. v. Scheffels „Trompeter von Säckingen“ z. B. oder „Waldmeisters Brautfahrt“ von Roquette sind eng an das Zimmermannsche Gedicht anzuschließen.

Über die Arbeit am „Lulifantchen“, die im Sommer 1829 vor
 5 sich ging, erfahren wir Näheres aus des Dichters Briefwechsel mit
 Michael Beer. Sie verlief leicht und flott, so daß ganze Bogen des
 Manuskripts kaum eine Korrektur aufweisen. Am 15. November 1829
 überbandte Zimmermann dem Freunde das fertig abgeschriebene und
 korrigierte Gedicht vom „Heldenzwerg“, dem er ein nach unbefangener
 10 Lektüre des Büchleins zu lesendes Blatt mit Fragen über die Wir-
 kung beilegte. Darin betont er seine Absicht, das Allberne doch immer
 als ein Analogon des Natürlichen hinzustellen, das Lächerliche mit dem
 Edlen und Pathetischen überall gehörig zu verbinden. Ein dankender
 Antwortbrief Beers vom 3. Dezember überschüttete Zimmermann mit
 15 Lob, machte aber zugleich einige Ausstellungen, die dieser nicht un-
 beachtet ließ. Beer ist denn auch die Dichtung gewidmet. Ein größeres
 Verdienst um Dichtung und Dichter erwarb sich indessen Heine, der
 Probeabzüge des ersten Druckzuges zufällig bei seinem Verleger Campe
 fand und mit umfangreichen, namentlich das Metrische berücksichti-
 20 genden Änderungsvorschlägen dem Verfasser zuschickte, der von Heines
 selbstlosen und glücklichen Bemühungen (wie unsere Lesarten am
 Schluß des Bandes erkennen lassen) reichlich Gebrauch machte.

„Soll ich etwas über das Gedicht sagen“, schrieb Zimmermann
 kurz nach dem Erscheinen, „so würde ich aussprechen, es ist dem Stoffe
 25 nach das einzige Epos, das in unserer Zeit möglich war. Die Dar-
 stellung des sittlichen und geistigen Heroismus, ohne die geringste sinn-
 liche Länge und Größe. Die alte epische Welt hatte diese zu jener, uns
 fehlt sie. Daher ist es Epos und Parodie des Epos zu gleicher Zeit. —
 Der Form nach aber unterscheidet es sich von ähnlichen Werken unsrer
 30 Literatur dadurch, daß es nirgends hinausgeht in das Willkürliche
 einerseits und in die philosophische Beziehung andererseits, sondern
 wenn man einmal dem Dichter seinen ursprünglichen Ausgangspunkt
 und die Situation im allgemeinen zugegeben hat, diese und nur diese
 naiv und plastisch fortspinnnt. Es erbaut aus Elementen, die an und
 35 für sich ganz abgeschmackt aussehen, eine Welt, der man eine gewisse
 innere Natürlichkeit zugeben muß.“

Als das Werkchen nach langer Verzögerung des Druckes im Herbst
 1830 bei Hoffmann und Campe in Hamburg herauskam, hatte es

unter der von der Julirevolution fast einzig beschäftigten Zeitrichtung stark zu leiden. „Meine Freunde sind mir wirklich die ganze Lesewelt“, hatte Zimmermann schon vorher in einem Brief an Beer bekannt, der am 8. Dezember 1829 über „Zulifantchen“ schrieb: „Es ist eine höchst 5
 seltene poetische Verschmelzung, mit allem Zauber phantastischer Lyrik eine wahrhaft univierselle Satire vereinigt zu haben. Ich möchte sagen, daß in dem Gedichte fast kein Gebrechen der Zeit ungerügt geblieben — und doch geschieht dies mit so harmlosem Humor; in den duftenden Trank, den Sie uns im goldenen Becher der schönsten Verse kredenzen, ist kein Tröpfchen Galle geflossen, und selbst die Indignation über manch 10
 töricht Treiben unserer Zeit spricht sich mit schalkhaftem Lächeln aus.“ Tieck schrieb am 10. Mai 1835 an den Dichter: „Wie oft habe ich Ihr bezauberndes ‚Zulifantchen‘ wieder in größern und kleinern Gesellschaften vorlesen müssen! Diese neckische Schalkheit und bunt geflügelte, 15
 leichte Poesie scheint sonst außer Ihrem weitverbreiteten Reiche zu liegen.“ Auch Grabbe nannte das Werkchen „ein allerliebsteß Ding“, und ebensowenig targten Bruder Ferdinand und die Düsseldorfer Freunde mit ihrem Lobe. Von den letzteren hatten Künstler wie Schadow, Bende-
 mann, Schrödter, Mücke und Lessing Zeichnungen zum „Zulifantchen“ entworfen, die aber in der Anlage zu wenig übereinstimmten, als daß 20
 man sie zu einer durchgehenden Illustrierung hätte benutzen können. Beim Erscheinen des Gedichtes war davon zu Zimmermanns Leidwesen aus buchhändlerischen Bedenken keine Rede; erst das Jahr 1861 brachte eine von Hofemann illustrierte Ausgabe.

Die Kritik der Presse war auch in diesem Falle dem Dichter wenig 25
 günstig, und Goedeke nannte die Dichtung zu Unrecht schon 1839 ver-
 gessen. „Zulifantchen“ wurde zum zweitenmal im ersten Bande der „Schriften“ vom Jahre 1835 gedruckt: einer sprachlichen und metri-
 schen Durchsicht unterzogen und gegen die frühere Fassung, wie Zimmer-
 mann am 7. November 1834 an Tieck schreibt, „knapper und präziser 30
 gehalten“. Offenbar ist aber der Dichter bei seinen Streichungen etwas
 flüchtig zuwege gegangen, denn es sind bei der Bearbeitung auch einige
 unentbehrliche Verse unter den Tisch gefallen. Sie sind deshalb in der
 vorliegenden Ausgabe aus der von 1830 wieder herübergenommen
 worden, wovon natürlich in jedem Falle unsere Lesarten Rechenschaft 35
 geben, die zugleich in der Lage sind, ein paar Paralipomena des Nach-
 lass'es zum ersten Male bekannt zu machen.

Au Michael Beer.

Tulifäntchen kommt und spricht:
„Aus dem Stübchen, eng, umgrünert
Von der Linde, der Akazie,
Aus dem Stübchen, das die Malve
5 Anlacht mit dem runden, roten
Vollgesichte, schickt der Vater
Mich zur großen Stadt Paris.

„Daß ich in den langen Gassen
Mir nicht selber komm' abhanden,
10 Gab er mir an dich Adresse.
Schütze du mit deiner Weisheit
Vor Verführung, Trug und Unstern
Meine unerfahrne Jugend
In dem Sündenlabrynth!“

15 Tulifäntchen kommt und spricht:
„Von dem Vater soll ich melden,
Er sei ganz und gar der alte
Grillenfänger, unter strengem
Zauberbanne Wechsel duldend,
20 Jetzt in trostlos-öde Wüste
Hingeschleudert und zurücke
Dann mit einem Schlag geschmeichelt
In das jüngste Paradies.
Manch ein Edler will ihn anders;
25 Er will manchen Edeln anders.

Er bleibt er, sie bleiben sie,
Und so leben Welt und Dichter
In dem wunderbarsten Einklang.“

Tulifantchen kommt und spricht:
„Ich bin nur ein winz'ger Bursche, 30
Ich bin nur ein armes Garnichts.
Mein Verdienst, vom Sonnenstäubchen
Wird es weidlich überwogen.
Doch der Vater sprach, mir solle
Nicht das Herz darob erkranken. 35
Jeder zeige hierzulande
Sein Gesicht, krumm oder grade,
Wie's gewachsen sei; er frage
Nicht danach, ob seinem Nächsten
Krämpfe vom Aspekt entstünden. 40
Darum soll' auch meines herzhast
Ich nur weisen allen Leuten;
Denn mir habe keiner jemals
Was geschenkt, so hab' ich keinem
Deutschen Landsmann was zu danken, 45
Und wer nicht mich ansehen wolle,
Lass' es bleiben immerhin!“

Tulifantchen kommt und spricht:
„Noch ein Gleichnis gab beim Scheiden
Mir der Vater auf den Weg mit: 50
Nieder sind wie junge Vöglein,
Welche flattern flügg' vom Neste.
Nahe lauscht ein dummer Jammer,
Schlägt mit seiner plumpen Keule
Nach den leichten; doch die Schwingen
Tragen unverletzt sie fürder. 55
Flatternd spähn sie da und dorten,
Bis sie ruhn auf wackern Händen,

60 Auf dem Knie der schönen Frauen,
An der Brust geliebter Mädchen.
Dann die Kehlen öffnend, gießen
In den Äther sie die Seele,
Daß der Dichter, schleicht er eben
An so guter Statt vorüber,
65 Wundernd fragt beim feinen Schalle:
Ist das meine Brut, der tausend!
Die dort singt so nett und süß?"

Zulifantchen kommt und spricht:
„Zur Genüg' ist nun geplaudert.
70 Nimm mich auf die Hand, du Wackerer!
Wollen sehn, ob ich den Schnabel
Auch dann öffne zu dem bißchen
Melodie, das sich im kleinen
Körper einquartieren konnte!
75 Viel ging freilich nicht hinein.“

Tulifänchen

in drei Gefängen.

I. Tulifänchen Fliegendötter.

1. Der letzte Tulifant.

D Vergänglichkeit, du Sieg'rin
Aller Sieger, alte Göttin!
Angetan mit grauem Leibrock,
Eppich um die Brust geknotet,
Eine Krone, salb von Moose 80
Auf dem weißen Haupt, so sitzt du
Unter Trümmern regenmürbe,
Auf zerbrochener Säule Sturze,
Bei verblichnen Liebespfändern,
Bei dem Fuß verwelkter Schönen, 85
Unter ausgetrunkenen Flaschen,
Ach, und unter armen Beuteln,
Die von Golde strotzten, jezo
Leer in deinem Dienste ruhn!

Einjt im Fantenreiche blühte 90
Das Geschlecht der Tulifanten.
Reiches Kornland, zwanzig Schlöffer,
Schöne Wiesen, manch ein Geldsack
Waren sein; jedoch wo blieb es?
Mäuf' verwüsteten das Kornland, 95
Und der Strom verschlang die Wiesen.

100 Raben trugen aus den Säcken
 All das blanke Geld zu Neste;
 Doch die Gläub'ger kauften spöttlich¹,
 Was gelassen Mäuf' und Raben.

105 Seht ihr dort am stillen Hügel,
 Erlengrün und bachbenezet,
 Jenes Mauerlein, zwei Schuh hoch,
 Drin die feuchtverstopfte Holztür?
 110 Seht ihr jenen langen, hagern
 Mann im Mantel, braun wie Zimmet,
 Wie er feierlich durchs Feld schleicht?
 Nun die Mau'r verschließt, die Türe,
 Öffnet den Kartoffelfeller?
 115 Dieser Keller der Kartoffeln
 Ist das letzte von dem Erbe
 Der berühmten Tulifanten,
 Blieb allein von zwanzig Schlöffern,
 Weil kein Gläubiger ihn brauchen
 Konnte, denen sonst doch brauchbar
 Alles zwischen Erd' und Himmel.
 Und der Wandrer ist der letzte
 Sprosse jenes Glanzgeschlechts,
 Ist der letzte Tulifant!

120 Jeko kam der braune Wandrer
 Zu der Mauer; drauf sich setzend,
 Schaut' er ernst ins Gold der Sonne.
 Nahm darauf aus seinem Mantel
 Den Quartanten, sah die Farben
 125 Der Geschlechter an des Landes.
 Aber als der Abend dunkelt,
 Schlug er zu das Buch und ruhte:

¹ D. h. zu Spottpreisen.

„O, wie hat mich Gott gesegnet,
 Mich und meine edle Tulpe!
 Wie mir im Gefühle wohl ist
 Nicht'ger Ahnen, im Besitze
 Meines teuren Eigentumes!
 Ach, nur einen Wunsch, nur einen
 Dieß der Himmel unerfüllet;
 Diesen klag' ich hier den Lüften:
 Daß mir würd' ein Sohn, ein edler,
 Namens Erbe, Erbes Erbe!
 Alt bin ich! Bald kommt die Stunde,
 Wo der ferne Lehngewetter
 Pflanzen wird auf diese Mauer,
 Ach, sein Wappenschild, das fremde!
 Denk' ich daran, dann erscheinst du,
 O Vergänglichkeit, du Sieg'rin
 Aller Sieger, greise Göttin,
 Riesig mir, geipensterhaft!“

Tulifant stieg, solches sagend,
 Wehmuthsvoll von seinem Erbe,
 Und er kehrte langsam, seufzend
 Heim zur vielgeliebten Tulpe.



2. Die Hoffnung des Hauses.

Welch ein Rennen, Welch ein Kramen
 In dem Zimner Tulifantens!
 In Geschlechtsregistern sucht er
 Namen, voll und hoch erklingend:
 Roderich, Fadrique, Perez,
 Luis, Jose, Pedro, Sancho,
 Juan, Toribio, Quadrabillos,
 Könen ihm noch nicht genugjam.

Endlich hat er ihn gefunden,
 Einen Namen, majestätisch:
 160 „Christoph heiß' er! Wie Sanct Christoph
 Einst das Heil der Welt getragen,
 Wird das Heil des Hauses dieser
 Tragen auf den beiden Schultern.“

Jetzt den Diener ruft er: „Gines!“
 165 Gines kommt gewackelt: „Sennor?“

„Steck ein Röchlein an den Bratspieß,
 Kauf ein Krüglein guten Schmalbiers,
 Such uns einen Korb voll Schötlein,
 Iß dich selber satt in Weißbrot!“

Zweifelnd steht der treue Gines,
 170 Sucht die Achseln, sagt mit Schwermut:
 „Herr, vergeb, es ist ja Fasttag
 Heute nach der Zeiten Ordnung.
 Gestern war der Tag des Fleisches,
 175 Heute leben wir im Geiste.
 Ach, bedenkt, bedenkt das Morgen,
 Essen heute wir das Röchlein,
 Trinken heute wir das Schmalbier,
 Pflück' ich heut Euch ab die Schötlein,
 180 Behr' ich selber auf das Weißbrot!“

Spricht der Herr: „Gines, verrichte,
 Was ich dir befaß; nicht zaudre!
 's ist ein Festtag, nicht ein Fasttag.
 Wenn der Himmel sie begnadigt,
 185 Soll'n die Menschen fröhlich sein.“

Zweifelnd stand noch immer Gines;
 Da, die Hüft' umbauscht vom Reifrock
 Aus gestreiftem gelbem Atlas,
 Der gesehen drei Menschenalter,

Trat zur Thür hinein voll Würde
Die erhabne Donna Tulpe. 190

Und Don Tulifant entgegen
Gehend der Genossin, küßt' ihr
Ernst die Hand, die Wange küßt' er,
Und er sprach zu ihr bedeutsam: 195
„Immer wart Ihr, o Gemahlin,
Meiner Gegenwart Beglückung;
Nun schafft Ihr der Zukunft Segen.
O, wie fühl' ich mich verschuldet
Tief für alles, was Ihr gabet, 200
Gebt und mir noch geben werdet!“

Zweifelnd stand nicht länger Gines,
Kannt' hinaus und rief mit Jubel:
„Gerne fahr' ich nun ins Grab ein;
Denn ich seh' des alten Hauses 205
Junge Hoffnung winken glanzreich!
Pflüchte tänzelnd drauf die Schötlein,
Kochte sie und briet das Rüchlein,
Kaufte, halb im Taumel, Schmalbier
Für den letzten Groschen, trug dann 210
Seinen Herren auf die Mahlzeit,
Aß sich selber satt in Weißbrot,
Bechte tapfer dazu Wasser
Und sank auf das Stroh, betrunken.



3. Tulifantdjens Geburt.

Dämm'ung im verhangnen Zimmer, 215
Grüne Dämm'ung um das Eh'bett!
Leise weinet Donna Tulpe,
Seufzend schaut Don Tulifant.

Was liegt in des Vaters Schoße?
 220 Ist's ein neugebornes Wiejel?
 Ist es ein Uraunenmännlein?
 Ist's ein Püppchen zart von Seide?
 's ist kein Püppchen, kein Uraünchen,
 's ist kein neugebornes Wiejel,
 225 's ist das neugeborne Knäblein,
 Fingerlang und fingerdick.

„O, was soll mir dieser Segen,
 Dieser Wicht, das Zwergentnirpslein?
 Nimmer baut des Hauses Ehre
 230 So ein kurzes Endchen Schande;
 Nimmer kann zu Lehen tragen
 Dieser Wurm das Vatererbe.
 Fallt ein, ihr Kellermauern,
 Eh' ihr fremdes Wappen zeigt!“

235 Leise weinet Donna Tulpe,
 Seufzend schaut Don Tulifant.

„Ach, nun kann ich nicht ihn Christoph
 Tausen lassen, wie ich wollte!
 Denn er ist Diminutivum
 240 Eines Menschen, und die Knaben
 Würden, herzlos ihn verkleinernd,
 Ihn nur rufen: kleiner Töffel!“

245 Leise weinet Donna Tulpe,
 Seufzend schaut Don Tulifant.

Siehe, durch die Dämm'ring Lichtglanz
 Und im Glanze welch ein Wesen!
 Auf des Regenbogens Brücke
 Steigt ins Zimmer, lieblich lächelnd,
 Große Flügel, blaupunktierte,
 250 Goldenschillrige bewegend,
 Steigt zum Bett ein zartes Weiblein.

Und zu den erschrocknen Eltern
 Sprach das goldbeschwingte Wunder:
 „Fürchtet nichts, ihr Guten, blickt mich
 Mutig an! Ich bin der Schutzgeist 255
 Eures Hauses, Fee Libelle,
 Auch die Sekte des Geschlechtes,
 Das in allen Elementen
 Einst so herrscherhaft gewaltet,
 Aber im Verlauf der Tage 260
 Bis zu mir ist eingeschrumpft.
 An dem Keller, eurem Erbe,
 Fließt das Wässerchen, darüber
 Grünt der Erle voller Zweigschmuck.
 In der Erle wohn' ich. Hofhalt 265
 Führt' ich mit den dünngeliebten
 Dort, den bunten Wasserjungfern.
 Würd'ger Don, du hast beständig
 Diesen Feienbaum geschonet,
 Und die Donna hat, was taub war 270
 An den Ästen, abgeschnitten;
 Fee Libell' ist drum euch dankbar.
 Weine nicht, o Donna Tulpel;
 Seufze nicht, Don Zulifant!
 Denn ein Sohn ward euch geboren, 275
 Der des Hauses Stern und Blume.
 Euch zum Troste wisset das!"

„Ach, wie soll“, sprach Donna Tulpel,
 „Hohes Wesen, das geschehn wohl?
 Ist doch jene Blum', der Hausstern, 280
 Gar zu kurz und klein geraten!"

Darauf sprach das goldne Wunder,
 Fee Libelle, Flügel schwingend:
 „Scho ist die Zeit der Kleinen!

285 Große Taten kleiner Leute
 Will die Welt; noch einmal sag' ich:
 Freut euch dieses winz'gen Helben!"

Sprach's und stieg mit Füßen zierlich
 Auf des Regenbogens Brücke
 290 Durch das Fenster in die Lüfte.
 Regenbogen troff in Flocken,
 Purpurn, gelben, violblauen,
 Auseinander, Lichtglanz graute;
 Wieder webt' im Zimmer Dämm'ring.
 295 Zweifelnd blinzelten die Eltern,
 Und sie rieben sich die Augen.

Da tät auf sein rosig Mündlein
 Tulifantchen, so im Schoß lag
 Alten Tulifants, und zirpte
 300 Ganz vernehmlich wie ein Heimchen:
 „Eltern, ja, ich will's vollenden,
 Bin des Hauses Stern und Blume!“
 Schwörend hub er auf das Händlein
 Und sah tapfer aus den Augen.

305 Wunder über Wunder machten
 So bestürzt den Don, die Donna,
 Daß sie lange schwiegen zitternd.
 Endlich hat der Don begonnen:
 „Dieses läßt sich nicht begreifen;
 310 Aber glauben wir, o Donna,
 An des Hauses Blum' und Stern!“



4. Vater und Sohn.

Tulifantchen.

Mein Vater, mich verzehren
 Der Tatenhunger und der Durst nach Ehren!

Jüngling bereits an Jahren,
 Bin ich ein Kind in dem, was ich erfahren. 315
 Ehrwürd'ger Wappen Schilder
 Sehn mahnend nieder; großer Ahnen Bilder
 Befragen mich voll Hoheit:
 „Wie lange bleibst du hier im Stand der Hoheit?“
 Laß mich, mein Vater, ziehen 320
 Hin, wo die Blumen heil'gen Ruhmes blühen!

Tulifant.

Mein Söhnlein, ach, du Kleiner,
 Du Daumesdicker, Fingerlanger, Feiner,
 Wo wüchse doch das Blümchen
 Wohl in der Welt, mein Kind, von deinem Rühmchen? 325
 Willst du vielleicht in Schachten
 Der Erde tief mit Zwergen liefern Schlachten?
 Die Kran'che helfen wehren
 Von der Pygmäen¹ hart bedrängten Heeren?
 Willst zu den Gulliputern² 330
 Du wandern gehn, dein Schwert dort abzufuttern?

Tulifantchen.

Du bist mein Vater, Vater!
 Quell meines Lebens, meiner Tage Vater!
 Drum darf ich nicht gesunden
 In deinem Blut von solcher Worte Wunden! 335
 Ein andrer, o Erzeuger,
 Der würde wohl ein kalter blasser Schweiger,
 Wollt' er mit Schimpf und Faxen
 Verspotten mich, weil ich nicht lang gewachsen.
 Seit wann denn hat die Elle, 340
 Den wahren Wert zu schätzen, Amt und Stelle?
 Nicht in den großen Gliedern,
 Im großen Herzen steckt der Mut dem Biedern!

¹ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes. — ² Das Zwergenvolk in „Gullivers Reisen“ von Swift.

Tulifant.

345 Dies Wort voll Kraft und Ruhe
 Setzt, Sohn, zu deiner Länge viele Schuhe.
 Du widerlegtest bündig
 Mein Argument: Erzeugter, du bist münd'ig!

Tulifantchen.

So gib mir, Vater, Waffen!

Tulifant.

Ich will dir, die du tragen kannst, verschaffen.



5. Tulifantchens Auszug.

350 **D**u freud'ges Waffenblikhen!
 Edle Waffen, rechte Waffen!

Tulifant, der Vater, sihet
 Bei dem Licht in seiner Kammer,
 Schafft das Schwert dem tapfern Söhnlein.
 355 Eine Federmesser Klinge,
 Stark und scharf und spiz und stahlblank
 Hält er in den Händen, schmelzet
 Siegellack und macht den Griff dran
 Von dem Siegellack in Kreuzform.
 360 Welch ein Prachtgewehr, unscheltbar!
 Federklinge mit dem Lackgriff!

Ritterrüstung! Panzerrüstung!
 Gute Rüstung, tücht'ge Rüstung!

365 Donna Tulpe sucht in Zähren,
 Frommen Zähren, Mutterzähren,
 Einen Silberling, durchlöchert.
 Fäden zieht sie, seidne Fäden,
 Durch die Löcher, schlingt die Knoten.
 Ei, welch mächtig Silberchildlein,
 370 Mit den Riemen, seidenfadig!

Donna Tulpe geht im Baumhof
 Zur Kastanie, lieft die Frucht auf;
 Schnizet aus der braunen Hülle
 Armeschienen, Beineschienen
 Und den Kürass, den gewalt'gen. 375
 Eine halbe hohle Nußschal'
 Holt sie aus der Vorratskammer,
 Macht daraus dem Sohn das Helmdach.

Aus der Türe tritt der Vater,
 Führet seinen Sohn und jaget: 380
 „Nun beweiset, edle Donna,
 Mut, gleich der spartan'schen Mutter!
 Denn es geht zum Scheiden jeko;
 Doch es geht in hohe Tatbahn.“ —

„Kehre mit ihm oder auf ihm!“ 385
 Spricht die Mutter, reicht dem Sohne
 Den betränten Silberlingschild.
 „Decke dich der Panzer treulich!“
 Spricht die Mutter, wappnet sorgsam,
 Ihren Sohn mit der Kastanie. 390
 „Sei dir stätz der Helm ein Schuzdach!“
 Spricht die Mutter, setzt außs Haupt ihm
 Ihre halbe hohle Nußschal'.

Spricht der Vater: „Kniee, Junkherr!“ 395
 Nieder kniet Don Zulifantchen,
 Und der Vater gibt ihm Schwertschlag
 Dreimal mit der Federklinge:
 „Führ' dies Schwert zum Heil der Waisen,
 Führ's zum Hort der Witwen, Jungfrau,
 Führ's zum Truz der schnöden Unbill!“ 400

Freudig sprang der neue Ritter
 Auf vom Boden, rief: „Mein Vater,

Laßt mir bringen nun mein Schlachtroß,
 Unfern Schimmel, den bewährten,
 405 Den loyalen Zuckladoro!
 Denn ich reite gleich auf Laten."

Gines brachte, der getreue,
 Setzt den alten, guten Schimmel,
 Den loyalen Zuckladoro.
 410 „Wollt Ihr, Ritter, fraunhaft querwärts
 Sitzen oder männlich schrittlings?
 Fast zu kurz sind Eure Beinlein
 Für des Rückenteils Beschreitung."

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 415 „Nicht will schrittlings, nicht will querwärts
 Ich auf diesem Schimmel reiten.
 Nein, ich setze mich ins Ohr ihm
 Und gebiet' ihm, wie er gehn soll."

Drauf versetzt der treue Gines:
 420 „Pferde dulden nichts im Ohre;
 Kitzeln wird es unsern Schimmel,
 Und hinaus Euch schütteln wird er."

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Dulden wird mich Zuckladoro.
 425 Kitzeln ist ein Wort des Pöbels.
 Dieser Schimmel ist ein Schimmel,
 Welcher durch Vernunft besieget
 Der Natur gemeine Regung."

Alles dies verstand der Schimmel,
 430 Und er bog das Knie. Der Held nun
 Schwang von Haar zu Haar sich aufwärts,
 Bis er kam zum Rand des Ohres.
 Drinnen setzt' er sich zurechte
 Auf dem Knorpel, auf dem festen,

Grüßte mit dem Schwerte höflich 435
 Seine Eltern, grüßte huldvoll
 Auch den vielgetreuen Gines,
 Rief: „Ihr höret von mir Großes
 Oder nichts mehr! Trab, mein Schimmel!“
 Schimmel schnob und strich von dannen. 440
 Aus Vernunft hielt er das Ohr steif,
 Daß der Held gesichert sitze.

Staunend sahn die guten Eltern
 Nach dem wunderbaren Sohne,
 Sahn noch lange seiner Augen 445
 Tatendeutungsvolles Leuchten
 Unterm Helm von Haselnußschal'
 Aus dem Ohr des wackern Schimmels.



6. Erste Raft.

Nieten sind in jedem Lostopf,
 Taube Ruß' auf jedem Rußbaum, 450
 Und Windeier legt ein jedes
 Noch so tät'ge Huhn mitunter.
 So hat diese Heldenfage
 Auch die taube Ruß, die Niete,
 Und das Blatt gleich einem Windei. 455

Zulifantchen ritt in Hasten
 In dem Ohr des wackern Schimmels
 Über Heiden, Felder, Halden
 Ohne Taten, ohne Wunder.
 Sonne schien und Rüste spielten, 460
 Sangen Vögel, muntre, kleine.
 Schimmel nahm als wahrer Weiser,
 Stillestehend, am Weg mitunter
 Gras und Kraut ein derbes Maulvoll,
 Eh' die Gottesgabe faulte. 465

470 Außerst böse, daß sich nirgends
 Zeigt' ein Tatumstand von Würde,
 War der Held, Don Tulifantchen;
 Doch als er sich satt gezürnet,
 Und als nichts dabei herauskam,
 Wurd' er müde, gähnte, schlief bald.

Der loyale Zucladoro
 Merkte kaum des Helden Schnarchen
 Auf dem Knorpel seines Ohres,
 475 Als er sprach: „Wir schlummern gleichfalls.“
 Ließ sich nieder leise, lächlich,
 Seine Augen schloß er beide,
 Auch im Schlafe steif erhielt er
 Aus Vernunft das Ohr, auf daß nicht
 480 Haltlos in den Sand der Heide
 Ziel die Hoffnung des Gedichtes.
 Aber wachend überhienem
 Alle Sterne Roß und Heide
 Mit dem Licht, dem kalten, weißen.



7. Das Land der Weiber.

485 Immer noch schlief Tulifantchen,
 Als schon auf den Feuerrädern
 Helios' goldner Wagen rollte,
 Wach schon lang' war Zucladoro.
 Schimmel, nach dem Schläfer horchend,
 490 Sprach bei sich: „Hier gilt nicht zaudern;
 Raßch von dannen, in die Weite!
 Schlummernd soll mein Herr vorwärts,
 Gleich so manchem Tatentäter.“

495 Sprach's und hob sich auf die Füße,
 Rannte durch die Welt im schrägen
 Windelweichen Schaukelpaßgang.

Tulifantchen träumt' indeffen
 Von den Drachen, Riesen, Ogern',
 Hieb auf gift'ge Ungeheuer,
 Fing den Phönix ein, den Vogel, 500
 Wohnt' in Berg-Krystallengrotten,
 Liebend mit der Nixe kost' er.
 Doch ein lärmend Rufen kreischte
 Jetzt ins Ohr des Schimmels; weckend
 Drang es in des Helden Ohrchen. 505
 Rings um ihn erscholl es: „Haltet,
 Haltet auf das Pferd, das led'ge,
 Auf den Schimmel, den verlossnen!“

Aus dem Ohre höchst gereizet
 Sprang der Held, Don Tulifantchen, 510
 Glitt von Haar zu Haar hinunter.
 Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
 Trohzig rief er: „Wer da waget
 Zu behaupten, daß ein led'ger
 Schimmel sei an diesem Plage, 515
 Der verfechte die Behauptung!
 Ich bewei' auf Tod und Leben,
 Daß ein Schimmel mit dem Reiter
 Ist zur Stelle. Hier der Reiter!“

Aber als er um sich blickte, 520
 Sah er nichts als Weiber; Schürzen
 Sah sein Aug', so weit es reichte.
 Und er stand vor einer großen
 Stadt und vor dem großen Stadttor.
 Überm Tore prangt' ein mächt'ges 525
 Wappen, und im Wappen stolzte
 Eine Kunkel als das Hauptchild.

¹ Französisch ogre, menschenfressender Riese im Märchen, zuerst bei Perrault.

Frug der Held, Don Tulifäntchen:
 „Wo bin ich, und wes das Land hier?“
 530 Und die nächste, zu ihm tretend,
 Eine kräftige Brünette,
 Sprach: „Du bist im Land der Weiber;
 Vor der Stadt der Weiber stehst du.“

Sinnend fragte Tulifäntchen:
 535 „Leben hier denn keine Männer,
 Wie gebräuchlich allerorten?“

Sprach die kräftige Brünette:
 „Keine Männer sind geduldet,
 Oder nur im Sklavensittel,
 540 Unterm Schatten jener Kunkel.
 Groß ist unser Reich; die Grenzen
 Schlossen sich noch nicht des Landes.
 Täglich mehren die Provinzen
 Sich durch wachsende Grob'ung.
 545 Frauen führen die Geschäfte
 Hier des Orts. In Ehr' und Staatsamt
 Siehst du Frauen nur; die Kön'gin
 Grandiose herrscht ob allen.“

Frug der Held, Don Tulifäntchen:
 550 „Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
 Euch gewichen ist? Das sag' mir!“

Sprach die kräftige Brünette:
 „Unsre Männer hießen girrend
 Uns der Schöpfung Meisterstücke,
 555 Engel, ird'sche, ohne Flügel,
 Lagen stäts zu unsern Füßen,
 Mannen sich der Schönheit Knechte.
 Dies geschah so lang', bis daß wir
 Einstens sprachen: „Nun, so wollen,
 560 Da wir Engel sind, wir künftig

Bohnen in der Herrschaft Himmel,
 Und der Schöpfung Meisterstücke
 Soll'n nicht ferner euch, den niedern
 Rohen Duzendfabrikaten,
 Kochen Supp' und Fleisch, Gemüse. 565
 Griffen drauf zu unsern Waffen,
 Zu den Spindeln, zu den Nadeln,
 Schlugen unsre Männer — schwächlich
 Waren sie vom Knien geworden —
 Trieben sie nach fernen Zonen, 570
 Und so haben wir die Herrschaft.
 Doch nicht länger frag', o Fremdling!
 Führen muß ich zum Palast dich,
 Da du gleichfalls bist ein Mannsbild.“ —

„Nur noch eines fragen laß mich“,
 Sprach Don Tulifantchen; „sag mir:
 Wie erhält wohl euer Staat sich
 Ohne Männer für die Folge?“ 575

Sprach die kräftige Brünette:
 „Dafür auch ist schon gesorget. 580
 Denn Provinzen, neu erobert,
 Grenzen an des Paradieses
 Lang verschollnen grünen Garten.
 Dort wächst eine Art von Bäumen,
 So die teuren Schwestern alle 585
 Ohne jenen Spruch des Fluches¹
 Hätt' der Mühe überhoben,
 Die seitdem herkömmlich worden.
 Denn es reifen an den Ästen
 Dicht und voll die schönsten Kinder. 590
 Dieser Baumfleck ist Regale.
 Welche nun der Weiber wünschet

¹ 1. Mose, Kap. 3, V. 16.

Mutterfreuden zu genießen,
 Diese löset von der Herrsch'rin
 595 Auf gestempeltem Papiere
 Einen Kinderschein, und darf dann
 So viel Früchtchen, als sie liebet,
 Dort sich von den Zweigen schütteln.
 Siehe, Jüngling, so erneut sich
 600 Ohne Männer, ohne Kindsnott
 Unser Staat allein durch Baumobst.
 Aber jetzt frag' mich nicht weiter,
 Folge mir zur Kön'gin spornstracks!"

Tulifantchen blickte glühend
 605 Um sich, rief: „Bin ich denn wehrlos?“
 Dann die Hand zur Stirn geführt,
 Faßte sich der Held und sagte:
 „Weißten Händen gern ergibt sich
 Jeder Paladin von Ehre.“
 610 Sprach's mit ablicher Gebärde,
 Neigend zierlich Haupt und Schwertlein.

Und voran schritt die Brünette,
 Hinterdrein schritt Tulifantchen;
 Schimmel folgte, jezo schüttelnd
 615 Voll Bedenklichkeit das Ohr schwer.
 Also schritt der Zug palastwärts
 Durch die weiberangefüllten
 Straßen, durch die Straßen, voll von
 Kindern aus dem Pflanzenreiche.



8. Die Brunnfliege.

620 **F**ürstenzürnen, böjes Zürnen!
 Königsgrimm, o schlimm Verhängnis!
 Herrlich glänzt das Schloß, das güldne,
 Von der Säulen Wald umfränzet,

Mit den Loren, blau, von Jaspis;
 Aber das Entsetzen blicket
 Zulifantchen bleich entgegen
 In dem Schloß aus jedem Antlitz. 625

Auf nun rauschen ihm die Flügel
 Zu den innersten Gemächern,
 Und er steht im Marmorsaale
 Unter weiblichen Ministern,
 Reichs-Kron-Würdeträgerinnen,
 Adjutantinnen der Garde. 630

Die Brünette ging zurücke;
 Zulifantchen war alleine
 Unter den besternten Weibern.
 Alle schau'n, von Angst geschüttelt,
 Nach dem roten Damastvorhang,
 Welcher deckt den Grund des Saales.
 Aber die Premierminist'rin
 Laujchet durch des Zeuges Falte. 640

Zulifantchen naht sich zierlich
 Der Minist'rin, spricht in Züchten:
 „Damen seh' ich voll Bedrängnis;
 Wollet Erzellenz gebieten
 Über Cures Ritters Kräfte!
 Was trübt Curer Augen Sternglanz,
 Daß sie, Sonnen des Gesichtes,
 Nur durch Nebel düster brennend,
 Sünden finstern Tag der Seele?“ 645

„Ritter“, sagte die Minist'rin,
 „Wisse, dieses ist die Stunde,
 Wo die nie genug gelobte
 Große Kön'gin Grandiose
 Denkt ans Glück der Untertanen!“ — 655

„Nicht versteh' ich Eure Rede“,
Sprach der Held, Don Tulifantchen.

660 „Siehe!“ sagte die Minist'rin,
Hob den Vorhang auf; da schaut' er
Im gewölbten Kabinette
Hehr die Kön'gin Grandiose,
Angetan mit Hermelinvlies,
Auf dem Haupt die goldne Krone,
Goldnen Zepter in der Rechten,
665 In der Linken den Reichsapfel,
Ganz genau wie Carreau-Dame.
Sinnend saß sie, tiefes Denken
Hatte sie durchaus umwoben.
Der bemeldete Reichsapfel
670 War gefüllt mit Spaniole,
Und sie schnupfte drauß voll Inbrunst.

„Warum hebt Ihr, wenn der Kön'gin
Landesmütterliche Liebe
Sich zum Heil des Volkes abmüht?“
675 Frug der Held, Don Tulifantchen.

Trüb versehte die Minist'rin:
„Fremdling du im Land der Frauen,
Wisse, daß die große Kön'gin
Nie so leicht ist aufzuregen,
680 Als wenn sie sich ganz vertieft hat
In die edelsten Gedanken.
Darum saßt uns stäts ein Bangen,
Denkt sie an das Glück des Landes;
Denn dann fließen ihre Tränen
685 Einem schönen Ideale,
Wie es könnte sein und nicht ist.
Greift das Leben dann, das rohe,
Ins Konzert der Seele, stört sie

Nur ein Sonnenstäubchen, das nicht
 Nach dem höchsten Willen kränzelt, 690
 Führt sie furchtbar auf und meistens
 Läßt sie, um sich herzustellen
 Zum Regentengleichgewichte,
 Ihrer nächsten köpfen ein'ge."

Ernst erwog in seiner Seele 695
 Dies der Held. Urplötzlich aber
 Sah er dringende Gefahren
 Für die schußvertrauten Frauen,
 Für das Volk von Mikromona;
 Denn so hieß die Stadt, die große. 700

Zu dem offenen Fenster tausend
 Schoß herein der Fliegen eine,
 Die uns Brummer oder Schmeißer
 Nennet die Naturbeschreibung.
 Erst vom weiten flog die wüste 705
 In unangemeßner Weise
 Um die Krone, um den Zepher,
 Um den Blies und um die goldne
 Spaniolreichsapfeldose.
 Doch der kugelrunden Augen 710
 Freches Demagogenleuchten
 Zeigte deutlich, daß sie strebet',
 Auf die Nase sich der Kön'gin
 Hochverrät'risch hinzupflanzen.

Da empfiehlt sich Tulifantchen 715
 Hergebrachterweiß' im stillen
 Der Geliebten, die noch nicht ihm
 Ward beschieden, zieht vom Leder,
 Zieh'nd am Sackgriff, schwingt und wecket
 Vaters guten Federflamberg, 720

Flüstert: „Edle Damen, gramischwer,
 Betet für des Jünglings Heil nun!
 Eine Rathhandlung verrichtet
 Seine Faust zu Eurem Frommen.
 725 Doch wenn ihn sein Stern dem Tod weicht,
 Geb' ein simpler Stein Bescheid nur
 Von dem Namen, dem Geschlechte.
 Tulifantchen heißt der Jüngling,
 Tulifantens Sohn; er rühmt sich
 730 Keinen Bluts und edler Eltern.“

Sprach's und sprang mit gleichen Füßen
 In das Kabinett der Kön'gin.
 Leise wie ein Mückchen schritt er
 Über die gebohnten Dielen.
 735 Kön'gin Grandiose hörte
 Nicht des Paladines Schreiten,
 Sondern dachte tiefgerühret,
 Eine große Trän' im Auge,
 An das Glück der Untertanen.



9. Brummers Tod.

740 **F**ürstenzürnen, böses Zürnen!
 Königsgrimm, o schlimmes Verhängnis!

Brummer brummt und summt und surret
 Um die Nase der Gesalbten,
 Und schon schwillt, man sieht es deutlich,
 745 Auf der Stirn der Landesmutter
 Mählich an die Kollerader.

In dem großen Augenblicke
 Sammelt Tulifantchen schleunig
 Alle Geister seiner Klugheit,
 750 Nimmt behend aus seinem Täschlein

Ein erspartes Stückchen Zucker,
 Hält es Lockend in die Luft hin.
 Kaum erschaut der grimme Brummer
 Das geliebte, stets ersehnte,
 Nie genug geleckte Süße, 755
 Als er durch die Luft geschwungnen
 Kreises naht dem werten Zucker.
 Aber Tulifantchen mutig,
 Sichern Blicks im Feldherrnauge,
 Zielet mit dem Schwert, und eben 760
 Wie das Ungeheu'r sich heftig
 Niederstürzen will zum Zucker,
 Stößt er ihm mit festem Stoße
 Durch den Magen grad' das Schwert nun,
 Daß die Spitze hinten vordrang. 765
 Opfer seiner Leidenschaften,
 Haucht' der Wütrich in den Hades
 Seine Seele, lasterschmugig;
 Und der Held trug die gespießte
 Leiche zu den Weibern; Jubel 770
 Hallt' im Marmoraal; vom Kusse
 Der Erfreuten ward der Junkherr
 Fast zu Tode dort gedrückt.

Aber jetzt erschien die Königin,
 Die Reichsapfelfosenträg'rin, 775
 Und geruhete sich zu äußern:
 „Unsre Stunde war sehr fruchtbar:
 Künftig wird, behufs Ersparung
 Überflüss'ger Dinte, niemals
 Übers i der Punkt gesetzt. 780
 Dies erdachten Wir zum Heile
 Treuer Untertanen gnädigst.
 Das Gesetz emporzuhalten,

Werden Wir sofort ernennen
 Hundertzwanzig Kommissarien
 Mit auskömmlichen Diäten.
 Eine Flieg' umflog, so dünkt' Uns,
 Unserer Person, der heil'gen,
 Allerhöchste Riechorgane.
 Schon erschrafen Wir im Geiste
 Selbst vor Unsem künft'gen Zorne,
 Wenn das Untier sollte wagen,
 Sei's durch Krabblung oder Kitzlung,
 Sei's durch Kennen, Rüsselfühlen,
 Unsrer Raß' und Ruh' zu schäd'gen.
 Denn Wir sind, Wir wissen's, schrecklich,
 Stört man Unsrer weichen Stunden.
 Doch auf einmal stille ward es,
 Und Wir jannen weiter friedlich.
 Hat jemand vielleicht durch kluge,
 Tücht'ge Tat die Flieg' entseuchet,
 Kenn' er frei sich, denn bekannt ist's,
 Daß Wir kein Verdienst im Staate
 Lassen ohne Band im Knopfloch."

805 Sprach jetzt die Premierminist'rin:
 „Dieser tugendhafte Degen,
 Kön'gin, ist der Held des Tages.“
 Knirzte, hob auf ihren Fächer
 Tulifantchen, präsentierte
 810 Ihrer Königin den Helden.

Und das Knie bog Tulifantchen,
 Und der Fliege Leichnam hielt er
 Hoch empor am Schwert, dem guten.
 „Mögen deines Namens Feinde
 815 All' wie dieser Brummer enden!“
 Sprach er mit gesetztem Mute.

Doch die Kön'gin jagt' in milder,
 Würd'ger, königlicher Haltung:
 „Fremder Ritter, du erwarbest
 Großes Recht auf Unsern Dank dir. 820
 Wir erkennen's, Wir beweisen's.
 Leb' im Staat von Mikromona,
 Ausnahm'sweiß', ein Mann und dennoch
 Hochgeehrt! Der Hof vernehme:
 Wer dem Paladine wohlthut, 825
 Reichet der Königin die Wohlthat.
 Mit des Reiches höchstem Orden
 Seid Ihr, Held, hiemit bestallet,
 Mit dem Orden vom Pantoffel!“

Unbeschreiblich war die Wirkung, 830
 Welche diese Wort' erzeugten.
 Tulifantchen war gerührt;
 Grandiose war desgleichen
 Sehr gerührt von ihrer Güte.
 Alle Kammerdamen weinten, 835
 Laut aufschluchzte die Minist'rin,
 Schimmel draußen schwamm in Zähren.
 Drauf zur Tafel ging man, speiset'
 Mit erhöhtem Appetite.
 Abends war die Stadt beleuchtet, 840
 Und in rotem, grünem Feuer
 Brannte transparent an hundert
 Orten: „Vivat!“ und: „Es lebe
 Tulifantchen Fliegentöter!“

So ward groß der Held im Kleinen 845
 An dem Hof von Mikromona,
 Welches liegt im Reich der Weiber.

II. Die Mauer von Brambambra.

1. Der Königin Leid.

Tulifäntchen.

Schon viele Wochen habet
 Ihr, Kön'gin, mich mit Eurer Gunst gelabet!
 850 Ihr schüßt mein Glück; ich wohne
 Im Sonnenschein des Heils an Eurem Throne.
 Jedoch mein Herz verzehret
 Sich in der Ruh', weil Taten es begehret!
 Es will mein Jugendfeuer
 855 Zu neuem Ruhm auf frische Abenteuer!
 Die Welt ist voll des Schlechten;
 Entlast' mich, Majestät! Pflicht ist's, zu sechten.

Grandiose.

So willst auch du mich meiden,
 Du teurer Held, so edel und bescheiden?
 860 In dir fand ich den werten,
 Vertrauten Freund, den, ach! so lang entbehrten.

Tulifäntchen.

Des Heldentums Verhängnis
 Triffst nun auch mich, des Scheidewegs Bedrängnis!
 Mich ruft hinweg die Tugend;
 865 Doch Dank hält in der Fessel meine Jugend.
 Wie soll aus Doppelfetten
 Sein Selbst der Sohn Don Tulifantens retten?
 Daß sich ein Mittel fände,
 So Pflicht und Gegenpflicht gelind verbände!

Mir künden Eure Mienen 870
 Geheimen Gram; drum spricht: kann ich Euch dienen?

Grandiose.

Willst du, daß ich dich stürze
 In sichere Schmach?

Tulifántchen.

Du deut'st auf meine Kürze?

O schmerzliche Verletzung!

Grandiose.

Nein, durch Vertrauen bewei' ich meine Schätzung. — 875

Mit dem Gemahl, dem lieben,
 Den ich hernach aus Stadt und Land getrieben,
 Genoß ich wenig Glücke;
 Charaktervoll war ich und er voll Tücke.

Ich litt durch ihn unendlich; 880

Doch kam ich in die Wochen unabwendlich
 Jedwedes Jahr. Erkläre,
 Vermagst du es, das Rätsel mir, das schwere,
 Daß wir, die schlimmsten Gatten,
 In sechszehn Jahren sechszehn Kinder hatten? 885

Die Parze spannt vom Kocken
 Rasch ihren Flachs; sie starben an den Pocken.
 Vermitteltst der Vaccine

Erhielt ich nur Prinzessin Balsamine.

Die Tochter seit der Kindheit 890

War stäts ein Muster lernender Geschwindigkeit;
 Sie stand mit achtzehn Senzen
 Beinah an jedes Wissens letzten Grenzen,
 Trieb dreizehn tote Sprachen

Und las am liebsten philosoph'sche Sachen. 895

Anatomie ins kleinste

Verstand sie, spaltete Begriffe auf das feinste!

Tulifántchen.

Wo ist sie denn zu schauen?

Grandiose.

Geraubt, entführt, in eines Riesen Klauen!

Tulifäntchen.

900 Entführt? Ein Rief? Ich bebe . . .
Doch nein! Es lebt die Tapferkeit, ich lebe!

Grandiose.

Der Riese, wehe! wehe!

905 Hat seinen Horst in meines Reiches Nähe
Auf hohem Schloß; die Mauer,
Von Eisen ließ sie machen der Erbauer.
Und hinter diesen Wänden
Von Eisen hält mit seinen plumpen Händen
Das Untier fest die Tochter.
Sie ist bei ihm; seht, Teurer, das vermocht' er!

Tulifäntchen.

910 Von böier Lust getrieben?

Grandiose.

Dergleichen hat sie niemals mir geschrieben.

Tulifäntchen.

Schickt sie dir denn Billette?

Grandiose.

915 Allwöchentlich. Sie rühmt die Etifette
In jenes Riesen Wohnung;
Mir zum Erstaunen preist sie seine Schonung.

Tulifäntchen.

. Warum sie dann verhaften?

Grandiose.

920 Aus reiner Liebe zu den Wissenschaften.
Wie meist die Riesen pflegen,
Hat dieser in der Jugend obgelegen
Dem Spiele bloß, dem Trunke,
Und niemals glommt in ihm des Geistes Funke.

Auf einmal aber haben,
 Als er ins Alter trat der klugen Schwaben,
 Sich neue Wünsche, denkt!
 In seine breite, rauhe Brust gesenket. 925
 Denn weil er sah, wie jeder
 Jetzt braucht den Mund und besser noch die Feder,
 Entschloß er sich — das Grauen —,
 Den Geist, der lang gebracht, anzubauen.
 Sogleich verschrieb er Maitres 930
 In Sprachen, Wissenschaften und belles lettres,
 Wobon jedoch nicht einer
 Den Riesen klüger machte oder feiner.
 Stäts blieb ein Ignorante
 Der späte Bildung dürstende Gigante. 935
 Die Lehrer mußten tragen
 Die Schuld; er hat sie sämtlich totgeschlagen!
 Drauf hört' er von dem Rufe
 Der Tochter, daß sie klomm zur höchsten Stufe
 In der Minerva Tempel, 940
 Als der Gelehrsamkeit hell strahlendes Exempel.
 Und alsobald im Herzen
 Sprach er: „Sie ist's! Sie zündet mir die Kerzen!“
 Als über Konjekturen
 Sie einst nun sann auf unsern Wiesenfluren, 945
 Sprang aus der Büsche Dicke
 Der räuberische Riese, voll von Lücke,
 Geschwinde wie der Wind her;
 Seit diesem Tage, Freund, hab' ich kein Kind mehr!
 Tulifántchen.
 Leb wohl!
 Grandiose.
 Wohin?
 Tulifántchen.
 Noch fragen? 950
 Du kenneßt mich! Nichts mehr hab' ich zu sagen.

Grandiose.
Du wolltest . . . ?

Tulifäntchen.
Wollen? Wollen?
Gib'ts hier ein andres Wort als: Müßsen, Sollen?

Grandiose.
Ach, fürchte . . .

Tulifäntchen.
Nur die Schande
955 Fürcht' ich! Was fürchtet sonst ein Mann von Stande?
Mir ist der Tag erschienen
Der Tat, des Ruhms! Ich rette Balsaminen!



2. Ritter Eis von Quinten.

960 Welche Triller, welche Läufe,
Dringen aus dem Busch, dem grünen?
Klingt es doch wie Sterbeflaglaut!
Aber singt man, wenn man abfährt?

Tulifäntchen kam getrabet,
Sprang behend vom Ohr des Schimmels;
965 In das Dickicht, ohne Bangen,
Abenteuerdurstgequälet,
Schritt der Held, Don Tulifäntchen.

Blut'ge Steine! Roter Rajen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Trug das rote Bett von Rajen.
970 Tulifäntchen flog zum Wunden,
Sprang auf seine Brust mitleidig,
Neigte sich zum Ohr des Blut'gen,
Und er wisperte ins Ohr ihm:
„Sprich, wer bist du? Wer erschlug dich?
975 Kann ich helfen? Kann ich noch dir
Was erzeigen? Liebes, Gutes?“

Sprach's. Da griff der Todeswunde,
 Welcher war ein Mann des Sanges,
 Mollakkord' auf der Guitarre,
 Die er hielt in seinem Arme, 980
 Prälu-dierte, sang. Er sang es
 Mit dem reinsten, schönsten Vortrag:

„Nicht kannst du mir helfen, Kleiner,
 Liebes, Gutes nicht erzeugen.
 Mich ereilt der Tod inmitten 985
 Meiner harmonieenschwangern,
 Sang- und klangdurchrauchten Tage.
 Sieh das Blut in meinem Schopfe,
 Fühl im Schädel dieses Loch!“

Sprach der Held, Don Zulifantchen: 990
 „Nenne deinen Mörder, Jüngling!
 Denn ein Rächer jeder Unbill
 Steht, ich bin's, auf deinem Busen.
 Fielst du nicht in gleich-gerechtem
 Ritterkampf von Hieb und Stoße, 995
 Schlag dich ein Verräter meuchlings,
 Räch' ich dich. Bei meiner Ehre
 Sei's geschworen; wisse solches!“

Sang der blut'ge Guitarriste:
 „Solfeggierend¹ zog durchs Land ich.“ 1000
 Da vernahm ich, daß Prinzessin
 Balsamine sei forciertex
 Maitre eines dummen Riesen.
 Wisse nun, daß ich der Kön'gin
 Mich zum Dank verpflichtet fühlte! 1005
 Als ich unversehns gekommen
 Jüngst ins Land, ins Reich der Weiber,
 Schenkte sie das Leben mir

¹ Solfeggio heißt eine Gesangsübung, bei welcher die Töne nicht auf einen Text, sondern nur auf Vokale gesungen werden.

In Betrachtung des Tenores,
 1010 Den mir die Natur verliehn.
 Drum den notgedrungenen Unter-
 richt (die Arie heißt die Unter-
 brechung, wie gar oft, des Wortes),
 Jene Zwangslehrtunden, sag' ich,
 1015 Aufzuheben, schwoll das Herz mir.
 Nicht mit Schwert noch Speiß bewehrt' ich
 Meine kunstgeweihten Hände;
 Nein, der Macht der Töne traut' ich.
 Ein Konzert wollt' ich im Schlosse
 1020 Jenes Riesen geben, hoffte,
 Im Gewühl der Menschen leichtlich
 Zu entführen die Prinzessin.
 Als ich angelangt vorm Schloßtor,
 Saß der Riese Schlagadodro
 1025 (Dieses ist des Untiers Name)
 Auf der Zinne seiner Mauer,
 Wie er pflegt zu tun nach Tiiche,
 Gähnte, blinzte mit den Augen.
 Ich sang ihn mit meiner größten
 1030 Arie an und bat um Einlaß,
 Nannt' ihn alles Schönen Fördrer,
 Nannt' ihn geistreich und gemütvoll.
 Doch der Riese rief mit rohem
 Spott: „Ich hatte mytholog'sche
 1035 Stunde just bei der Prinzessin
 Und vernahm von jenen Wundern,
 Welch' in alten finstern Zeiten
 Deiner holden Kunst gelungen.
 Hat sie Steine aus dem Bett nicht
 1040 Nach der Töne Klang gezogen?
 Dies Mirakel wiederhole
 Heut sich in der jüngsten Sonne!“

„Sprach's, und eh' ich konnte ducken,
 Hat das Ungeheur'r den größten
 Stein gerissen aus dem Turme, 1045
 Hat ihn mir außs Haupt geschleudert,
 Daß die Stirn zerbarste klawend.
 Hieher schleppt' ich mich im Blute.
 So als Opfer halber Bildung,
 Mißverständener Antike 1050
 Fiel der Ritter Fis von Quinten,
 Fiel der Ritter vom Tenore.“

Sprach der Held, Don Zulifantchen:
 „Warum singst du stäts, mein Guter,
 Singst noch in der Todesstunde?“ 1055

Sang der Ritter Fis von Quinten:
 „Weil ich nichts versteh' als dieses.
 Schon als Knab' im weißen Säckchen
 Merkt' ich, was der Welt behaget;
 Danach hab' ich mich geschicket.“ 1060

Sprach der Held, Don Zulifantchen:
 „Ist es wahr, was mir ein düstrer
 Spötter zugeräunet jüngstens?
 „Unsre Welt verlangt mit nichten',
 Sagt' er, „mehr nach Geist und Größe, 1065
 Sinn und Tiefe, Tatenmarke;
 Denn sie gähnt in der Tragödie,
 Denn sie gähnt im kühnen Lustspiel,
 Denn sie gähnt bei dem Gedichte,
 Und bei dem Gespräche gähnt sie, 1070
 Gähnet über Männer, gähnet
 Über Helden, Gott und Himmel.
 Diese alte Gähnevettel',
 Sprach der düstre Mann voll Ingrim, 1075
 „Hält nur noch die Augen auf,

Wenn die wolluſtmüden Nerven
Eine Opernarie kraut.
Wunder Ritter, iſt dem alſo?"

Sang der Ritter vom Tenore:

1080 „Dieſem iſt ſo, ja, gottlob!
Darum lernt' ich, was jezt not tut,
Lernte ſingen, nichts als ſingen;
Sang mich in den Arm der Frauen,
Sang mich in der Großen Palaſt,
1085 Sang mich in der Kön'ge Prachtſaal.
Wo ein Wen'ges von geſundem
Menſchenteiſe wollte keimen,
Sang ich nieder dieſen Erzfeind
Aller Sängers, nieder ſiegreich.
1090 Sprechen hab' ich ganz vergeſſen
Und beinah' das Denken gleichfalls.
So ward ich zum reinen Tone,
Ward zum wandelnden Akkorde."

1095 Schmetternd ſchlug ein runder Triller
Aus dem Mund des Guitarriften
Gleich dem Blitz in blaue Lüfte,
Wurde ſchwächer dann und bebte
Aus im Boß, dem ſogenannten.
Dieſer erſte Fehler kündet
1100 An des Sängers letzte Stunde:
Nieder ſinkt das Haupt, gebrochen
Starr'n die Augen; fäliſchlich trillernd
Stirbt der Ritter Fiſ von Quinten,
Stirbt der Ritter vom Tenor.

1105 Tulifäntchen ſaß bewegt
Auf der Bruſt des Toten, weinte:
„Rächen will ich Fiſ von Quinten,
Retten will ich Baſſaminen!"

Kam ein Bauer, seufzt' und klagte:
 „Nieder tritt mein Korn der Riese.
 Ach, wer hilft, wer hilft mir Armen?“ 1110

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Ich will diesem Bauer helfen,
 Ich will rächen Fis von Quinten,
 Ich will retten Balsaminen.“ 1115

Kam ein Schäfer, seufzt' und klagte:
 „Ach, der Riese stahl das Schaf mir!
 Ach, wer schützt, wer schützt mich Armen?“

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Ich will diesen Schäfer schützen,
 Ich will jenem Bauer helfen,
 Ich will rächen Fis von Quinten,
 Ich will retten Balsaminen.“ 1120

Kam der Apfelbaum gewackelt:
 „Riese frißt all meine Äpfel.
 Ach, wer schirmt die Zweig' am Stamme?“ 1125

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Ich will deine Zweige schirmen,
 Diesen Schäfer will ich schützen,
 Jenem Bauer will ich helfen,
 Ich will rächen Fis von Quinten,
 Ich will retten Balsaminen.“ 1130

Kam die Luft heran und klagte:
 „Mich zerreißt der Rief' mit Schnarchen.
 Ach, wer heilet mich, die Arme?“ 1135

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Heilen will ich Luft mit Blute,
 Schirmen Apfelbaumes Zweige,
 Diesen Schäfer will ich schützen,
 Jenem Bauer will ich helfen,“ 1140

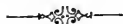
Rächen will ich Fis von Quinten
Und erretten Balsaminen."

1145 Sank die Sonn' herab und klagte:
 „Mir wird übel von dem Riesen.
 Wer bringt ihn mir aus den Augen?"

 Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Süßer, goldner Quell des Tages,
 Ich will bergen ihn im Grabe!"

1150 Auf vom Leichnam sprang begeistert
 Unser liebenswürdiges Heldchen.
 Bauer betet, Schäfer betet
 Für den Paladin, den kleinen,
 Apfelbaum wirft ihn mit Blüten,
 Luft, gleich einer Siegesfahne,
1155 Wehet vor ihm her gewaltig,
 Sonne sieht ihm günstig lächelnd
 Nach auf seinen großen Bahnen.

 Schlaf in Frieden, Fis von Quinten!
 Hoff' Erlösung, Balsamine!
1160 Zittre, zittre, Schlagadodro!



3. Die Riesenwirtschaft.

Schlagadodro! Schlagadodro!
Ungechlacht hieß dein Herr Vater,
Tramplagonde die Frau Mutter;
Doch du selbst heißt Schlagadodro!

1165 O bedeutungsvolle Wahrheit
 Jenes tiefen Spruchs aus Oten:
 „Was das Hänßchen nicht gelernt,
 Wird der Hans wohl wissen schwerlich!"

Folgt mir jeho zu dem Haushalt
 Meines alten Riesenschülers 1170
 Schlagadodro, Schlagadodro!

Nur mir nach! Der Weg ist schlüpfrig:
 Felsenauf, durch Waldgerinnicht
 Winden sich die Pfade rieselnd.
 Hütet das Gesicht vor Messeln! 1175
 Nehmt in acht die Hand vor Dornen,
 Vor dem Pfriemkraut, vor den Brombeer'n!
 Fürchtet nichts! Euch führt der Dichter,
 Und ihn führt die freud'ge Muse;
 Nur den Fels noch! So, da sind wir 1180
 Auf der Blöße, hoch im Dickicht.

Seht, da steht das Schloß Brambambra!
 Gelt, das ist ein Riesenlustschloß?
 Kost't dreihunderttausend Taler!
 Vater sel'ger Schlagadodros 1185
 Kauft' es einst. Nun aber ratet.
 Ratet klug, von wem er's kaufte?
 Von dem alten Zulifanten,
 Welcher damals Gelder brauchte.
 Ha, Verhängnis! Zulifantchen! 1190

Geht nur näher zu der Mauer
 Ohne Scheu! Noch speist der Riese.
 Seht, sie ist durchaus von Gußstahl.
 Schlagadodro holt' aus England
 Sich den Meister, der sie baute 1195
 Mit geheimnisvoller Kunsthand.
 Nirgends seht ihr eine Schraube,
 Nirgends eines Stück's Verbindung;
 Friisch und ganz steht diese Mauer
 Wie ein Kind aus Mutterleibe, 1200
 Und doch wurden viele tausend

Eifenplatten ineinander
 Eingefüget; wer entdeckt
 Dieses Werks verstecktes Wunder?
 1205 Scheuern läßt der Riese Samstags
 Seine Mohren diese Mauer,
 Sie mit Schmirgel reinlich puhen,
 Daß sie glänzt, ein blauer Spiegel,
 Weit vom Berg in alle Landschaft.
 1210 Denn er hält auf sie unendlich,
 Und sie ist sein Glück, sein Abgott.
 Schläft um aller Götter willen
 Nicht, ihr Teuren, wenn die Mauer
 Vorkommt; schläft bei andern Stellen!
 1215 Glaubt, sie ist vom höchsten Einfluß
 Auf das weitere Verläufnis
 Dieses großen Heldenliedes!

Rasch hinweg, da naht der Riese!
 Nach dem Essen wird studieret.
 1220 Rasch nur hinter jenen Vorsprung!
 Muße, bleibe du auf Posten,
 Sag uns treulich, was du schautest!

Schlagadodro blickt verdrießlich
 Wie der alte Hund bei Lichtwer,
 Der zum Lernen war so kopflos.
 1225 Unter jedem Arme trägt er
 Sein Getränk in einem Orhofs.
 Setzt sich zwischen seine Fässer
 Auf der Mauer Kante, baumelt
 Mit den Beinen, sagt verdrießlich:
 1230 „Sonne sticht auch gar zu stark hier,
 Und dabei soll man studieren!
 Ein verfluchtes durst'ges Wetter!“
 Führt mit Anstand zu den Lippen

Eins der beiden Orhstfässer, 1235
 Trinkt gelinde aus dem Spundloch,
 Trinkt, verschluckt sich nicht im mind'sten,
 Trinkt das Orhst bis zur Reige,
 Wirft die Tonne von der Mauer,
 Trinkt die zweite, wirft sie 'nunter, 1240
 Leer bis auf die Nagelprobe.

Seine Augen wurden wacker.

Sprach: „Nun soll'n die Wissenschaften
 Auch getrieben werden endlich.
 Immer Schlingen, Schlucken, Schlemmen 1245
 Ist, bei Gott dem Herrn, fast viehisch.
 Denn im Leibe sitzt der Magen,
 Und im Kopfe sitzt die Seele.
 Brot und Fleisch verlangt der Magen;
 Kenntnisse verlangt die Seele. 1250
 Ist der Magen satt vom Essen,
 Muß die Seele auch was haben.
 Das ist Ordnung; also will es
 Die Gerechtigkeit, die erste
 Aller Tugenden. Die Seele 1255
 Ist just'ment so gut, wie du bist,
 Musje Magen. — Damit Punktum!“

Sprach's, holt' aus der Tasch' ein Büchlein:
 Buttmanns „Griechische Grammatik“;
 Denn er stand beim Griech'schen grade 1260
 — „Das Ebräische soll folgen“,
 Sagte die Prinzess, „im Herbst“ —
 Lernte: „Tüpto, Tüpteis, Tüptei,
 Tüptomen, zuletzt Tüptusi“¹,
 Daß der Wald von dem Gebrüll scholl 1265
 Und die Erd' in Ängsten bebte.

¹ Das Präsens des ersten Verbparadigma's, das „schlagen“ bedeutet.

Während so der arme Riese
 Griechisch lernte mit Beeifrung
 Und den Takt schlug mit den Beinen,
 1270 Standen hinter ihm die Mohren,
 Seine tägliche Bedienung,
 Wedelnd mit den Straußenwedeln,
 Knull, der Obermohr, und fünfzig
 Kohlpechschwarze Untermohren —
 1275 Einundfünfzig Stück im ganzen.

„Knull, jetzt kann ich's; überhöre!“
 Rief voll Freuden Schlagadodro
 Nach dreistündiger Bemühung.

Knull nahm's Buch hin, überhörte.
 1280 Schlagadodro kratzt' im Haupte,
 Blickt' hinunter, blickt' gen Himmel,
 Schwang und schlenkerte die Finger,
 Konnte nicht ein Sterbenswörtchen;
 Weinte, daß das Griech'sche nimmer
 1285 Woll' in seinen Kopf, den harten;
 Weinte zwanzig Eimer Tränen
 Aus den Augen, vierzigöllig,
 Von der Mauer von Brambambra
 Nieder auf den selgen Buttmann.

Dieses waren deine Leiden,
 1290 Schlagadodro! Schlagadodro!
 Ungechlacht hieß dein Herr Vater,
 Trampplagonde die Frau Mutter;
 Doch du selbst heißt Schlagadodro.



4. Die Prinzessin und der Rinderbraten.

1295 Süße Minne! Rätselfnacht!
 Labyrinth der Liebeswege!

In dem roten Atlasdiwan
 Saß Prinzessin Balsamine
 An dem wohlbesetzten Teetisch;
 Trank den Tee als wie zu Hause, 1300
 Trank ihn aus gemalter Tasse;
 Sie trank ihren Tee mit Sahne.

Ihr zu Füßen saß der Riese,
 Trank desgleichen Tee; doch trank er
 Seinen Tee mit Branntwein; schauernd 1305
 Trank er diesen Trank hinabwärts,
 Denn er schmeckt' ihm stäts wie Spülicht.
 Und ein herber Kummer zehrte
 An der edlen schönen Seele;
 Seine Nerven litten sichtlich. 1310

Feurig jagte Balsamine,
 Die lavendelbusch'ge Fürstin:
 „Teure Mutter, daß du wüßtest,
 Wie es deinem Kind so wohl geht!
 Hätt' ich damals ahnen können, 1315
 Als du mich entführtest, guter,
 Von der Welt verkannter Riese,
 Daß ich solchen geist'gen Umgang,
 Solche Sympathie der Seelen,
 Alle die Berührungspunkte 1320
 Finden würd' auf Schloß Brambambra?“
 Sprach's, und rief mit genialem
 Augenzwinkern, zärtlich blickend:
 „Süße Minne! Rätjelnacht!
 Labyrinth der Liebeswege!“ 1325

Ärgerlich rief Schlagadodro,
 Ungechlachtens Sohn und Erbe:
 „Hört, Prinzessin, menagiert Euch!

1330 Dieses Blicken, Blinzen, Blizen
 Zeigt mir, was die Glocke ichlug hier.
 Ihr habt, Hoheit, leider Gottes
 Sündlich Euch in mich verguckt.
 Lasset solche Narrenzpossen!
 Nehmt Vernunft an, bitt' ich herzlich."

1335 Drauf versetzte Balsamine,
 Die labendeldußt'ge Fürstin:
 „Das Genie hat kein Geschlecht!
 Ich bin genial. Was künmert
 1340 Mich der niedern Schwestern Zierspuß?
 Titan du, ich Titanide!
 Und ich suchte mir den andern?
 Und du liebtest eine andre?
 Kühn und frei, wie mir's geziemet,
 1345 Sprech' ich: In der Zeit der Kleinen
 Hat mich, Riese, deine Größe,
 Deine echte Urnatur,
 Hat mich, Demant, deine Roheit,
 Deine ungechliffne Einfalt
 Höchst energisch angesprochen!"

1350 Ärgerlich rief Schlagadodro,
 Ungeschlachten's Sohn und Erbe:
 „Ein gesittet Frauenzimmer
 Muß von Energie nichts wissen.
 Sind mir das nicht Modefloskeln!
 1355 Liebet mich in Gottes Namen;
 Nur macht keine Präntionen;
 Ich verjag' Euch jede Hoffnung.
 Den Romanenkram, den haß' ich;
 Meine Ruh' ist, was ich liebe,
 1360 Und ich halt' auf gute Sitten
 In dem Schlosse von Brambambra.

Ihr seid Maitre, damit basta!
Dieses ist das Wort, das rohe,
Eures ungechliffnen Demants."

Drauf erhob sich Balsamine, 1365
Die lavendelduft'ge Fürstin,
Und sprach hochbegeistert also:
„Saft und Kraft in jedem Zuge!
Schlafe wohl, du herz'ger Räuber!
Gott beschirme deine Unschuld! 1370
Wie er mich so kindlich anblickt!
Gute Nacht, rechtschaffne Seele!“
Hüllte sich in ihre Schleier,
Ging zu der gewölbten Kammer,
Lehnt' ihr hohes Haupt ans Fenster, 1375
Blickt' empormwärts zu den Sternen,
Schwazte mit dem Großen Bären,
Bis sie endlich einschlief drüber,
Von Genie, Gefühl ermüdet.

Ärgerlich rief Schlagadodro, 1380
Ungechlachtens Sohn und Erbe:
„Müssen mir noch solche Sachen
Gar begegnen in dem Kursus?
Hol' der Henker mein verdammtes
Schwach'es, zartes Herz von Butter! 1385
Die Vernunft sagt: Schlag' die Närrin
Tot, wie du bis jezo totschlugst
Jeden, der dir schuf Beschwernis!
Alles Ding auf Erden schwindet 1390
Nach vollendeter Bestimmung.
So ist's recht, das will die Ordnung.
Der Prinzessin Erdenzweck war,
Mich zu bilden. Aber jezo
Hat sie diesen Zweck erfüllt;

- 1395 Denn ich weiß die schwere Menge.
 Deklinieren kann ich, lernte
 Griechisch, kam bereits bis Tüpto.
 Asien, Afrika, Europa
 Und Amerika und unten
 1400 Da im Stillen Meer das viele
 Gänselein von Inselnuiten
 Sind die fünf Weltteil; es lebet
 Ein allmächt'ger Gott im Himmel;
 Sterben wir, ist die Geschichte
 1405 Nicht so mir nichts dir nichts aus;
 Nein, dann kommt das ew'ge Leben,
 Und der Mensch hat freien Willen.
 Wenn ich frage: Wem? dann seh' ich
 Mir, und frag' ich: Wen? dann ziemt es
 1410 Mich zu sagen; und die Erde
 Gleich 'ner alten Pomeranze.
 Wozu noch mit mehrerm Wissen
 Meinen Leib aufblasen? frag' ich.
 Wozu lebt noch die Prinzessin,
 1415 Da, lass' ich die Törrin leben,
 Sie nicht fahren läßt die Liebe,
 Allerhand mir in den Kopf setzt,
 Was mir raubet meinen Frieden,
 Inkommodität verursacht,
 1420 Trouble bringt in meine Hausruh,
 Träume bringt in meinen Schlummer
 Und mir störet die Verdauung,
 Welch' im Leben ist der Hauptpunkt?
 „Doch das Herz spricht: Schlag' sie nicht tot!
 1425 Töten, was uns liebt, ist schwerlich
 Zu entschuldigen; man prügelt
 Schon nicht gern, die uns verehren.

- Auch das Herz hat seine Rechte,
 Und ein ewiges Gesetz ruft:
 Schöne Menschenblut! — Wie harmlos 1430
 Leb' ich, als ich noch nichts wußte
 Von dem ewigen Gesetze!
 Damals, kann ich sagen, schlug ich
 Tot im reinsten Seelenfrieden.
 Du hast aus dem Paradiese 1435
 Mich getrieben, o Kulturstand!
 Fluch dem Baume der Erkenntnis!“
- Sprach's, und setzte sich zum Essen.
 Einen fetten Ochsen trugen
 Bierzehn Mohren auf; am Spieße 1440
 War er delikat gebraten.
 Schlagadodro faute, wurde
 Nur der einen Keule mächtig.
 Melancholisch rief er: „Schlinget,
 Mohren, ihr des Ochsen Reste! 1445
 Mir im Munde quillt der Bissen.“
- Stöhnend ging der biedre Riese
 Mit den angegriffnen Nerven
 Drauf spazieren in dem Mondschein.
 Pflückt' am Bach ein blaues Blümchen, 1450
 Führt' es zu den Lippen zärtlich,
 Sprach: „Vergiß mein nicht, du Holde!
 Ja, ich muß dich schlagen tot.
 Einen tiefen Blick heut abend
 Hab' ich in mein Herz geworfen. 1455
 Nie hat ein gebratner' Ochs
 Mir bis heute widerstanden, —
 Nicht, als starb mein teurer Vater,
 Nicht, als starb die würd'ge Mutter,
 Die verklärte Trampplagunde. 1460

Heute widerstand der Dchs mir!
 Suchst du noch nach andern Zeichen,
 Unglücksel'ger Schlagadbro?
 Ja, du liebst, und sie muß sterben;
 1465 Denn die Tugend ist mein Stolz,
 Keuschheit meine Passion;
 Jeder hat ja Steckenpferde.
 Ich will nicht bei den verdorbnen
 Lieberlichen Hünen zählen,
 1470 Die in allen Sagen spuken.
 Nein, ich will auf meinem Sarg
 Einst die Inschrift: „Hier, o Wandrer,
 Ruht der jungfräuliche Riese!“ —
 Arme Balsamine! Wärst du
 1475 Nie was andres mir gewesen
 Als ein frommer, stiller Maitre!
 Wunderbar, daß ich doch alle
 Meine Lehrer muß ermorden!
 O, das Schicksal ist wahrhaftig
 1480 Eine Ruß, die aufzuknacken
 Kein Verstand besitzt die Zähne.
 Still! Vom Grübeln wird man mager.
 Sei ein Mann und schone deiner!
 Alle Menschen sind ja sterblich.
 1485 's ist ein Übergang! Das bißchen
 Tod ist kaum der Rede würdig.
 Sie hat's gut, sie geht zur Ruhe;
 Ich bleib' hier im Tal der Schmerzen.
 Ihr wird wohl. — Na, mir wird besser.
 1490 Noch drei Tage soll sie leben,
 Sterben an dem vierten Tage!“
 Süße Minne! Rätselnacht!
 Labyrinth der Liebeswege!



5. Die Fee im Walde.

Traurig unter grünen Buchen,
 Auf dem Stiel von einem Farnkraut 1495
 Saß der Held, Don Tulifantchen.
 Nachgedankenvoll daneben
 Stand der Schimmel, der Loyale,
 Stand der treue Zuckladoro.
 Über Tulifantchens Gramhaupt 1500
 Ging sein ritterlich Gewaffen
 An der Binse schwanke Ästlein,
 Ging der starke Silberlingschild,
 Ging das blanke Federklingschwert,
 Müßig, angegelbt vom Roste. 1505

In den Sand schrieb Tulifantchen
 Mit dem Fuße Zeichen, trübe,
 Und der Schimmel hing die Ohren.
 Beiden schwoll der tapf're Busen
 Von herzkränkender Empfindung. 1510
 Aber, was verdroß den Helden?
 Was hat ihm den Mut verdüstert?
 Weißt du es, so sag' es, Muße!
 Doch sie schüttelt eigensinnig
 Ihr ambrosisch Haupt; so spricht sie: 1515
 „Wenn der Dichter sich verfahren
 Und der Wagen steckt im Moore,
 Soll'n wir Götter Vorspann geben.
 Nein, mein Freund, nun hilf dir selber!
 Frag' den Helden, was ihn schmerzet! 1520
 Schaff den Rat, du schufft die Sorge.
 Mir gilt's gleich, wenn Tulifantchen
 Ewig sitzen bleibt im Walde
 Und am schwanke Binjenaste
 Schwertlein, Schildlein verrostet.“ --- 1525

Eigensinn'ge Göttin, Böse!

Ja, ich helf', ich helf' mir selber. —

Alte, die du dort das Reifig

Suchst im Wald mit Mühe, reichend,

1530

Alte, komm, sei du die Muje!

Führe du das Epos weiter!

Trippelnd trat die Alte, hüftelnd,

Zu dem Helden, dem betrübten,

Setzte sich aufs Bündel Reifig,

1535

Das sie las im Wald, und sagte:

„Held, warum so hypochondrisch?

Ward dir deine Liebste untreu?

Sprang dein Schild? Zerbrach das Schwertlein?

Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß?“

1540

Sprach der Held, Don Tulifantchen:

„Schimmel geht noch Schaukelpaßgang;

Schwert und Schild hängt heil am Aste.

Keine Liebste ward mir untreu;

Denn mir fehlt der Schatz bis jezo.

1545

Doch verstimmt und höchst verdrießlich

Ist der Sohn Don Tulifants.“

Ihm ver setzte drauf die Alte

Hüftelnd auf dem Bündel Reifig:

„Jene drei erwähnten Dinge,

1550

Waffen schaden, Damenuntreu,

Spat am Schlachtroß, sind die einz'gen,

Die mit Recht in Trübsal dürfen

Stürzen einen tapfern Degen.“

Schüttelnd drauf sein kleines Häuptlein,

1555

Sprach der Held, Don Tulifantchen —

(Schimmel, der ihm alles nachmacht,

Hat gleichfalls den Kopf geschüttelt):

„Noch ein viertes Ding wohl gibt es,
 Schwerer als die drei, das schwerste
 Für ein adliches Gemüte. 1560
 Kennst du überseh'ne Helden? —
 Ich bin so ein Überseh'ner.

„Eine Welt in meinem Busen,
 Eine Welt von kühnem Tatdrang,
 Wird' ich ganz und gar verachtet. 1565
 Schon drei Tage lagr' ich stillwild
 Vor dem Schlosse von Brambambra;
 Schon drei Tage klopft' ich trutzvoll
 An die eh'rne Flügelpforte;
 Schon drei Tage fordr' ich schlachtheiß 1570
 Meinen Gegner Schlagadodro
 Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
 Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
 Doch mein wildes, zorn'ges Fordern
 Ist vergebens, — nicht bemerkt er's. 1575
 Seine Augen übersehn mich;
 Seine großen Ohren hören
 Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.
 Vor dem Baum, dem Bauer, Schäfer,
 Vor der Luft und vor der Sonne 1580
 Wird' ich, wehe mir! zum Spotte.
 Ungerächt bleibt Fis von Quinten,
 Ungerettet Balsamine.
 Wie besteh' ich vor der Kön'gin?
 Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel 1585
 Meines Glückes in den Abgrund.
 Wär' ich ein'ge Ellen länger!
 Ich verfluche meine Kleinheit.“
 Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
 Schwer und heiß die helle Zähre. 1590

Und die Alte nahm ihn jäntlich
 Auf den Schoß, strich ihm die Wangen,
 Strich die weichen, blonden Haare.
 Schimmel sank auf beide Kniee,
 1595 Wollte seinen Herren trösten,
 Legte mit der Zung', der breiten,
 Über Kopf und Brust und Beine;
 Hätt' ihn fast dabei verschlungen.

Und es sprach die Alte hüstelnd,
 1600 Sitzend auf dem Bündel Reifig:
 „Sohn, beruh'ge dich! Beruh'ge
 Dein geliebtes Herz! Sei heiter!
 Sieh, ich sage dir: Zur Stunde
 1605 Fällt von deiner Faust Brambambra,
 Und dem Riesen und den fünfzig
 Mohren bringt der Sturz den Garauß.“

Sprach der Held, Don Tulifäntchen:
 „Willst du meiner spotten, Mutter?
 Kannst du machen lang die Kürze?“

Darauf sprach die Alte hüstelnd,
 1610 Sitzend auf dem Bündel Reifig:
 „Nicht will deiner spotten, Sohn, ich.
 Nicht verläng'r ich deine Kürze.
 Horche zu! Ein groß Geheimnis
 1615 Ründ' ich dir; saß meine Worte!“

Tulifäntchen sah ins Aug' ihr,
 Welches glüht' in Purpurfeuer,
 Seltzam, geisterhaft, doch traulich.
 Zuclador', der ganz getreue,
 1620 Hielt sein Ohr an ihre Lippen.
 Achtsam lauschten Held und Schimmel.

Also drauf begann die Alte,
 Sitzend auf dem Bündel Reifig:

- „Dir bekannt ist, daß der Riese
Seine vielgeliebte Mauer 1625
Fert'gen ließ von einem Künstler,
Der aus England kam. Nun, dieser
Gentleman war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefsen,
Dießter Grübelmaschinist. 1630
Mühlen, Spritz-, Gieß-, Wasserwerke,
Kettenbrücken, Eisenbahnen,
Tunnel, Säg-, Drech-, Klopfsgetriebe
Taten seinem Geist nicht G'nüge.
Höher, immer höher stieg er 1635
An dem Himmel der Erfindung,
Und aus richtigem Erwägen,
Welch Unheil ein Weib oft stiftet,
So aus Fleisch und Bein gebaut ward,
Wie viel Ärger das Gefinde 1640
Zeugt, das Mensch ist gleich der Herrschaft,
Hatt' er einen Dampfbedienten
Sich gemacht und eine Dampffrau,
Die ihm förmlich angetraut war.
Dampfbedienter, Dampfgemahlin 1645
Taten ganz dieselben Dienste,
Wie zwei Menschen pimpeln Schläges.
Sieh, so hoch stieg die Mechanik
In Alt-England! Nun hör' weiter!
- „Jener Gentleman sprach denkend 1650
Zu der dampfmaschinenschwangern,
Hebel=räderträcht'gen Seele:
„Warum Nägel, warum Schrauben,
Warum Krampen, Kitt und Mörtel,
Baut man eine Mau'r von Eisen? 1655
Mit so kümmerlichen Mitteln

Halten sich die blinden Alten.
Das Jahrhundert will Ersparnis
Aller überflüss'gen Kräfte.'

1660 „Und er tat, wie er gesprochen,
Auf der Höhe von Brambambra.
Setzte Platt' an Platte trocken
Ohne Kitt, bloß in die Falzen,
1665 Mied die Nägel, mied die Schrauben,
Mied die kümmerlichen Mittel,
Womit sonst man Sachen fest macht.
Einen einz'gen dünnen Stift stieß
Ins Scharnier ein in dem Schwerpunkt
Jener Gentleman. Der Stift hält,
1670 Dieser einz'ge Stift — das merke! —
Hält die ganze Riesenmauer.“

Auf vom Schoß der Alten glühend
Sprang der Held, Don Tulifäntchen;
Schimmel auch sprang auf ganz kühnlich
1675 Und schlug aus vor Freude, was er
Nicht getan seit langen Zeiten.
„Wo sitzt dieser Stift? Das sag' mir!“
Rief der Held, Don Tulifäntchen.

Ihm versekte drauf die Alte:
1680 „In dem Löchlein links der Pforte
Sitzt dieser Stift der Stifte.
Ganz umsonst hätt' einem Manne
Von gewöhnlicher Statur ich
Solche Heimlichkeit verraten.
1685 Denn das Loch ist just so groß nur,
Daß ein Held von deiner Länge
Kriechen kann in seine Öffnung.
,Dieses ist die Zeit der Kleinen',

Sag' ich, wie an deiner Wiege
Ich's gesaget deinen Eltern." 1690

Und vor den erstaunten Augen
Tulifantchens, Zuckadoros
Wirfte sich ein Wunder, freud'ger
Als die dürrn von Alt-England.
In der Alten Angesichte 1695

Glätteten sich alle Runzeln;
Weiß und Rot und süße Fülle
Reimt' und reißt' auf welken Wangen;
An den Schultern sproßten Flügel
Goldenschillernd, blauebepunktet. 1700

Das Gewand fiel ab vom Leibe,
Samt dem Strick, der es gefestet,
Und in nackter Götterschönheit
Stand die zarte Fee Libelle,
Regenbogenglanzumwoben! 1705

Nieder in den Staub der Held sank;
Doch die Fee sprach mild wie Flöten:
„Fürchte nichts, o mein Erforner!
Auf! In diesen Armen trag' ich
Durch die Luft dich nach Brambambra.“ 1710

Tulifantchen griff betäubet
Nach dem Schild, dem guten Schwertlein;
In die Arme nahm, die seidnen,
Fee Libell' ihn, drückt' ihn zärtlich
An die Brust, die sammetweiche, 1715
Gleich der Mutter, die das Kind herzt.

Stieß am Platz den zarten Fuß auf,
Wie der Rudrer stößt vom Land ab,
Hob sich in die Lüfte, spreitet'
Aus die Flügel, goldenschillernd, 1720
Flog, den Helden lind im Arme,

Felsenauß durch Klipp' und Dickicht.
 Aber wo ihr Fuß getreten,
 Sproßten duftreich Hyazinthen,
 1725 Und ein Streif von rotem Lichte
 Zog sich, wo die Fee geflogen,
 Nach der göttlichen Erscheinung.

Schimmel stand verduhlet, schnobernd,
 1730 Noch die Blumen an, der Zweifler;
 Sprang dann, ein bekehrter Heide,
 Felsenauß, dem roten Glanz nach,
 Nach dem Helden, der begünstigt
 Schwebt' empor in Geisterarmen.



6. Schlagadodros Tugend und Fall.

1735 **B**alsamine! Schlagadodro!
 Macht der Schönheit! Kraft der Tugend!

Auf der Mauer saß der Riese,
 Mit den Beinen düster baumelnd,
 Tief im Herzen schwarzen Vorfaß,
 Traurigkeit im finstern Auge
 1740 Über seine strenge Tugend,
 Die ihn morden hieß, den Guten.

Und er sprach zu seinen Mohren:
 „Grabet eine Gruft, sechs Schuh tief,
 Unterm Ringe dieser Mauer!
 1745 Meine Liebste schlag' ich heute
 Tot und werf' hinab die Leiche.“

Knoll, der Obermohr, die andern
 Kohlspechschwarzen Untermohren
 Neigten sich und gingen eiligst,
 1750 Schaukelten das Grab sechs Schuh tief
 An der Mauer von Brambambra.

Kam die Jose Violette;
 Sprach mit ihrem schnipp'ichen Munde:
 „Meine gnädigste Prinzessin
 Läßt Euch fragen, langer Recke, 1755
 Weßhalb Ihr seit dreien Tagen
 Gänzlich sie vermieden habet.
 Seit drei Tagen sitzt Ihr, baumelnd
 Mit den Beinen, auf der Mauer,
 Kommt nicht mehr zum Tee, zum Essen; 1760
 Die Prinzessin heit Erklärung
 Wegen dieser groen Grobheit.“

Es versezte Schlagadodro,
 Ungelachtens Sohn und Erbe:
 „Ich vermeide Tee und Essen, 1765
 Sitze baumelnd auf der Mauer,
 Meine Unschuld vor Verführung
 In der Einsamkeit zu schützen.“

Maulend ging hinweg das Zöfchen.
 Zu der Mohren Schaufelchore 1770
 Rief hinab der Tugendriee:
 „Grabt ein zweites Loch, ihr Schwarzen!
 •Dran soll auch die Kammerkaze.“

Unten auf der Felsenplatte
 Aus dem Arm der holden Schütz'rin 1775
 Sprang der Held, Don Zulifantchen,
 Schlag's Wifler auf tapfer=kühnlich
 Von dem Helm von Haselnuchal';
 Sprach zur goldbeschwingten Fee:
 „Göttin, was beginn' ich jeo?“ 1780

Drauf versezte Fee Libelle
 Mit den goldenblauen Flügeln:
 „Dieses sage dein Gemüt dir!

Deine Tat sei deines Herzens
Eingebornes Kind, Geliebter!"

1785

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
„Mir gebeut das Herz, das edle,
Erst noch einmal Schlagadodro
Herzufordern mir zum Schwertkampf,
Ehrlich, auf den freien Streitplan.
Denn die List gebraucht der Wackre
Nur, wenn offene Schlacht verjagt ist.“

1790

Ihm die Augen küßend, sprach
Fee Libelle: „Handle also!
Du bist immerdar derselbe.“

1795

Und hinauf rief Tulifantchen
Zu dem tugendhaften Riesen:
„Komm herab, du Kornverderber!
Komm herab, du Schafverschlinger!
Komm herab, du Äpfelfresser!
Luftzerreißer! Sonnenfeind!
Komm herab, du Mörder Quintens!
Komm herab, Prinzessinräuber!
Vor dein Schwert zum letzten Male
Lud der Sohn Don Tulifantens
Nieder deinen langen Leib!“

1800

1805

Oben sagte Schlagadodro,
Ungejchlachtens Sohn und Erbe:
„Wie das Heimchen unten zirpet!
Unglücklichste Prinzessin,
Dieses Heimchen singt dein Grablied.“

1810

Rief der Held, Don Tulifantchen:
„Nicht einmal mir Antwort gibt
Dieser schändlichste der Riesen!
Ha, so hüße deinen Hochmut!“

1815

Rief's und ging und kroch ins Löchlein
 Links der Pforte. Fee Libelle
 Schwebte nah' im Sonnengolde;
 Schimmel trabte ausgelassen,
 Wie verrückt, rings um die Mauer. 1820

Balsamine! Schlagadodro!
 Macht der Schönheit! Kraft der Tugend!

Kam die Jose Violette,
 Sprach zum Riefen schnipp'schen Mundes:
 „Meine gnädigste Prinzessin 1825
 Will mit Euch Französisch treiben.
 Sie erwartet Euch im Diwan.“

Riese, Riese, laß die Tugend!
 Unter dir miniert das Schicksal.
 Geh zur genialen Schönheit, 1830
 Zur labendelduft'gen Fürstin!

Es erseufzte Schlagadodro,
 Ungechlachtens Sohn und Erbe,
 So ganz überaus erschrecklich,
 Daß die Jose Violette 1835
 Ward vom Luftzug umgeworfen.

Darauf sprach er: „Dieser Seufzer
 War der Menschheit Überbleibsel;
 Jezo fühl' ich mich als Halbgott.
 Sage deiner Herrin, eilends 1840
 Soll sie sich zu mir verfügen!
 Du kommst auch mit, schnipp'scher Grasaff!
 Damit Holla, Punktum, Basta!“

Bitternd raffte sich das Böfchen
 Auf und ging. Der biedre Riese 1845
 War allein mit seiner Größe.
 Sprach: „Zwei Dinge kenn' ich einzig,

Die mir einzulösen Ehrfurcht
Sind imstande. Nämlich erstens
1850 Mein Charakter. Darauf zweitens
Diese Mauer. Beide passen
Wie gegossen aufeinander;
Ganz massiv sind alle beide,
Für die Ewigkeit gegründet.

1855 Bagatellen sind dagegen
Höll' und Himmel. Wohl das beste
Wär's, ich gäb' den ganzen Kram auf,
Religion und Gott und Teufel,
Glaubte künftig an mich selbst nur
1860 Und an meine eh'rne Mauer!
Doch wie ist mir denn? Was wackelt
Also seltsam unterm Kreuzbein?"

Und es hebt' und wippt' und wiegte,
Und es schwankt' und schwappt' und schwaumelt¹,
1865 Und es kreischt', es riß, zerpliß,
Riß an Riß, die Mauer rings!
Und es stöhnt' und schrie und jaulte²
Zeternd Schlagadobro, brüllend
Sank er in zerborstne Klüfte.

1870 Und es schwand und starb sein Laut hin
Ins Getöse, das wild aufdrang
Aus dem neugebornen Chaos.
Schollernd, knallend, krachend, plägend
Rutschten nieder die gelösten
1875 Eisenstücke; Eisenbalken
Quetschten sich dazwischen gellend;
Türme nickten, stürzten drüber,
Diese Balken überwuchrend,

¹ Soviel wie schwanken, wanken. — ² Das Wort, das im Grimmschen Wörterbuche nicht belegt ist, ist ein niederdeutsches Tonwort, das ursprünglich das klägliche Heulen der Hunde bezeichnet.

Und sie brachen! Und hinunter
 Stürzten Balken, Stücke, Türme, 1880
 Die zerrissen in dem Absturz!
 Wirrsal, Strudel, Stumpfen, Qualmschutt,
 Donnertosende Zerstörung,
 Fiel die große Riesenmauer,
 Fiel die Mauer von Brambambra! — 1885

Aber unter Donnersturz=Graus
 Stand der Held, Don Zulifantchen,
 Festgelehnt aufs Schwert, das gute,
 In den Lärmen blickend freudig
 Aus den unbewegten Wimpern, 1890
 Wohlbeschützt. — Ob seinem Haupte
 Flatterte die Fee beschirmend,
 Ausgespannt die beiden Flügel
 Wie ein Dach; so wahrte gütig
 Die Unsterbliche den Helden. 1895

Platten, Stein' und Balken glitten
 Federn gleich, vom Wind verhauchet,
 Links und rechts vom Haupt des Helden
 Nieder auf den Boden harmlos.
 Wohl dem Manne, dem die Götter 1900
 Schützen das geliebte Leben!
 Lange stand er so. Der Qualm zog
 Um die wilde Trümmerstätte
 Schwer, erstickend, deckendichte,
 Lang', die Aussicht ihm verbergend. 1905

Als der Himmel wieder blaute,
 Sprach der Held, Don Zulifantchen:
 „Göttliche, wenn dir's genehm ist,
 Laß uns schaun des Tages Opfer!“

Ihm versehte Fee Libelle, 1910
 Faltend ihre goldnen Flügel:

„Das geschehe, wie du's wünschest!“
 Und sie faßt' ihn bei der Locke,
 Schritt voran; voll freud'gen Trostes
 Folgt' ihr nach der kleine Kampfherr;
 Und so gingen Held und Fee
 Über Trümmer durch das Schlachtfeld.

7. Die Toten.

Erst gelangten sie zum Plaze,
 Wo der Riese lag, der Biedre.
 Sechs Feldlängen Wegs bedeckt' er;
 Ihm zerbrochen war das Kreuzbein,
 Und er jappte noch ein Kleines.
 Tuend auf den Mund, den großen,
 Sprach der Riese Schlagadodro:
 „Fremdlinge, wofern ihr Scheu tragt
 Vor der Sterbenden Geboten,
 Setzt mir einen Stein und schreibet
 Drauf: „Hier ruhet aus ein Riese,
 Dem die Tugend ward Verhängnis.
 Hätt' er nicht auf seiner Mauer
 Voll Enthaltjamkeit geseffen,
 Nein, dafür mit seiner Liebsten
 Ein französisch Buch gelesen,
 Brach er nimmer sich das Kreuzbein.
 Dieses lehrt: Auch in der Tugend
 Halte Maß! Beweine, Wandrer,
 Unjern jungfräulichen Riesen!
 Ungechlacht hieß sein Herr Vater,
 Trampplagonde die Frau Mutter,
 Doch er selbst hieß Schlagadodro.“

Sprach der Held, Don Tulifantchen:
 „Was du bittest, scheint mir billig.

Rüsten werd' ich dir das Grabmal
 Nach den Worten deines Mundes.“
 Und der Riese starb beruhigt,
 Sicher seines Keuschheitsnachruhms. 1945

Weiter gingen Held und Fee
 Über Trümmer durch das Schlachtfeld.

Rings um zwei gegrabne Gräber
 Lagen funfzig schwarze Mohren,
 Alle tot und schon erkaltet. 1950

Sprach der Held, Don Zulifantchen:
 „Göttliche, sieh dieses Wunder!
 Alle funfzig schwarze Mohren
 Brachen gleichfalls ab das Kreuzbein;
 Also zählen wir bis jezo 1955
 Einundfunfzig Bruch' am Kreuzbein:
 Gleiche Wunden, gleicher Bruch; wie
 Bei dem Herrn, so bei den Sklaven!“

Ihm versekte Fee Libelle,
 Flügelstreichend, rosig lächelnd:
 „Auf dem Schlosse von Brambambra
 Galt ein unbedingt Gehorchen;
 Was der Herr sich abgebrochen,
 Brachen aus Respekt die Sklaven 1965
 Gleichfalls ab, im Tod noch Knechte.“

Frug der Held, Don Zulifantchen:
 „Göttliche, wo blieb der letzte,
 Einundfunfzigste der Mohren?“

Ihm versekte Fee Libelle: 1970
 „Dieser war kein echter Schwarzer,
 Hatte sich nur angeschwärzet,
 Um in Dienst bei diesem Riesen
 Zu gelangen. Seines Zeichens

1975 War er ein Professor Deutschlands,
 Welcher lieft die Nibelungen
 Auf dem neugeſchnitzten Lehrſtuhl.¹
 Zu deſ Lieds Verſtändnis braucht' er
 1980 Blick und Einſicht in die Tiefen
 Einer ungeſchlachten Wiſtſchaft;
 Darum ward er hier Bedienter.
 Heute morgen leiſ' entſchlüpft' er;
 Denn ſein Studium war vollendet."

1985 Weiter ſchritten Held und Fee
 Über Trümmer durch daſ Schlachtfeld.

Unter zwei geborſtnen Balken
 Fanden ſie, beſtrömt von Blute,
 Einen Mann in grünem Biber,
 Lang und hager; daſ Geſicht glich,
 1990 Länglich, dem Gedankenſtriche.
 Neben ihm ſtand ein betrübtter
 Diener in Livree, ein Frau'nbild,
 Beide jammernd nach dem Taſte.

1995 „Weſ die Leiche? Wer die beiden?“
 Frug der Held, Don Tulifäntchen.

„Dieſer iſt der Mann auſ England“,
 Sagte Fee Libelle lächelnd,
 „Der Maſchinengrübeltiefe,
 Der Erbauer dieſes Werkes.
 2000 Er kam her auf ſeinen Reiſen,
 Wollte nachſehn an der Mauer,
 Ob noch alleſ wohl im Stand ſei.

¹ Friedrich v. d. Hagen, der bekannte, wenig verdiente Herausgeber deſ „Nibelungenliedes“, den Zimmermann im Vorbeigehen auch im „Münchhaufen“ (Buch 3, Kapitel 5) jaucht, und den im Verein mit anderen Germaniſten vom Schlage der Zeune und Maſſmann auch Heine und Platen öfter verſpottet haben, wurde 1810 der erſte akademiſche Vertreter der deutſchen Philologie an der neueröffneten Uni-
 verſität Berlin.

Da erschlug ihn seine Mauer,
 Was wohl nicht geschehen, hätt' er
 Mehr als einen Stift verwendet, 2005
 Ritt gebraucht und Nägel, Schrauben,
 Nach der dunklen Alten Weise.
 Dieses lehrt: Auch in Mechanik
 Halte Maß wie in der Tugend!
 Träger aber sind des Leides 2010
 Dampfbedienter, Dampfgemahlin."

Wundernd schaute die Gebilde
 An der Held, Don Zulifantchen.
 Menschen schienen sie vollständig 2015
 Von gewohntem Fleisch und Beine.
 Nur am Hinterkopf bemerk't er
 Eine Röhre, klein, von Eisen;
 Aus der Röhre stieg ein Rauch auf,
 Zeichen ihrer innern Gluten,
 Angefacht von Kohlenfeuer. 2020

Schalkhaft drehte Fee Libelle
 Einen Hahn, den beide trugen
 An dem linken kleinen Finger.
 Zischend, gischend schoß ein Dunst vor,
 Wurde schwächer, beide schnappten 2025
 Plötzlich ab in einem „Ach“,
 Nicht vollendend ihre Klage;
 Blieben stehen, fühllos, starr,
 Wurden kalt wie Eis: so schloß sich
 Dieser Dampfmaschinen Gram. 2030

Weiter schritten Held und Fee
 Über Trümmer durch das Schlachtfeld.

Ach, da lag am stillen Plage,
 Unter Tränenweiden, falben,
 Ach, da lag ein teurer Toter, 2035

Ach, da lag mit blut'gem Haupte
 Zucklador', der treue Schimmel!
 Jammernd sah ihn Tulifantchen,
 Warf sich auf des Gauls Leichnam,
 Und so tönt' er aus sein Wehe:

„Ach, mein Roß, mein liebes Kößlein!
 Ach, mein vielgetreuer Schimmel!
 Ach, du Herz von meinem Herzen!
 Ach, du Seele meines Lebens!
 O, wie ist mein Sieg verarmet!
 Ach, nun hab' ich keinen Freund mehr
 Auf der Erde! Ach, mein Kößlein,
 Ach, mein Schimmel, lieb und brav!“

Und gerührt sprach Fee Libelle:
 „Hätt' ich doch auch diesen Schirmen
 Können mit den Götterflügeln!
 Doch wer denkt, wer denkt an alles?“

Tulifantchen lag und klagte;
 Fee Libelle jagte tröstend:
 „Nun erhebe' dich, Held! Das Schicksal
 Fordert Zoll selbst von den Göttern.
 Aphroditen ward Adonis
 Von des Ebers Zahn zerfleischt.
 Große Taten kauft nur Blut
 Und der Liebsten blasse Leiche.
 Mauerstürzer, Riesenjeger,
 Auf, erhebe dich! Pflanz' dein Schwertlein
 In den Schloßhof deines Erbes!
 Denn die Burg war deiner Väter.
 Füh'r zur Mutter die Prinzessin,
 Welche liegt, vom Knall betäubet,
 In den Schlingen tiefer Ohnmacht!“

Ernst erhob vom toten Rosse
 Sich der Paladin und sagte:
 „Folgen wir denn unsrem Stern!
 Die Ruinen, jener Tote
 Sagen uns: wie auch der Lorbeer
 Festlich unsre junge Schläfe
 Heut umgrünet gleich dem Pfande
 Eines ewiglichen Glückes,
 Daß wir gleichfalls können werden
 Die Ruine von uns selber,
 Und daß wir durch keinen Sieg
 Sieger werden des gemeinen
 Loses aller Staubgeborenen.“

2070

2075

2080

Sprach's. Durch Trümmer in den Schloßhof
 Ging die goldbeschwingte Fee,
 Ging der Held, Don Tulifantchen.

III. Balsamine.

Widerspruch, du Herr der Welt!

2085

Als die Götter aus dem Chaos
 Bufen diese Welt, die nicht'ge,
 Sah sie aus wie ein Gebäck,
 Das sich durfte sehen lassen,
 Rund und glänzend, braun und schier¹,
 2090 Eingefaßt von schmucker Rinde.

2090

Doch im Innern blieb sie Chaos,
 Bis ins tiefste Eingeweide.

2095

Und sobald die Rinde birst,
 Streckt des Chaos Sohn, der Dämon,
 2095 Neckisch vor das irre Haupt:

2100

Streckst du vor das Haupt, das hinten
 Trägt die Augen, vorn das Haar,
 Oberwärts die Nase und unten
 Einen quergefügten Mund,
 2100 Streckst du vor die Wunderglieder,
 Widerspruch, o Herr der Welt!

2105

Tränen, so die Freude weint,
 Sind die Zeichen deiner Herrschaft,
 Und wenn die Verzweiflung lacht,
 2105 Klinget deines Ruhms Trompete.

¹ Soviel wie glatt.

Wenn die Braut, im Herzen Blut,
 Nicht im Zeichen spröden Schämens,
 Wenn ein lang ersehntes Glück,
 Raum erlangt, uns angewidert,
 Dann, wie oft noch sonst im Jahr, 2110
 Feierst du die hohen Feste,
 Widerspruch, o Herr der Welt!

Und im Liede nur erschölle
 Nicht dein mächt'ges Herrschertwort?
 Sind doch unsre armen Reime 2115
 Auch ein Stückchen Welt; erkennen
 Müffen sie ja wohl den Meister.
 Rebellion und Hochverrat
 Bleibe meiner Seele ferne!
 Nein, ich beuge dir mein Knie; 2120
 Unter deinem milden Zeppter
 Lebt man herrlich und in Freuden!
 Ordnung und Zusammenhang,
 Dieje Polizeiverwalter,
 Hast du gnädigst abgesetzt; 2125
 Wir vergessen, was wir fangen
 In den früheren Romanzen,
 Und wir fall'n aus dem Charakter,
 Ohn' uns just den Hals zu brechen.

Lebe hoch, du milder Fürst, 2130
 Lebe hoch, du gut'ger König,
 Sohn des Chaos, mächt'ger Dämon,
 Widerspruch, du Herr des Liebes!
 Widerspruch, du Herr der Welt!



1. Die Eltern.

2135

Kennt ihr den Kartoffelkeller
 Noch am erlengrünen Hügel?

Kennt ihr noch den treuen Gines,

Der in Wasser sich betrank,

Als er hofft' auf das Gestirne

2140

Seines alten Herrenstamms?

Ach, der Hügel ist nicht grün,

Und der Gines ist nicht trunken;

Auf dem Hügel liegt der Reif,

Der Novembersturm umweht ihn;

2145

Auf dem Gines liegt das Leid,

Und das Trauerkleid umhüllt ihn.

Seine Hände graben mühsam

An dem weißbereiften Hügel

Unter Tränen tief die Grube.

2150

Kennt ihr noch den langen, hagern

Mann im zimmetbraunen Mantel,

Der so froh war im Besitztum

Seiner Ahnen? Tulifanten?

Sizet nun gebückt am Sarge;

2155

Seine beiden Hände halten

Eine weiße Totenhand.

Ja, ihr kennt die Hand der Toten,

Kennt die Tote, still im Prunkkleid

Von verblichnem, gelbem Atlas.

2160

Seine Lippen öffnet klagend

Tulifant, der alte Degen:

„Nun steh' ich allein auf Erden!

Meine Donna ist gestorben,

Und mein Söhnlein ist verschollen,

2165

Liegt wohl auch im Grab, dem kleinen.

O, wann kommst du, Tod? Wann forderst
Du den letzten Lulifanten?"

Sieg und Segen! Fest und Glorie!
Paukenhall, Trompetenschmettern!

Kam ein Page, blau mit Silber, 2170

Trug auf rotem Sammetkissen

Dar die Leiche einer Brummflieg':

„Dieses sendet, Heldenvater,

Lulifantchen Fliegentöter,

Des Pantoffelordens Ritter!" 2175

Sieg und Segen! Fest und Glorie!
Paukenhall, Trompetenschmettern!

Kam ein Page, weiß mit Sila,

Trug auf rotem Sammetkissen

Dar den Stift des Maschinisten: 2180

„Dieses sendet, Heldenvater,

Lulifantchen Mauerstürzer,

Erb- und Lehnherr von Brambambra!"

Sieg und Segen! Fest und Glorie!
Paukenhall, Trompetenschmettern!

Kam ein Page, grün mit Golde, 2185

Trug auf rotem Sammetkissen

Dar das Stück von einem Strumpfband:

„Dieses sendet, Heldenvater,

Hoheit Lulifantchen Kronprinz, 2190

Eidam Kön'gin Grandiojens!"

Auffchrie laut der alte Vater

Bei so ungeheurer Bottschaft,

Faßte nach dem Herzen schmerzlich.

Weiß ward sein Gesicht, er lächelt' 2195

Durch die letzte Pein so selig:

„Gleich muß ich zu Donna Tulpe,

Ihr von unsrem Sohn berichten!" —

Sprach's, und auf der Gattin Leiche
 2200 Ziel er, atmete den süßen
 Freuden=Lodesfeuzer aus.
 Die drei Pagen stehn bestürztet;
 Trauer blasen die Trompeten,
 Leichenklage hallt die Pauke.
 2205 Gines grub am Erlenhügel
 Unter Reif und Wintersturme
 Bei dem ersten Grab das zweite.



2. Drei Leiden.

Du helle Hochzeitskerze
 Mit der langen, schwarzen Schnuppe!

2210 Auf den Spezialbefehl
 Kön'gin Grandiosens glänzend
 Der Prinzessin anvermählt,
 Der lavendelduft'gen Fürstin,
 Ward der Held, Don Tulijäntchen.
 2215 Kleidet sich in Seid' und Sammet,
 Speiset indian'ische¹ Nester
 Von dukatengoldnem Teller,
 Sitzt auf einem Bernsteinthronchen,
 Trägt ein Zeptherchen von Perlen,
 2220 Trägt ein Krönchen von Brillanten.
 Aber ach, du helle Kerze,
 Helle, schöne Hochzeitskerze
 Mit der langen, schwarzen Schnuppe!

2225 Noch sind süße Flitterwochen,
 Wo, zu küssen, gilt die Sitte;
 Aber das Geschick verbeut es.

¹ Fälschlich für indische, denn es handelt sich um die eßbaren Vogelnester mehrerer Arten indischer Mauerichwalben, die von diesen aus dem klebrigen Speichel hergestellt werden

Denn zu der Prinzessin Lippen
 Mit dem Mund emporzureichen,
 Um verschiedne Fuß zu niedrig
 Ist der Held, Don Tulifantchen. 2230

Und den Schreiner heißt er kommen.
 Schreiner ist ein Mann von Kopfe,
 Fertigt ein Gerüst mit Stiegen
 Und mit dreigetheiltem Stockwerk,
 Eine Rußvorrichtung, tragbar. 2235

Wie ein Laubfrosch an den Stiegen
 Klomm empor und schwang der Held sich
 Kühn von Stock zu Stock des Sparrwerks;
 Neben stand die Fürstin harrend.
 Angelangt auf höchstem Gipfel 2240
 Gelicher Liebesleiter,
 Spitzte unser Held das Mündlein,
 Parallel der Gattin Lippen.

Aber ach! Die Liebe gleichet,
 Wie die Dichter oft gesungen, 2245
 Einer Blüte, augenblicklich
 Aufgeknoipet, blüh'nd, verwittert!
 Als der Held auf dem Parkette
 Stand, war die Lavendelduft'ge
 Wirklich ungemein gefühlvoll; 2250
 Bis zum Gipfel er gelangte,
 Kam's bei ihr zum Überdruße,
 Und sie wandte sich, erkaltet.

O du helle Hochzeitskerze
 Mit der langen schwarzen Schnuppe! 2255

Wenn beginnt die düstre Nacht,
 Dann beginnen düstre Leiden.
 Die Prinzessin schläft unruhig,

- 2260 Regt sich und bewegt sich viel,
Wendet sich zur Rechten, Linken,
Was nicht abgehn kann natürlich
Ohne heftige Erschütt' rung
Des gesamten Ehebettes.
- 2265 Fruchtlos ist's, daß der Gemahl
Aus den Tiefen der Verzweiflung
Ruft: „Lieg ruhig, meine Teure!“
Fruchtlos, daß er bis zum Rand
Flüchtet vor dem stäten Schwanken
Der Verhältnisse des Lagers,
- 2270 Fruchtlos, daß er an den Pfühl
Wie an einen letzten Trostgrund
Sich mit beiden Händen klammert:
Nicht vernimmt ihn Balsamine;
Von der Umtwältzung der Kissen
- 2275 Wild ergriffen, über Bord
Auf den Boden des Gemaches
Fliegt der Held, Don Tulifantchen.
Ach, da sitzt er nun und friert
Auf gebohnten Prunkgetäfel,
- 2280 Friert die Nacht hindurch, die kalte.

O du helle Hochzeitskerze
Mit der langen schwarzen Schnuppe!

- 2285 Die Prinzessin treibt jetzt Mystik.
Jüngst las sie in Jakob Böhme¹;
Tulifantchen saß zur Seite,
Schrieb an seinen Memoiren.
Als beendet die Lektüre,
Ganz erfüllt von tiefer Mystik,

¹ Der bekannte theosophisch-mystische Philosoph und Schuhmacher von Görlitz (1575—1624), der Liebling der Romantiker, vor allem Fr. v. Hardenbergs und Schelling's.

Stand zerstreut auf vom Studiertisch
 Die Lavendelbusch'ge Fürstin, 2290
 Wollt' auf dem Spaziergang ernstlich
 Überdenken das Geleſ'ne,
 Griff nach dem Gemahl, dem werten,
 Sonder Bosheit, nur zerstreuet,
 Legt' ihn, wie er schrie und stampfte, 2295
 In das Buch als Lesezeichen,
 Ging hinaus, Gedanken bildend.

So, im Buch, geklemmt als Zeichen,
 Fast erstickend an der Mystik
 Des gewalt'gen Folianten, 2300
 Lag der arme kleine Held.
 Und er sprach zu seiner Seele:
 „Immer schlagen wir in Wind,
 Was die weisen Alten pred'gen
 Von dem Fluch der Mezalliance, 2305
 Bis uns aufklärt die Erfahrung.
 Hätt' ich vor der Mißheirat
 Scheu getragen, nicht im Buche
 Läg' als Zeichen seiner Gattin
 Jetzt der Held, Don Tulifantchen!“ — 2310

O du helle Hochzeitskerze
 Mit der langen schwarzen Schnuppe!



3. Die Rüstung des Riesen.

(Im Münster. Dämmerung.)

Tulifantchen.

Des Abends, wenn es finster,
 Begibt sich die Gemahlin nach dem Münster,
 So wie es scheint, zu beten; 2315
 Doch kehrt sie stät's zurück verweint, betreten.

Ich sah es augenblicklich,
Als ich sie nahm: es machte sie nicht glücklich.

Daß ich es nur gestehe:

2320 Wir leben in höchst unzufriedner Ehe.

Nun will ich mich verstecken,
Um ihres Grams Geheimnis zu entdecken.

Ihr Pfeiler dieses Domes,

Verbergt mich! Denn sie kommt . . .

Balsamine.

Des Tränenstromes,

2325 Aus meinem Aug' geflossen,

Gesalzner Quell, hast du noch nicht ergossen

Zu Ende dich, verzehret?

Doch wie kann's sein, da dich der Kummer nähret

Für alle Lebenszeiten

2330 Mit immer frisch erzeugten Feuchtigkeiten?

Tulifäntchen.

Ich kann durchaus nichts hören;

Die Resonanz muß die Akustik stören.

Dort aber an der Brüstung

Hängt ja des Riesen Schlagadodro Rüstung,

2335 Die als des Siegs Trophäen

Man läßt dem Volke jeden Sonntag sehen!

Die Gattin scheint zu klagen,

Gewandt nach des Giganten Helm und Kragen,

Und folglich zu dem Orte

2340 Gelangen ohne Zweifel ihre Worte.

Deshalb will ich mich sächtlich

Verfügen in den Helm, der so beträchtlich,

Daß er mich birgt vollkommen.

Balsamine (vor den Waffen).

O Schlagadodro, muß' es dahin kommen?

2345 Ein Phönix ist mein Kummer,

Der aus der Nische steigt nach kurzem Schlummer.

O Zeit, die mich entzückte,
 Bis, Kolossal, dich die Mau'r erdrückte!
 O teure Eisenschienen,
 Ihr letzter, kalter Trost für Balsaminen! 2350
 Du armer Rest der Größe,
 Zerfchmettert durch des bösen Schicksals Stöße!
 O Brust- und Rückenteile!
 O Ketten, Ringe, Stäbchen, Draht und Keile!
 Bis in das Spezielle 2355
 Betaut euch meiner Tränen heiße Welle.
 O Helm, von dessen Bogen
 Einst war das Haupt, das edelste, umzogen,
 Winkst mir aus dir kein Schatten?

Tulifäntchen (im Helme erscheinend).

Nein, aus dem Helme dräut der Blick des Gatten, 2360
 Des Gatten, der, geschändet,
 Zum Himmel racheleh'nd sein Antlitz wendet!
 Es gibt hier nichts zu winken;
 Aus vollen Bechern sollst du Wahrheit trinken.
 Ich seh', ich seh', ihr Götter, 2365
 Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.
 Ich seh' — was seh' ich alles
 Im grellen Lichte dieses schlimmsten Falles?
 Ein abgeschmacktes Feuer
 Für jenes dumme tote Ungeheuer! 2370
 O unermessne Schande
 Von Mikromona, von dem ganzen Lande!

Balsamine.

Ha! Schimpf von dir entboten,
 Schimpf von dem Zwerge meinem großen Toten?

Tulifäntchen.

Nun ist's genug, ich komme! 2375

Balsamine.

- Erwäge wohl, o Kleiner, was dir fromme,
 Daß ich Delikatesse,
 Die ich sonst liebe, nicht zuletzt vergesse!
 Denn deiner Frevel Ähren,
 2380 Sie neigen, reiß, die Häupter schon, die schweren.
 Wer stahl durch Lügenkünste
 Der Mutter Herz — vielleicht durch Zaubers Dünste —,
 Daß sie mit Überlassung
 Des Throns an dich verlegte die Verfassung,
 2385 Mich zum unsel'gen Bunde
 Gezwungen hat, und in derselben Stunde
 Hat ein Edikt erlassen,
 Das nach der Frau'nstadt Mikromona Gassen
 Zurück aus allen Zonen
 2390 Verußt die jüngst vertriebnen Mannsperjonen?

Zulifantchen.

- O Berg von Wahn und Trügen!
 O Chimborazzo wild exträumter Lügen!
 Verklärte Grandiose,
 Sieh nicht herab auf die Gewissenlose!
 2395 Du Edle, Teure, nimmer
 Genug beweinte Schwiegermutter! Immer
 Erwarb mir dein Gemüte
 Mein schwach Verdienst und deine hohe Güte.
 Das waren meine Künste;
 2400 Das waren freilich schlimmen Zaubers Dünste!
 Die Weiber selbst, in hellen,
 Gedrängten Haufen, flehten, herzustellen
 Der alten Ordnung Weise,
 Weil sie zu sehr langweilten sich im Kreise
 2405 Der klatschgewalt'gen Schwestern.
 Und mich verklagt um das Gejeh dein Lästern?

Dich endlich (es ist billig,
 Du hörst die Wahrheit) nahm ich widerwillig,
 Weil mir die Ahnung sagte,
 Daß mir der letzte Tag des Glückes tagte, 2410
 Als wir die Ring' gewechselt;
 Du warest mir zu groß, gelehrt, gedrechselt!
 Allein die Kön'gin glaubte,
 Daß, was Natur an der Statur mir raubte,
 Erstattet sei durch Gaben, 2415
 Die niedre Seelen nie begriffen haben;
 So bin ich, dankbezwungen
 Und ihr zulieb', ins Ehebett gesprungen!

Balsamine.

Hat uns der Zwang verbunden,
 So sei der Zwang der Gott von unsern Stunden! 2420
 Hieher zu mir!

Tulifäntchen.

Die Hände

Legst du an mich? Sinnst du des Gatten Ende?

Balsamine.

Nein, nur des Gatten Zücht'gung!

Tulifäntchen.

Wie? Züchtigung?

Balsamine.

Des eiteln Sinns Bericht'gung!

Tulifäntchen.

Was willst du?

Balsamine.

Wirft's erfahren; 2425

So stolzen Helden muß man wohl verwahren.

Jetzt zeige deine Stärke!

Die Ehe haßt den Schein, sie will die Werke.

Tulifäntchen.

Stürzt, Pfeiler! Brecht, Pilaster!

Balsamine.

2430 Sie stehen unerschüttert auf dem Pflaster.

Tulifäntchen.

Hör' du mich, Grandiose!

Balsamine.

Sie schlummert taub in ihres Grabes Schoße.

Tulifäntchen.

Errettet mich, ihr Sterne!

Balsamine.

Von einem Zwerge wandeln sie zu ferne.



4. Schmach und Verzweiflung.

2435 **D**urch die Gassen Mikromonaß
 Kennt es, fragt es, lamentiert es.
 Weiber stehen an den Gassen,
 Nieder hängt der Strickstrumpf, müßig
 Ob dem Eifer des Gespräches;
 2440 Polizeisoldaten suchen;
 Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
 Auf die Schulter neubegierig;
 Kinder lassen ruhn den Kreisel —
 Alles rennt, fragt, lamentieret:
 2445 „Ach, wo blieb der kleine König,
 Wo der Held, Don Tulifäntchen?“

Durch das Schloß von Mikromona
 Kennt es, fragt es, lamentiert es.
 Trauer tragen die Hofdamen;
 2450 Die Frau Premierminist'rin
 Ringt die Hände pflichtbesessen;
 Schon seit vierundzwanzig Stunden
 Sitzt der Staatsrat in der Sitzung.
 Alles rennt, fragt, lamentieret:

„Ach, wo blieb der kleine König,
Wo der Held, Don Zulifantchen?“ 2455

Vor dem Schloß von Mikromona,
An dem Fenster hoch in Lüften,
Draußen mit der Schnur am Kreuze
Ging ein Vogelmeßingkäficht. 2460

Diesen Drahtpalast bewohnte
Der Prinzessin Lieblingsgimpel,
Bis er starb, weh' ihm! am Pipse.
Schadenfrohe Winde spielten
Mit dem Vogelmeßingkäficht. 2465

Menschenschickſal! Was iſt Größe,
Die der edle Mut ſich anträumt?
Vogelkäficht! Meßingkäficht!
In dir ſtat der kleine König,
Stat der Held, Don Zulifantchen! 2470

Bei der goldnen Sterne Glänzen
Trat zum Fenster die Prinzessin
Und ſprach ſo mit höh'n'iſchem Worte:
„Zulifantchen Fliegentöter,
Rieſenſieger, Mauerſtürzer, 2475
Wie behagt dir dieſes Luſtſchloß?“

Nichts verſetzte ſolchem Schimpfe,
Nichts der Held, Don Zulifantchen;
Starr und ſtolz, ſtumm, ohne Seufzer,
Schwieg der großgeſinnte Jüngling. 2480

Und ſie rief voll gift'gen Hohneß:
„Ach, der Arme hat kein Futter;
Darum ſingt er nicht wie ſonſten
Sein Trompeterſtückchen kecklich
Von den Tättlein, die er übte. 2485
Wart, ich hol' dir blanke Hanſſaat,
Füll' dein Schälchen dir mit Waſſer;

Bögelchen soll mir nicht darben.
 Auch Gesellschaft will ich senden,
 Meise, Zeisiglein, Zaunkönig.“
 Sprach's und schlug das Fenster zu.

Auf von seinem Folterlager
 Sprang der Held, Don Tulifantchen
 Und sprach so zu seiner Seele:

„Klein erschufen mich die Götter,
 Aber kleinen Herzens nicht.
 Was zu tun nach solchem Tage,
 Sei getan — getan zu Nacht!“

Und er riß aus schwarzer Scheide
 Raich das gute Federklingichwert,
 Rüst' es, warf es in die Tiefe.
 Schob und hob, gestemmt, mit Mühe,
 An der Falltür seines Kerkers,
 Schweißgenekt. Auf flog das Gatter,
 Und der Held trat still zum Rande,
 Blicke fest hinab; von drunten
 Starrt' entgegen ihm der Abgrund,
 Mächtig, grauenhaft, erschrecklich.



5. Die Wolken.

Eine Wolke hoch am Himmel,
 Schwebend überm Dach des Schlosses,
 Sah des Helden Jammerstand.
 Aber still! Erst muß ich sagen,
 Was mir gegen Morgen, schwäbend,
 Jüngst ein leichter Traum verkündet
 Von der Wolken Art und Ursprung.

Wolken sind nicht taube Dünste;
 Nicht aus dem gemeinen Wasser

Docht der Glutblick der Sonne
 Diese launenhaften Käpfel.
 Wolken sind der Seufzer Kinder! 2520
 Aus den Seufzern, die den Menschen
 Abpreßt unsres Lebens Kargheit,
 Ballt sich der Luftfahrerinnen
 Wunderlicher Zauberchor.

Aus der Kindlein kleinem Ach 2525
 Um veragtes buntes Spielwerk,
 Werden die gereihten Schäschen,
 Perlenrund und perlenblank,
 Weiße Flöckchen, die verschwinden,
 Wie sie kamen, lockerzart 2530

Aus dem Seufzer der Kofette
 Um der Liebestauber Flucht,
 Aus der Eiteln fiehern Stöhnen
 Um geschwundne Gnad' und Gunst,
 Spinnen sich die langen Streifen, 2535
 Die ihr alle oft am Himmel
 Stehen saht so sahl und töricht,
 Daß sie euch zu sagen schienen:
 „Selber wissen wir nicht recht,
 Was wir wollen und bedeuten.“ 2540

Wenn zerfleischte Unschuld seufzt
 Aus der Brust, bedrückt von Unbill,
 Aus den Lippen, deren Rot
 Weiß gemacht des Frevels Pesthauch,
 Steigen auf die grimmig-schwarzen 2545
 Wolken, blitz- und donnerdrohend,
 Die, den Schosß entladend, zorn'ge
 Feuerungeheur'r gebären,
 Und dem Schelm im goldnen Saal

2550 Pred'gen Millionen Teufel,
Einen Gott dem Frommen pred'gen.

Nun kommt ihr daran, ihr dicken
Durchgefognen Jammerfchläuche!
Graue Tonnen, wasserschwere,
2555 Die, ein unermülich Regnen,
Unjern Tag zum Tropfenbade
Schaffen, unsre Welt zur Pfüze.
Euch erzeugten Seufzer, öde,
Über unsre Alltagspein,
2560 Über Not mit dummer Klugheit
Und mit sittlichen Gemütern.

Aber weg von solchem Glend
Zu den guten, schönen Wolken,
Zu den Fürstinnen der Luft!
2565 Blank mit Silberstreifen säumt sie
Ein der Mond, die Sonne sticht sie
Reich mit purpurroten Rosen,
Und der Himmel hält mit ihnen
Tiefes, heimliches Gespräch.

Aus den holdesten und liebsten
Seufzern woben sich die schönen,
Aus den Seufzern keuscher Mädchen,
Wenn sie schreckt des Bades Spiegel
Mit den eignen süßen Reizen;
2575 Aus den Seufzern hoher Frauen,
Stürzt ein heil'ger Kampf ins Blut
Keine jugendblüh'nde Helden;
Aus den Seufzern edler Dichter
Über Leiden, die so lieblich,
2580 Daß sie selbst dem treuesten Freunde,
Ihrem Lied, sie nicht vertraun.

Dichterseufzer, Mädchenseufzer,
Hoher Frauen heil'ge Seufzer
Schaffen jene prachtgeschmückten
Königinnen, hoch im Äther. 2585

Solche gute schöne Wolke,
Silberblüh'nd im reinen Mondlicht,
Sah die Not des Helden, hörte
Seines großen Herzens Klage.
Und sie sprach zu sich: „Hier gilt es 2590
Nicht verweilen! Zu der Fee
Gil' ich, seines Lebens Schütz'rin,
Künd' ihr an des Helden Jammer.
Wind, mein schnelles Roß, wo bist du?“

Kam herangeschnoben, pustend, 2595
Wind, der Hengst von feur'ger Rasse.
Damenhaft schwang sich die Herrin
Auf des Gauls breiten Rücken.
Auf, davon, durch alle Himmel
Sagte sie mit ihrem Roße; 2600
Also, weit nach Osten, pfeilschnell
Ritt die silberblüh'nde Wolke.



6. Die Botschaft.

Auf der Elfenwiese, duftig,
An dem Hügel, erlengrün,
Wo das Bächlein plaudert lieblich, 2605
Lacht und scherzt das heimlich muntre
Fest der zarten, goldnen Fee.

Denn heut ist Johannisnacht,
Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet und von Rapp' und Leder 2610
Ab den Raßenglimmer bürstet,

Auszuruhn vom sauren Pochwerk,
 Sigtet auf der Felsenkante.
 Wo hinuntersteigt der Mondmann
 2615 Zu der Erd' und auf dem Dach tanzt
 Mit Nachtwandlerinnen lustig,
 Wo der Salamander buhlet
 Feurig um das Fräulein Irrlicht
 In dem Torf- und Mooresgrunde,
 2620 Wo an jeder Lindenblume
 Fröhlich sich ein Sylphchen schaukelt,
 Wo den schilf'gen Strom hinabwärts
 Schwimmt der Nix mit Floß' und Schuppe,
 Baise Meerweib zu besuchen.

2625 An dem Hügel, erlengrün,
 Auf der Elfenwiese, duftig,
 In dem Kelch der roten Tulpe
 Saß die zarte Fee Libelle,
 Saß das goldbeichwingte Wunder.
 2630 Äußerst glänzend war das Fest!
 Zu der Tulpe Füßen spielte
 Der tonkundigen Zifaden
 Auserwählteste Kapelle
 Stücke von den besten Meistern.
 2635 Ernsthast standen Erzellenzen
 Feuerwürmer, mit den glüh'nden
 Ordenssternen, in der Kunde,
 Flogen dann und wann galant
 Zu den Damen, die in Lüften
 2640 Schwebten strahlend, reichgepuhet,
 Zu den lieblichen Libellen.
 Diese sind des Tages nur,
 Nachstellungen zu entgehen
 Von des Menschen ew'ger Tücke,

Arg verzaubert in die Leiber, 2645
 Die wir sehn um Wässer flattern.
 Nachts, wenn anbrach Geistertag,
 Werden Jungfräulein sie alle,
 Schön und rosig, glanzgeauget,
 Leichte, bunte Flügelkfen. 2650

Kleine Päg'lein präsentierten,
 Gnomenknäblein guter Herkunft,
 Blütenpunsch in Maienglöcklein;
 Alles lacht und scherzt und tändelt,
 Alles glüht und funkelt, schwirret 2655
 Um den Thron der zarten Kön'gin,
 Um den roten Tulpenthron.

Heiter sprach das goldne Wunder:
 „Nun beginnt der Nacht geweihten
 Reigen, euren Tauperltanz!“ 2660

Alsobald in Ordnung stellten
 Sich die lieblichen Libellen,
 Faßten sich, im Kreis geschlungen,
 Tanzten nach dem frohen Takte
 Der tonkundigen Zifaden 2665
 Auf des Taues Perlen munter
 Ringelreigen um die Kön'gin,
 Um den roten Tulpenthron.
 Sicher, ohne je zu fehlen,
 Hüpfen sie von Perl' zu Perle. 2670
 Keine Perl' zerfloß erschüttert,
 Nicht einmal erbebt' ein Perlchen
 Von dem Druck der Lilienfüße.
 Seht, so leicht sind die Libellen!
 Doch die glüh'nden Erzellenzen
 Feuerwürmer gingen ernsthaft 2675

Rund in dieses Reigens Mitte,
Fackelträgerdienst versehen.

2680 Über als der Reigen kreiste
Nun zum drittenmal mit Jubel
Auf den mondbeblinkten Perlen,
Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Roß,
Setzt die silberblüh'nde Wolke.

2685 Also rasch war sie geritten,
Daß der Wind selbst außer Atem
War gekommen und zur Erde
Sank ins Gras mit kranker Lunge.
In den Kreis des Festes trat sie,
2690 Und zur Fee, der goldbeschwingten,
Sprach die silberblüh'nde Wolke:
„Wie? Du feierst frohe Feste?
Wie? Du schaust den Tauperltanz?
Und dein Held, Don Tulifäntchen,
2695 Steckt im Vogelmeßingkäfig,
Eingesperrt von der Gemahlin,
Der lavendelduft'gen Fürstin!
Auf und eile! Rett' ihn! Fliege!
Er beschloß im tapfern Herzen:
2700 Stürzen will er in den Abgrund
Seinen Leib. Ich hör' es selber.“

2705 Sprach's. Da klagten alle Geister;
Denn beliebt ob seiner Tugend,
Hochbeliebt ob seiner milden
Adelichen, seinen Sitten,
In dem ganzen Ginnistan¹
War der Held, Don Tulifäntchen.

¹ Dschinnistan (arabisch=persisch), Land der Feen (Dschinn).

Dunkel wurden vor Betrübniß
 Alle glüh'nde Erzellenzen.
 Die Zifaden machten Pause, 2710
 Sagend standen die Libellen.
 Doch die Jüngste fiel erbleichend
 Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
 Rosalindchen hieß das weiche,
 Schöne Kind voll Sympathie. 2715

Nur die zarte Fee Libelle
 Blieb gefaßt. Emporgerichtet
 In der Tulpe, sprach sie also:
 „Von dem Fest etwas ermüdet,
 Flög' ich wohl nicht rasch genug 2720
 Zu der Rettung meines Helden.
 Auf, ihr Bagen, jagt dem Kutscher,
 Sagt dem rauchen¹ Bärenvogel,
 Er soll gleich die Equipage
 Mit den sechs Hirschkäfern schirren!“ 2725
 Sprach's. Es rannten fort die Bagen
 Nach der Fee gewölbtem Marstall,
 Der im Wurzelwerk der Erle
 War erbaut zu ebner Erde.

Aus dem Kelch der Tulpe hob sich 2730
 Jetzt die Fee, bedient von wieder
 Glüh'nd gewordenen Erzellenzen,
 Wand ein grünes Kränzlein, schwebte
 Zu dem Ort, wo Rosalindchen
 Lag in Ohnmacht, weckte sie, 2735
 Sprach süß lächelnd: „Unsern Helden
 Retten wir heut aus dem Kerker
 Und auch aus dem Arm der Gattin,
 Der lavendelduft'gen Fürstin.

¹ Rauch, alte Nebenform zu rauh.

- 2740 Nun, so gilt's, ein andres Bräutlein
Ihm zu geben, das wohl besser
Stimmt zu seiner Art und Größe."
Sprach's. Das Kränzelein, das grüne,
Drückte sie dem weichen Kinde
- 2745 In die blonden Ringellöckchen,
Flüstert' ihr zwei Wort' ins Ohr.
Rosenröt' im Angesichte,
Blickte zu der güt'gen Fee
Auf die kleine Rosalinde.
- 2750 Lang schon ihre stille Liebe
War der Held, Don Tulifäntchen.
Aber alle Gnomenpäg'lein
Kamen sehr bestürzt und riefen:
„Fürstin, ach, der alte Kutscher,
- 2755 Ach, der rauche Bärenvogel,
Hat sich gänzlich übernommen
In gestohlnem Blütenpunische,
Liegt und schnarcht im Stall, er ist,
Fürstin, zum Erzeß betrunken.“
- 2760 Rief die zarte Fee Libelle:
„Er ist morgen aus dem Dienste!
Tausendmal warnt' ich den Schlemmer;
Endlich muß ich stiften Ordnung.“
- 2765 Und zur silberblüh'nden Wolke
Sprach das goldbeschwingte Wunder:
„Sieh, so geht es mir, Cousine!
Hättest du vielleicht die Güte,
Dieses Mal mich zu befördern?“
- 2770 „Meine teuerste Cousine“,
Sprach die silberblüh'nde Wolke,
„Dir zu dienen, mich entzückt es.
Komm mit deinem ganzen Hofstaat,
Platz für alle hat mein Roß.“

Wind, dem schnellen Rosse, rief sie.
 Wind sprang hergestelkt empor, 2775
 Drehte sich nach Westen schleunig.
 Auf den Rücken sprang die Wolke,
 Alle glüh'nde Erzellenzen
 Klammerten sich an den Schweif,
 Alle liebliche Libellen 2780
 Schwangen sich empor zum Halse,
 Gnomienpägelein, Zifaden
 Saßen bei den schönen Fräulein;
 Doch im Schoße der Cousine
 Saß die zarte Fee Libelle 2785
 Und das mitleidsvolle Bräutlein.

Also, wie ein Pfeil nach Westen,
 Nach der prächt'gen Mikromona,
 Ritt die silberblüh'nde Wolke.



7. Seliges Ende.

In dem Vogelmessingkästch, 2790
 Welcher hing am Fensterkreuze
 Draußen in der Od', im Nachtsturm,
 Schwindelnd hoch ob Mikromonas
 Quaderhartem Straßenpflaster,
 In dem fürchterlichen Kästch 2795
 Stand am Rande vor dem Abgrund
 Noch der Held, Don Zulifantchen.
 Sprach: „Ein unerischrockner Tod
 Sühnt die Schande dieses Tages.
 Nicht geziemt's, das Haupt umrauschet 2800
 Von dem Flügelschlag der Kere¹,
 Wild zu prahlen in die Lüfte;

¹ Keren, im griechischen Altertum Göttinnen des Todesverhängnisses, als strafende Rachegöttinnen auch wohl mit den Erinnyen zusammengestellt.

Aber sagen darf ich kühnlich:
 Ich bin größer als mein Leib!
 2805 Heilen durch das letzte Mittel
 Wir die Wunden unsrer Ehre!
 So empfang', du graue Tiefe,
 Mein zerfchmettertes Gebein!"
 Sprach's und sprang und stürzt' und stürzte,
 2810 Lustumpffüssen, tiefer, tiefer,
 Gräßlich haltlos, schwindeltot!

Aber mit der ganzen Fabel
 War die silberblüh'nde Wolke
 Just darunter angelangt.
 2815 Tulifäntchen stürzt' und stürzte
 Auf den schwanenweichsten Schoß,
 In die seidenzärtsten Arme.
 Und aus Nacht zu sel'gem Schrecken
 Seine Wimpern öffnend, sah er
 2820 Um sich, über sich, empor
 Nur in Fee Libellens Augen,
 Nur in Rosalindchens süße,
 Kleine, himmeltrunkne Auglein.

2825 Fee Libelle herzt' ihn, drückt' ihn,
 Und das Bräutlein küßt' ihn zärtlich.
 Rief der Held: „Wo bin ich? Wonne!“ —
 „Bei den Deinen!“ sprach die Fee,
 „Bei den Deinen!“ sprach das Bräutlein,
 „Bei den Deinen!“ riefen alle
 2830 Glüh'nde Erzellenzen, alle
 Gnomenpägelein, es riefen's
 Alle liebliche Libellen.
 Die Kapelle mußizierte.
 Und das schwirrt' und klang und glühte,
 2835 Und das jauchzt' und tanzt' und schwärmte,

Daß nun auch den Kopf verlor,
 Daß nun auch zu schwärmen anfang
 Die jüngst so verständ'ge Wolke.
 Plötzlich kam ihr in den Sinn,
 Sich zum Palast zu verwandeln. 2840
 Auseinander fließend zog
 Sie vier Mauern im Gebierte;
 Schlanke Säulen sproßten auf,
 Zierlich Schnörkelwerk von Dunst
 Kräuselt' an den Kapitalern, 2845
 Blaues Dach darüber hin
 Ragt' in Winkeln, mondbeglänzet —
 Auf des Windes Rücken stand
 Blank und schlank der Hochzeitpalast.

Und im Innern des Palastes 2850
 War bereits die ganze Fabel.
 Wie aus weiter Ferne, leis
 Rief die zarte Fee Libelle:
 „Fort nach Siniſtan! Der Held
 Hat vollendet auf der Erde. 2855
 Uns gehört er. Er'ge Jugend
 Kostet er nun in dem schönen,
 Traumesjel'gen, grünen, tiefen,
 Wunderblüh'nden Reich der Geister!“ —

Auf des Windes Rücken schwebte 2860
 Jetzt empor der Wolkenpalast,
 Prachtverklärt. Er schwebt' und schwebte,
 Bis er schwand zum hellen Punkt,
 Bis er schwand in den Azur.

Nicht auf Erden mehr gesehn 2865
 Ward der Held, Don Zulifantchen.



Andreas Hofer
der Sandwirt von Passeier.

Ein Trauerspiel.

1826. 1833.

Personen.

Andreas Hofer, der Landwirt von Passeier.		
Joseph Speckbacher	}	Häupter der Insurrektion.
Der Kapuziner Joachim Gaspinger		
Etschmann, der Wirt zum Schupfen	}	Tiroler.
Peter Mayer		
Fallern von Rodeneck		
Eisenstecken		
Heinrich Stoß		
Mathias, Etschmanns Knecht.		
Johann, Hofers Knabe.		10
Elfi, Etschmanns Frau	}	Tirolerinnen.
Frau Straubing		
Bärbel		
Der Bizekönig von Italien.		
Der Herzog von Danzig.		15
Graf Baragnay	}	französische Offiziere.
La Coste		
Fleury		
Mahouard		
Der Kanzler.		20
Ein Legationsrat.		
Ein Kabinettssekretär.		
Der Priester Donay.		
Ein Page.		
Ein tirolisches Weib.		25
Zwei Kinder.		
Französische Offiziere und Soldaten.		
Ein Bote, Tiroler Schützen, Volk.		

Die Handlung geht in Tirol, Wien und Villach vor.

Einleitung des Herausgebers.

Wie ein ferner sterbender Ton klang es aus den Tiroler Alpen nach unseren Flächen herunter“, erzählt Zimmermann am Schluß der Knabenerinnerungen seiner „Memorabilien“. Dieser Ton weckte siebenzehn Jahre später in dem Dramendichter ein starkes Echo. Zimmermann war der Ansicht, daß jedes historische Faktum vor allem mit der Volksseele eng zusammenhänge, daß jedes historische Drama in dem Volke den Hintergrund der Ereignisse sehen müsse, und daß „jedes Drama, welches nicht das populäre Element in sich annimmt, eine schöne, in Lüften schwebende Seifenblase ist, die nie voll den Grund und Boden berührt oder sofort zerspringt, wo sie auf denselben stößt“. Somit mußte ihn der Stoff des tirolischen Freiheitskampfes unter Andreas Hofer besonders zur dramatischen Behandlung reizen. Den entscheidenden Anstoß zur Ausführung gewann der Plan, als Zimmermann, im Jahre 1826 bei den Seinigen in Magdeburg weiland, eines Abends die Tiroler Sänger Gebrüder Rainer, die er dann wenig glücklich auch in seine Dichtung einführte, ihre heimischen Lieder singen hörte. Tief ergriffen sagte er sich, daß er das Lied noch einmal müsse tönen lassen. Er wollte „den Gegensatz zwischen dem rohen Heldentum der Tiroler, ihrer Treue und ihrem Glauben, und dem Heldentum der Franzosen, ihrem Verstande, ihrem Ehrbegriffe“ darstellen und ging mit fieberhaftem Eifer an die Arbeit. „Nie bin ich von einem Stoffe gründlicher erregt gewesen“, bekennt er. Sein Bruder Hermann, damals Student in Göttingen, mußte ihm einschlägige Bücher zusenden, und nach wenigen Wochen froher Schaffenslust stand das „Trauerspiel in Tirol“ auf dem Papiere. Der Dichter benutzte als Quelle F. L. S. Bartholdys „Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809“ (Berlin 1814), vor allem aber, worüber die Annmerkungen am Schlusse Belege bringen, das von dem Tiroler Freiheitskämpfer Joseph Freiherrn von Hornmahr verfaßte, anonym im Jahr

1817 bei Brockhaus erschienene Buch „Geschichte Andreas Hofers, Sandwirts aus Passier, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809“, nicht ohne mit diesen an sich durchaus nicht objektiven Quellen recht frei zu verfahren und in der That einige Versehen zu begehen.

Summermanns Trauerspiel erschien bei Hoffmann und Campe in 5
Hamburg mit einer längeren Vorrede vom 5. August 1827, in der der Dichter sich gegen das Drama seiner Zeit, gegen das Publikum und gegen die Schauspieler ausspricht, betont, daß sein Werk für die Bühne bestimmt sei, und sich bereit erklärt, diesem Zwecke nötigen Falles durch Kürzungen und Änderungen Rechnung zu tragen. Das war aller- 10
dings unumgänglich. Holtei, der das Drama bald nach der Vollendung kennen gelernt und begeistert aufgenommen hatte, sah sich, als er es in Berlin öffentlich vorlas, gezwungen, den letzten Akt ganz wegzulassen, da die Vorlesung bis zum Schlusse des vierten schon vier volle Stunden gedauert hatte. Es fehlte der Dichtung nicht an Beifall. 15
Goethe äußerte sich erfreut, und bis zu Tränen bewegte den Verfasser der Hymnus, den Heine im „Morgenblatt“ vom 3. Dezember 1828 auf ihn anstimmte und in den Ende 1829 erscheinenden dritten Band (besonders in Kapitel 7) seiner „Reisebilder“ hinübernahm: „Es gibt einen Adler im deutschen Vaterlande, dessen Sonnenlied so gewaltig 20
erklingt, daß es auch hier unten gehört wird und sogar die Nachtigallen aufhören, trotz all ihren melodischen Schmerzen. Das bist du, Karl Summermann, und deiner dacht' ich gar oft in dem Lande, wovon du so schön gesungen. Wie konnte ich durch Tirol reisen, ohne an das ‚Trauerspiel‘ zu denken?“ Heine besprach sich über das Drama auch 25
mit Hornmahr, der es nicht nur in seinem „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“ rühmend anzeigte, sondern auch dem Verfasser eingehend darüber schrieb: „Als zweifaches Haupt, ‚der Landesbewaffnung nämlich und der Landesverwaltung‘ in jener äußersten Verlassenheit, bin ich kein verwerflicher Zeuge über die Wahr- 30
heit der Empfindung, der Entwicklung der Charaktere . . . Der Erzherzog Johann lag in Wien an einer unbedeutenden Fußwunde, als ich ihm Ihre Tragödie brachte, die ihn wechselweise in Tränen und Ingrimm versetzte, und die er gleich allen seinen ihn besuchenden durchlauchtigen Brüdern mittheilte. — Viele ausgezeichnete Männer waren 35
tief davon ergriffen . . . Empfangen Sie gütig meine hochachtungsvolle Umarmung im Namen aller meiner damaligen Waffenbrüder, aus welchen der Kapuziner beinahe allein noch übrig und ein ver-

geßener Landpfarrer bei Wien ist.“ Dagegen lehnte Börne, im Grunde freilich nur vom Standpunkte des liberalen Politikers, das Stück ab in einer umfanglichen Besprechung, die sich in seinen „Dramaturgischen Blättern“ findet. Auch eine Besprechung im „Gesellschafter“ des Jahres 1828 (Nr. 3 f.) hatte an dem Stücke, dem das Dramatische, eine ergreifende Grundidee und ein eigentlicher Held fehle, mancherlei auszusagen, entdeckte aber doch „bei der allerdings hie und da durch das Gedicht wehenden scharfen Zugluft des Verfehlten und Mangelhaften“ auch „milde Sonnenstrahlen der Poesie“, und nicht viel anders urteilte eine Kritik im „Literaturblatt“ (des „Morgenblattes“) vom 4. März 1828. Besonders richtete Zimmermanns Todfeind Platen im fünften Akte seines „Romantischen Oedipus“ (1828) gegen die „Pustertaler Ilias“ und ihren Verfasser, der Shakespeareschen „Affen grinzendsten“, seine maßlosen Angriffe. Er verhöhnte namentlich den Engel, der den von Hofer in eine Schlucht geschleuderten Säbel diesem im Traume zurückbringt und die „Depechenmordbrandhebruchstirolerin“ Elfi, die ihren Mann mit einem französischen Offizier betrügt, diesem, da er nichts mehr von ihr wissen will, ihr eigenes Haus über dem Kopf anzündet und mit ihm auch eine an Hofer gerichtete Depeche von entscheidender Wichtigkeit verbrennen läßt. In der Sache hatte Platen gewiß recht, und Zimmermann hatte, dem Drängen seiner Freunde folgend, von vornherein der Engelsingene eine Variante für die Auf-
führung beigelegt.

Im Beginne des Jahres 1829 forderte das Düsseldorf'sche Theater den Dichter zur Einstudierung seines Werkes auf, der er sich auch mit Lust und Eifer unterzog. Die Darstellung genügte nicht allen Wünschen, doch gab sie dem Autor, einem Brief an Beer vom 16. April 1829 zufolge, die Gewißheit, „daß ihm ein wirklich dramatisches Werk gelungen sei“. Eine Wiederholung befriedigte ihn indessen gar nicht, und von einer wenig erfolgreichen Aufführung in Hamburg am 16. November 1829 berichtet beschönigend Heine. Jedenfalls hatte Zimmermann an der Bühnenwirkung seines Stückes gelernt und betrieb, von Freunden wie Schadow gut beraten, eine durchgreifende Umarbeitung, die im Sommer 1833 so gut wie vollendet war. Im Herbst gewährte er sich sodann einen lange gehegten Wunsch, indem er die Stätten be-
reiste, an denen sein Drama heimisch war. Auf der pietätvollen Wallfahrt, die er im „Blick ins Tirol“ geschildert hat, studierte Zimmermann Land und Leute, besichtigte Reliquien vom Jahre 1809 und sprach

Leute — so Speckbachers Tochter — die sich jener Zeit erinnerten. Noch auf der Rückreise aus Tirol beschäftigte er sich damit, das Drama umzugießen. Unterwegs, zu Dresden, las er im Oktober den „Hofer“ bei Tieck vor und erntete reichen Beifall; in Berlin gewann er damit A. von Humboldts Anteil und erhielt in Düsseldorf vom Prinzen Friedrich 5 nebst einem wohlwollenden Schreiben die Bildnisse Hofers, Speckbachers und Haspingers zum Geschenk.

Mit der gelösten Aufgabe der Umarbeitung meinte Zimmermann eine poetische Sünde abgebußt zu haben. „Er lag mir“, schrieb der Dichter über den neuen „Hofer“ an Frau von Sybel, „jahrelang mehr 10 auf dem Herzen, als ich mir habe merken lassen, und oft verzweifelte ich im stillen, daß mir die frische Kraft kommen werde zu dieser Arbeit, wo ich zugleich Etwas und Nichts vor mir hatte. Nun ist sie über meine Erwartung rasch und leicht geglückt, und es kommt mir vor, als sei es gut gewesen, daß anfangs allerhand Unkraut und verkrüppeltes Gebüsch das junge Wachstum der Stämme überdeckend ge- 15 schützt habe, die nun in die Höhe geschossen sind.“ Der Dichter gesteht, manches Bizarre weggeschritten zu haben, und sagt in der Vorrede zum 1. Bande der „Schriften“ (Düsseldorf 1835), er habe die kleinsten, sentimentalen Motive, die der früheren Arbeit geschadet hätten, 20 getilgt und es gewagt, das Werk auf ehrliche historische Füße zu stellen.

Der „Andreas Hofer, Sandwirt von Passeir“, wie das Stück im dritten Bande der „Schriften“ heißt, zeigt vor allem eine energiegelichere Zusammenfassung, die allerdings von seiner Ursprünglichkeit etwas abgestreift hat; die beiden Fassungen verhalten sich hinsichtlich 25 des Raumes, den sie im Druck einnehmen, etwa wie 7 zu 4. Dabei wurden ganze Szenen und Szenenfolgen gestrichen; auch eine hübsche Episode zwischen Hofer und seinem Sohne, die nur zu sehr an ihr Vorbild in Schillers „Tell“ erinnert, fiel den Anforderungen der Bühne zum Opfer. Die Rolle des Nepomuk von Kolb verschwand mit Fug 30 und Recht ganz; dafür wird ein Teil der Handlung nach Wien verlegt, um den österreichischen Staatskanzler (Metternich) auftreten zu lassen. Auch einige neue Tiroler Namen weist das Personenverzeichnis der zweiten Fassung auf. Elsis Liebestragödie, eine ziemlich plumpe Nachahmung des Verhältnisses zwischen Thuznelda und Ventidius in Kleists 35 „Hermanns Schlacht“, entfällt ebenso wie die in Zacharias Wernersche Romantik ausschweifende Engel- und Schwert-Vision, die Zimmermann freilich für einen „dichterischen Lichteffect“ hielt und nur ungern opferte.

Dafür fügte er in letzter Stunde die Anekdote von dem bairischen Säbel ein, den Hofer als Oberkommandant trug, und den der Dichter selbst in Innsbruck gesehen hatte. Ferner weist die zweite Form des Schauspiels im Gegensatz zu der ersten unnummerierte Auftritte und
 5 einige Prosajenen auf. Über die Abweichungen im einzelnen, die sich auch auf die Motivierung in Hauptpunkten erstrecken, berichten die Schlußanmerkungen. Die vorliegende Ausgabe bringt die letzte Fassung des Werkes, im Gegensatz zu Max Koch, der die vom Dichter „verworfenen“ erste wieder abgedruckt hat.

10 In bitteren Worten äußerte sich Immermann brieflich zu F. E. Hitzig über die Ablehnung seines Dramas durch den Berliner Intendanten Grafen Brühl. Kein Theater wollte und konnte so leicht den dritten Akt zur Aufführung bringen, in dem der allmächtige Metternich leibhaftig auftrat. Nur in Düsseldorf geschah das, wo
 15 Immermann am 26. April 1834 den „Hofer“ als „Mustervorstellung“ geben ließ. Schirmer hatte die Farbenskizze eines Tiroler Prospekts, Felix Mendelssohn-Bartholdy die musikalischen Zutaten geliefert. Immermann war mit der Vorstellung sehr zufrieden, nicht so mit deren späterer Wiederholung. Lange nach des Dichters Tode,
 20 am 29. Dezember 1854, wurde der „Hofer“ in einer Bearbeitung von August Lewald und trefflich inszeniert auf der Stuttgarter Hofbühne zur Darstellung gebracht. Gruners Hofer war dabei weniger bedeutend als Löwes Speckbacher, der sich in den Mittelpunkt des Interesses setzte; Maurer spielte den Herzog von Danzig. Eine ausführliche Besprechung
 25 der Aufführung im „Morgenblatte“ vom 7. Januar 1855 rühmte die Charakteristik, besonders die Speckbachers, und des Dichters großes dramatisches Geschick, das aber fast nur im ersten Akt hervorträte. Im Jahre 1863 gelang es den Anstrengungen Heinrich Laubes, den „Hofer“ auch auf das Wiener Burgtheater zu bringen, doch konnte sich
 30 das Stück, das vorübergehend einmal auch in Karlsruhe und Schwerin auftauchte, nicht dauernd auf den Brettern halten.

Immermanns Trauerspiel verdient für sein Bestreben, neueste Vergangenheit dichterisch abzuspiegeln, Achtung und Anerkennung; es berührt durch seine patriotische Wärme sympathisch und läßt stellenweis wirklich dramatische Accente verspüren. Die Charakteristik ist im
 35 ganzen gleichfalls zu loben. Hofer, der schwerfällige, beschränkte, zur Eitelkeit neigende Bauer mit seiner heißen Liebe zum Vaterlande und seiner unererschütterlichen Treue zu Kaiser Franz, der kocke, verschlagene

Speckbacher, den das Unglück nicht wie jenen um so gottesgebener, sondern hart und grimmig macht, endlich der hitzige, fanatische Kapuziner Gaspinger: alle drei haben mit dem üblen Typus der Salontiroler nichts gemein und stehen einander wirksam gegenüber. Auf der anderen Seite interessiert vor allem als eine psychologisch feine Charakterstudie der kluge, geistreich überlegene Staatskanzler, das Urbild des gewandten und eleganten Diplomaten und kühlen Opportunitätsmenschen, der nicht mit Gefühlen und Herzen rechnet, sondern die Menschen und Völker nur als Schachfiguren ansieht. Den schärfsten Gegensatz zu ihm wiederum bildet der menschlich gütige Bizetkönig, der zu wenig Eisen im Blute führt und weder Staatsmann noch Feldherr ist. Der soldatisch tapfere Herzog von Danzig, der mit der Stirn des Emporkömmlings seinem Stern vertraut und dabei so plump in die Falle geht, Frau Straubing, das kraftvoll unerschrockene Tirolerweib, das Immermann zu einer hübschen Szene von bodenständigem Humor verhalf: das alles sind Gestalten voll Blut und Leben. Dafür läßt aber der Dichter das Volk ganze Verse und Sätze unisono sprechen und vergreift sich oft im Ton, den er der Natur der Redenden zu wenig anpaßt. Das ist ein Fehler, den er freilich auch in Schillers „Tell“ fand. Häufig wörtliche Anklänge an dieses Drama sowie an andere Schiller'sche Werke, besonders die „Jungfrau von Orleans“ und den „Wallenstein“, begegnen auf Schritt und Tritt und stören empfindlich. Der „Tell“ übertrifft den „Hofer“ an Adel und Gehalt, an Stil und Technik so sehr, wie ihm ein anderes, dem Stoffe nach verwandtes Schauspiel, Kleists „Hermanns Schlacht“, an Wucht und Blut überlegen ist. Vor allem ist Immermann auch in der Schilderung des Milieus und des Kolorits viel weniger glücklich als Schiller, obgleich er doch im Gegensatz zu jenem den Schauplatz seiner Ereignisse selbst gesehen hatte. Auch läßt seine Sprache viel zu wünschen übrig, die oft Sätze voll harter Prosa in klanglose Blankverse zwingt: Der Dichter des „Hofer“ hatte kein Recht, im „Münchhausen“ Raupach seine „breitgerührten und doch hölzern gebliebenen Jamben“ vorzuwerfen.

Erster Aufzug.

Stube im Wirtshaus am Ziel.

Etichmann. Elsi.

Etichmann. Warum schleichst du hinter mir her? Warum
5 das Spähn ins Antlik? Bist du ein Mautner worden und
hältst mich für einen Schwärzer? Geh auf die Alm!

Elsi. Mann!

Etichmann. Elsi!

Elsi. Wo ist der Mathis hin?

10 **Etichmann.** Hast du es nicht gehört? Nach Inispruch, Elsi.

Elsi. Über Sterzing?

Etichmann. Umwege. Die Zeit ist krumm. Wer kann
heuer auf der graden Straße bleiben?

Elsi. Was soll der Mathis zu Inispruch?

15 **Etichmann.** Stiere kaufen, ein Joch.

Elsi. Unser Stall ist voll. Laßt es sein!

Etichmann. Geh auf die Alm!

Elsi. Werst euch der Geißel Gottes nicht in Weg! Ihr
ward das Ziel noch nicht gesteckt.

20 **Etichmann.** Geschwäg! Es ist ja alles ruhig.

Elsi. Ruhig? Und die Boten ab und zu? Das heim-
liche Geispräch? Ein Vermessen dräut in euren Mienen. Um
was treibt ihr's? Für wen? Ihr Loren! — Ruhig? Sie
werden euch ruhig verderben lassen.

25 **Etichmann.** Wirst du nicht auf die Alm gehn?

Elsi. Ich bin nicht feig. Mut hab' ich auch. Aber die
sind's nicht wert.

Etzmann. Nun schweig!

Etz. Ich habe dir's gesagt, ich, dein Weib. Ihr werdet dereinst nicht rufen dürfen: „Weh uns! Wenn uns einer verwart hätte!“ (Weht.)

Etzmann. Schon gut! 5
Wo Mathis bleibt? Zwölf Stunden sind's bis Brixen, und vor vier Tagen schickte ich ihn weg.

Mathis (kommt).

Guten Tag, Herr!

Etzmann. 10

Danke! Endlich zurück? Wie sieht's aus?

Mathis.

Traurig.

Etzmann.

Sag's in einem Atem! 15

Mathis.

Sie ziehn ab.

Etzmann.

Ganz aus dem Lande?

Mathis.

Die Marschrou't ist bis Klagenfurt gemacht. 20

Etzmann.

Gib acht, sie halten an im Pustertal!

Mathis.

Nein, Herr, ich weiß das Gegenteil bestimmt. 25

Ich sprach mit Beit, dem Seidenwarenhändler,

Der alle Heimlichkeiten gründlich kennt:

Das Land ward aufgegeben.

Etzmann.

O teurer, lieber Erzherzog Johann¹, 30

Wirfst du die Perle weg? Kannst du's ertragen?

Kannst du es, Kaiser Franz?

¹ Erzherzog Johann von Osterreich (1782—1859), Bruder des Kaisers und späterer Reichsverweser, Generalissimus der Südbarmee.

Mathis.

Die Majestät

Des Kaisers hat geweint, als sie den Stillstand
Von Znaim¹ bieten mußte, der uns verstößt.

- 5 Drauf hat der Erzherzog noch stäts gehofft,
Im Glauben, daß der Krieg außs neu' beginne,
Die Schmach von dem Artikel zu vereiteln;
Drum zog der Chasteler² und Baron Schmidt³
Im Schneckengang hinweg aus unsren Tälern,
10 Bis dann, gedrängt vom Feind und ihrem Wort,
Die höchsten Herren Hil' gebieten mußten.
So sprachen zu mir Leute, die drum wußten.

Etichmann.

Und hast du von den Unjern nichts gehört?

- 15 Andreas Hofer?

Mathis.

Kaupte seinen Bart,

Warf sich zur Erd' und weint' und betete.

- Dann ging er fort vom Sand und barg in einer
20 Felsgruft den Leib. Nicht lüstern sei er mehr,
Das Licht zu schaun. Das war sein letztes Wort.

Etichmann.

Die Führer fliehen, und zusammenbricht

Das Werk der Rettung!

- 25 **Speckbacher** (ist eingetreten).

Ach, warum nicht gar!

Etichmann.

Speckbacher!

¹ Der Waffenstillstand zu Znaim wurde am 12. Juli 1809 geschlossen. Nach Artikel IV mußten die Österreicher Tirol und Vorarlberg räumen, was erst am 9. August vollkommen geschehen war. — ² Marquis Johann Gabriel Joseph Albert von Chasteler (1763—1825), Feldmarschalleutnant und Kommandierender bez 8. Armeekorps. Er war schon in den Jahren 1800 und 1805 auf dem Kriegsschauplatz in Tirol tätig gewesen. 1813 wurde er Feldzeugmeister und starb als Statthalter von Venedig. — ³ Generalmajor Baron Joseph von Schmidt, dessen Maßnahmen wenig glücklich waren.

Mathis.

Was?

Etzhmann.

Wo kommst du her?

Speckbacher.

Von Kinn.

5

Etzhmann.

Nun, deiner hätt' ich heut mich nicht versehen.

Speckbacher.

Sorg' für mein Pferd, Burjch!

10

(Mathis ab.)

Kriegst viel Gäste.

Etzhmann.

Gäste?

Und du bist Speckbacher! — Ihr seid . . .

15

Speckbacher.

Entschlossen!

Was geht der Stillstand uns von Znaim an?

Das Feuer brennt einmal in unsern Bergen;

So mag's zu Ende brennen! — Dir ins Ohr:

20

Mir ist's recht lieb, daß uns die weißen Röcke,

Die roten Hosen jetzt verlassen; denn

Es waren doch latein'sche Schützen nur

Und hatten's falsch mit uns. Wenn meine Haut

Zu Markt ich trag', da will ich auch den Handel

25

Auf mein Gedinge schließen. — Nun hör' zu:

Sobald ich wußt', sie ziehn, Tirol bekommt

Hülff', wenn es selber sich zu helfen weiß,

Beschiedt' ich Pater Jochem, daß er schlage,

Wann, wie und wo er einen Feind betreffe;

30

Denn dieses schien mir das Vernünftigste.

Nur keine Überlegung! In dem Ratsaal

Sitzt Mutter Memme, fält vor Angst; das heißen

Sie kühle Klugheit. Hofern sandt' ich Donay,

Hervorzutreten mit dem Landsturm
 Von Meran und Pässeier und Mgund.
 Inzwischen hielt ich wach die Höhen,
 Die vom Patzschkofel bis nach Bolders streichen.

5 Es kann kein Franzmann seinen Kessel spülen
 Im Inn, den meine Schützen nicht erblicken.

Etichmann.

Und, Joseph, ich?

Speckbacher.

10 Schaust zu, schenkst Wein, schreibst an.

Das weiße Roß in deinem Wirtshauschild
 Gab ich als Zeichen an für unsre Freunde
 Und meine Boten, die ich hier erwarte.
 Sorg' nur für Brot und Fleisch und Pferdefutter
 15 Und Lagerstroh und Holz zur Feuerung;
 Es wird wohl was lebendig bei dir werden!

Elfi (kommt).

Ihr steht und plaudert? Speckbacher! Unglücksmanu!
 Der ganze Hof ist voll von Franzosen.

20 **Etichmann.**

Was?

Speckbacher.

Franzosen? Hier?

Elfi.

25 Alles Volk von Innsbruck ins Land!

Speckbacher.

Triumph! (Er umarmt Elfi.)

Elfi (macht sich los).

Seid Ihr verrückt? (Sie geht.)

30 **Etichmann** (durchs Fenster sehend).

Treßhüte und Goldkrägen!

Speckbacher (geht umher).

So ist der Herzog Danzigs denn in Marsch!
 Das war mein Gram, der werde liegen bleiben

Da in der Ebene von Hall und Innsbruck,
Wo unsre Schützen nichts sind, uns ermüden
Durch kleine Streiferein!

Allein der werthe, teure, goldne Marschall
Erzeigt die Liebe mir und quetscht sich mit der ganzen 5
Gewalt'gen Heereschlang' durch unsre Pässe.
Nun denn, ich will so heiß den Herrn umarmen,
Daß er mir Schweiß und Blut vergießen soll,
Und alle Bäche, die vom eif'gen Brenner
Hinab zum Tal des breiten Innes tanzen, 10
Send' ich als freudenrote Boten ab,
Dem Strom zu jagen, was Speckbacher tat.

Stichmann.

Die Generalität kommt. Mach dich fort!

Speckbacher.

Verstecken? Wie? Bist du ein art'ger Wirt?
Dir muß es gleich sein, wer bei dir verkehrt:
Du darfst dem Bauer nicht die Türe weisen,
Wenn der Feldmarschall in die Stube tritt. 15
Hier setz' ich mich und will erwarten, Wirt,
Daß du mich rasch bedienst so wie den Herzog. 20

Stichmann.

Das sind nun deine Stückchen.

Speckbacher.

Ja, wie jen's, 25
Wo ich den Jägern einst, die auf der Scharnik
Mich sängen, 's heiße Fett ins Antlitz gab,
Da sie mein Nachtbrot mit mir speisen wollten.
Trau' mir, die sind so fein und übersichtig,
Daß sie das Nächste nicht vor Augen schaun 30
Und glauben eher an die größte Dummheit
Als an die kleinste Klugheit bei dem Feind!
's ist Amnestie. Den möcht' ich kennen, der

'nen stillen Mann, wie ich bin, dürft' beschwern!
'naus, Etſchmann, und empfang' die hohen Herrn!

(Etſchmann geht; Speckbacher ſetzt ſich an einen Tiſch im Hintergrunde.)

Der Herzog von Danzig, La Coſte treten ein.

5

Herzog.

Sie müſſen zwei Kuriere expedieren!
An Seine Hoheit den Prinz Biſekönig
Nach Villach, und den andern ſchicken Sie
Nach Schönbrunn an des Kaiſers Majestät!

10 Empfangen Sie den Inhalt der Depeſchen!

(Der Herzog diktiert; La Coſte ſchreibt in die Brieffaſche.)

An Seine Hoheit ſchreiben Sie: „Ich habe
Den General Koyer mit dem erſten Heerteil
Durchs Zillertal nach Laditſch detachiert,

15 Die Bayern aber unter Oberſt Bourſcheidt
Rechts ab vom Brenner hin nach Bruz entſendet.

Ich ſelber rücke auf der großen Straße
Mit meinem Kern nach Brigen und nach Bozen.

Ich ſei in Sterzing morgen, hoffe ſpät'ſtens

20 In Bozen nach drei Tagen anzukommen,
Worauf ich mich durchs Sau- und Pustertal
Mit Seiner Hoheit in Verbindung ſetze
Und deren weiteren Befehl erwarte.“

Iſt es geſchrieben?

25

La Coſte.

Zu Befehl, Eur' Durchlaucht.

Herzog.

An Seine Majestät, den Kaiſer der Franzoſen:

„Ich ſei ohne Widerſtand

30 Von Salzburg in die Graſſchaft vorgerückt.

Das Land ſei ruhig. Die geächteten,

Berruchten Fackeln¹ dieſes Bauernaufſtands,

¹ So waren ſie in Napoleons Ächtungsdekret genannt.

Der Marquis Chasteler und Joseph Hormayr,
Sei'n ausgelöscht vom mächt'gen Flügelschlag
Der fränk'schen Adler!

Sie schwebten, königlichen Blicks wie immer,
Ob diesen Bergen; tot sei aller Zwist,
Die Insurrektion zu nicht' geworden.“
Datieren Sie die Meldung nur aus Bozen!
Sie stocken — nun?

5

La Coste.

Ich frage, Monseigneur,
Ob den Bericht wir nicht versparen wollen,
Bis wir in Bozen Standquartier bezogen?

10

Herzog.

Es darf nicht sein. Der Kaiser ist seit Wochen
Ganz ohne Nachricht von dem Korps geblieben.
Es liegt ihm dran, Tirol zu überwält'gen,
Das, lächerlich, dem Stacheligel gleich,
Auf seiner großen Siegesbahn sich kauert.
Ich bin gewiß, daß ich nach Bozen komme.
So dürfen wir, was wir bis dort erfahren,
Auch melden dreist, als sei es schon geschehn.

15

20

La Coste.

Ich fürchte nur, es gibt noch Hindernisse.

Herzog.

Der Kaiser strich aus seinem Dictionäre
Das Wort.

25

Gefährlich ist den Dienern, es zu kennen.
Er will Tirol, und also wird er's haben;
Ich soll es schaffen, also werd' ich's schaffen.
Sie waren ja bei Ulm¹ und Friedland² um ihn!
Verstehn Sie nicht die Richtigkeit der Folg'ung?

30

¹ Wo am 17. Oktober 1805 Mac mit dem ganzen österreichischen Heere kapitulieren mußte. — ² Die Schlacht bei Friedland fand am 14. Juni 1807 statt und endete mit dem Siege Napoleons über die Russen und Preußen.

La Coste.

Es haben Eure Durchlaucht zu gebieten;
Ich werde von Bozen schreiben.

Speckbacher *(leise).*

5 Mir ist's lieb,

Daß keiner meiner Knechte zugehört.
Die Burſche würden in der guten Schule
Ganz ſakriſch lügen lernen.

Herzog.

10 Wohl gemerkt:

Sie halten den Bericht ganz allgemein!
Vor allem nichts erwähnt von jenen Schüſſen,
Die geſtern aus der Schlucht des Judenſteins
Auf das Kommando fielen hinterrücks,

15 Den Major Müller töteten!

Speckbacher *(für ſich).*

Uha!

Herzog.

Tang' ich die Räuber, laß' ich ſie erſchießen.

20 Im ſtill'n die Kleinigkeiten abgetan!

La Coste.

Indeſſen hörte man auch heute früh
Ein heftig Plänkeln in der rechten Flanke,
Daß, wie es ſchien, von Greil und Mutter's kam.

25 **Herzog**
(hat einen Gang durch die Stube gemacht).

O ja, die Berge werden noch ertönen
Von manchem Schuß. Ein Land, das jüngst in Aufruhr,
Dünkt mich wie ein genej'ner Fieberkranker.

30 Der Arzt erklärt ihn für geheilt; allein

Die wankende Natur vergißt ſoſort
Die alten wilden Phantaſien nicht,
Und wenn das Leben auch gerettet iſt,

So schüttet sie die aufgeregten Schrecken
Im Beben aller Pulse lang' noch aus. —
Bestell'n Sie wohl ein Frühstück, lieber Coste?

La Coste (zur Thüre hinausrufend).

Herr Wirt!

Speckbacher (laut).

He, Nanni!

Herzog.

Wer spricht?

La Coste.

Ein Bauer, der geschlafen.

(Er tritt ihm näher.)

Ha!

Wenn ich nicht irre, kenn' ich dies Gesicht.

Speckbacher (steht auf).

Du mußt's wohl kennen; denn du bist La Coste,
Den ich, als du gefangen wardst bei Wiltau,¹
Im Mai austauschte gegen Eisensteden².

La Coste.

Der bin ich. Du bist der Brigant —

Speckbacher.

Brigant? —

So steh' ich nicht im Taufbuch, Herr Offizier.
Ich bin der Joseph Speckbacher von Rinn
Und Kommandant des Landsturms bis zum Stillstand.

Herzog (tritt näher).

Hier sähen wir ja eines von den Häuptern!
Es ist ein seltsam Schicksal doch, La Coste,
Nachdem man jedes Heer geschlagen,
Mit solchem Volk zuletzt noch kriegen müssen.
Ein Fingerzeig, nicht stolz zu werden, Freund!

¹ Bei Wiltau kapitulierten 8000 Franzosen und Bayern am 13. April 1809. —

² Joseph Eisensteden, Wirt im Bade zu Bozen, tirolischer Schützenmajor, sehr tüchtig und geschickt.

Wo steckt denn euer mystischer Prophet,
Der in dem Barte seine Kraft besitzt,
Der Gen'ral Sandwirt¹ — ha, wie heißt er doch?

Speckbacher.

5 Meinst du den Sandwirt Hofer von Pässeier,
So wisse, seine Freunde wissen nicht,
Wo dieser Mann sein armes Haupt geborgen?²

Herzog.

Vernehmen Sie, La Coste, wohl den Ton?
10 Sobald von dem sie reden, klingt's gewichtig
Der Kaiser von Osterreich hat doch kluge Köpfe
In seiner Kriegskanzlei. — Der Greis vom Berge!
Man schneide nur dem Volke einen Gögen
Und sei gewiß, sie werden ihn verehren!
15 So machten jene Herren da aus Wien
Den Bauer aus Pässeier hier zum Tell. —
Ihr lest wohl viel hier euren „Guillaume Tell“?

Speckbacher.

Wir lesen nichts als den Kalender, Herr.

Herzog.

20 Nun, das ist gut, und daran haltet euch!
Der Bauer tut nicht wohl, denkt er zu hoch.
Faßt nur ein recht Vertrauen zu mir, ihr Leute!
Nicht denk' ich euch im mindesten zu drücken.
25 Daß Land gefällt mir, die Bewohner auch,
Und wenn ihr frommen Frieden mit uns haltet,
Sollt ihr an mir den guten Freund besitzen.

Die Kellnerin bringt Frühstück. **Etzmann** tritt zugleich mit ein. Der **Herzog**
und **La Coste** setzen sich zum Frühstück.

¹ Le Général Sanvir wurde Hofer von den Franzosen genannt. — ² „Andre Hofer, dormal unwissend wo“, unterzeichnete Hofer einzelne seiner Aufrufe.

Speckbacher.

Wenn du da fertig bist, sorg' auch für mich!
Du gönnst doch, Herr, daß ich mein Brot hier esse?

Herzog.

Die Stub' ist frei, gehört so dir wie mir. 5
(Zur Kellnerin.) Bediene den Mann! Ich bin nun schon bedient.

Etichmann (geht zu Speckbacher).

Du weißt nicht, was du tust. Zwei Wort': es hat
Bei Laditsch und bei Pruz schon was gegeben.
Fallern von Rodeneck und Peter Mayer 10
Stehn draußen.
Geh 'naus, vernimm sie!

Speckbacher.

Bess're deine Rede!
Hier in des Herzogs Beisein hör' ich sie. 15

Etichmann.

Bist du denn rasend?

Speckbacher.

Gnäd'ger Herr und Herzog!
(Merk auf und instruir' danach die beiden!) 20
Ich bin ein Pferdehändler hierzulande
Und sende meine Knechte weit umher.
Nun stand mir eben just 'ne starke Koppel
Bei Laditsch und 'ne andere bei Pruz.
Jetzt kommen zwei von meinen Leuten an, 25
Der ein' von Laditsch und von Pruz der andere;
Die woll'n mir melden, was sie für Geschäfte
Dort im Gebirge machten mit den Gäulen.
Erlaubt es deine Durchlaucht wohl, o Herr,
Daß ich die Knechte hier im Zimmer höre? 30
Die armen Buben sind vom Wandern müd',
Und draußen sticht die Sonne.

Herzog.

Laß sie kommen!

Speckbacher (zu Etschmann).

Siehst du?

- 5 Er meinte, du würdest böse, Herr,
Wenn ich so gradezu mit dir mich hielte.
Ich aber sagte, daß du sprachst vorhin,
Du seiest unser Freund. Nun denk' ich immer:
Vor Freunden hat man keine Heimlichkeit
10 Und spricht vor ihnen dreist von seinen Sachen.

(Zu Etschmann.)

Schick' Fallern erst, dann Peter May'r herein!

(Etschmann ab.)

Herzog.

- 15 Bezahlen Sie doch unsre Schuld, La Coste!
(La Coste geht. Der Herzog wendet sich zu Speckbacher.)
Hör' du, mir mißfällt nicht dein festes Wejen!
's ist schade, daß du angeessen bist;
Sonst sagt' ich dir: Komm mit und dien' bei uns!
20 Wie ich dich seh' auf deinen Füßen stehn,
Gemahnt's mich jaht, als säh' ich selber mich
Vor dreißig Jahren in des Vaters Mühle.
Denn eines Müllers Sohn aus Elsaß bin ich.¹
Nicht schäm' ich mich, ich freue mich des Ursprungs,
25 Weil's größer mich bedünkt, der Erste sein
Von einer Ahnenreihe als der Letzte.
Ich glaub', der Krieg könnt' etwas aus dir machen.

Speckbacher.

Zög' ich mit euch, wo blieben meine Gängel?

- 30 Fallern von Rodeneck (tritt auf).

Gott grüß' dich, Joseph!

¹ François Joseph Lesèbvre, Herzog von Danzig (1755—1820), war als Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß geboren. Marschall seit 1804.

Speckbacher.

Danke, lieber Fallern.

Nun sag', wie schaut's?

Fallern.

Ei, wacker in die Welt.

5

Speckbacher.

Was machtet ihr bei Bruz denn für Geschäfte?

Fallern.

Frag' einzeln mich!

Speckbacher.

10

Recht! — bist noch jung, mußt warten!

(O, meine braven, list'gen Bergeskneben!)

Ich schrieb euch, wie ihr klüglich handeln solltet.

Ist euch der Brief auch richtig zugekommen?

Fallern.

15

Ja, durch den Rotbart¹, dem du ihn gegeben.

Speckbacher.

Wo fand euch meine Botschaft? Sag' mir das!

Fallern.

Wir zogen mit der Koppel just gen Pontlach.

20

Speckbacher.

Wo tragt ihr Käufer, welche handeln wollten?

Fallern.

Die kamen an von Bruz und Dullensfeld.

Herzog.

25

Das ist die Gegend, so die Bayern halten.

Speckbacher.

Und waren's viele, die ein Lusten trugen?

Fallern.

Die ganze Ebne war von ihnen voll.

30

¹ Gaspingier.

Speckbacher.

Da war die Koppel wohl nicht groß genug?

Fallern.

Nein, Herr, auf zwanzig Käufer kam ein Stück.

5

Speckbacher.

Wie schafftet ihr das nötigste Bedürfnis?

Fallern.

Wir holten's aus den Dörfern in der Näh'.

Speckbacher.

10 So halfen euch die Landesleute aus?

Fallern.

Es halfen sich Tiroler gegenseitig.

Speckbacher.

Ging nun ein frisch und lebhaft Krämer an?

15

Fallern.

Zwei Tage währte das hartnäck'ge Feilschen.

Sie wollten anfangs uns den Preis nicht zahlen;

Doch endlich neigten sie sich unserm Willen.

Wir setzten ab, was wir nur wollten. Redlich

20 Ist ihnen g'nug getan, und alle Kunden

Sind, glaube mir, auf lange Zeit versorgt.

Speckbacher.

Ich bin mit euch zufrieden. Setz dich zu mir!

Herzog (zu Fallern).

25 Sahst du den Oberst Bourjscheidt unterwegs?

(Fallern schweigt.)

Speckbacher.

Sag's dreist, du Bub!

Fallern (lachend).

30

Mit dem und mit den Sein'gen

War ja der Handel just, von dem ich sprach.

Herzog.

Und ist er weiter schon ins Land hinein?

Fallern.

Dies wüßte ich, Herr Herzog, nicht zu künden.

(Er setzt sich zu Speckbacher; die Kellnerin bringt ihnen ein Frühstück.)

5

La Coste (tritt wieder ein. Zum Herzog).

Die Pferde sind gefüttert.

Herzog.

Wohl! dann fort!

Die Truppen sind nach Sterzing schon voraus.

Zu Roß, La Coste, denn!

10

La Coste.

Mein gnäd'ger Herzog,

Sollt' es nicht räthlich scheinen — —

(Auf Speckbacher deutend.)

15

diesen Mann

Als Geißel Ihrer Suite anzuschließen?

Herzog.

Warum nicht gar!

La Coste.

20

Ich hab' bestimmte Kunde,

Daß er auf Schlimmes denkt mit vielen andern.

Herzog.

Gedanken, Freund, sind frei. Dem großen Kaiser

Dient der am schlech'ten, der auch diesen Winkel

Den armen Leuten nehmen will.

Die Länder und die Leiber reichen hin.

25

La Coste.

Doch wenn der Leib im Sold steht der Gedanken?

Eur' Durchlaucht —

30

(Er spricht heimlich mit dem Herzog.)

Speckbacher (an seinem Tisch zu Fallern).

Pflegen jetzt geheimen Rat,

Ob sie uns mit sich als Gefangne nehmen.

Fallern.

5 Sie werden doch nicht? Was tuen wir dabei?

Speckbacher (stößt mit Fallern an).

Wir trinken ruhig unsere Seidel aus.

Herzog (aus seinem Gespräche mit La Coste).

Die bess're Überzeugung widerrät's.

10 Wenn wir die unruhvollen Köpfe sämtlich,
Die in der kurzen Zeit des Sommerfeldzugs
Als Bauernkönige sich ehren ließen,
Und denen nun die Ruhe mißfällt, singen,
Wir hätten, sie zu hüten, nicht die Wächter.

15 Zu stark sind wir für solche kleine Mittel;
Man könnte dadurch erst Empörung ja'n.
Auch war der Mann vor mir so unbefangen,
Daß seine Schuld mir nicht recht glaublich ist.
Verchwörung wandelt leiser, unter Schleiern.

20 Drum nichts davon!

(Zu den Tirolern.)

Gehabt euch wohl, ihr Leute!

(Zu Speckbacher.)

Du kannst dich, wenn du einmal nach Bozen ziehst

25 Mit deiner Koppel, bei mir melden lassen.

Mein Marstall wird Ergänzung wohl verlangen,

Und was ein andrer zahlt, das geb' ich auch.

(Mit La Coste ab.)

Speckbacher.

30 Du gibst noch ein paar Kreuzer mehr, Herr Zopf!

Peter Mayer tritt auf.

Speckbacher.

O alter Mayer! Warum schleichst du so

Der Schnecke gleich? Du schmälerst mir die Lust.
 Mein guter Freund, der Herzog Danzigs, sollte
 Auch hören, was du bringst. — Von wannen kommst du?

Mayer.

Vom engen, fürchterlichen Paß bei Laditsch, 5
 Wo tief, daß sie der Sonne Blick nicht wärmt,
 Die wilde Eisack über Klippen rennt.
 Von blut'gen Felsen, blutgetränkter Erde,
 Von einer Leichengrube komm' ich her.

Speckbacher.

Wie war's? Geschwind! 10

Mayer.

Wir lagerten bei Laditsch.

Da hörten wir, der Koyer zieh' heran
 Durchs Felsental. Was sollten wir beginnen, 15
 Allein mit uns und schwächer in der Anzahl?
 So sprachen wir den Berg um Hülfe an,
 Und redlich hat der Berg sie uns geleistet.

Wir klimmten auf die Felsen, suchten aus
 Die Stätte, wo sie ob der Brücke hängen, 20
 Die schmal und spärlich überbaut den Fluß,
 Und lösten Lärchen aus den Wurzeln, hoben
 Gewicht'ge Blöck' aus ihren Betten, rammten
 Ins Erdreich schwache Pfeiler,
 Und auf die Pfeiler legten wir die Lärchen; 25
 Dann schoben auf die Lärchen wir die Blöcke.
 Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
 Und hingen still wie Genssen an den Zacken.

Nicht lange drauf, da kamen hergezogen
 Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe. 30
 Sie trippelten in Hasten übers Brücklein
 Und sahen aus von oben klein wie Mäuse.

Und als die rechte Zeit gekommen war,
 Gab ich das Zeichen, pfiß; die Buben aber
 Rappten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
 5 Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
 Hinunter in die Tiefe! — Alljohald
 Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde;
 Geschrei und Heulen wie dicht bei uns klang.
 Drauf stieg ein Dampf empor und rollte qualmend,
 10 Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
 Wir aber schossen durch den Dampf hinab,
 Daß, wer noch lebt, empfing vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
 Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
 15 Da sah'n wir nichts als Stein getürmt auf Stein,
 Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
 Die Brücke lag in Trümmern, und die Gisaß,
 Von wild-verchränkten Totengliedern starrend,
 Sprang wie ein rasend Untier übers Schlachtfeld.

20 **Fallern.**

Ein grauf' Verhängnis!

Speckbacher.

Und gerecht Gericht!

Weißt du vom Rotbart was?

25 **Mayer.**

Der steckt ja hier

Im Nebentübchen schon. Er ist zu kenntlich;
 Drum wollt' er sich nicht zeigen vor den Feinden.

(Er öffnet die Seitentüre.)

30 **Der Kapuziner Joachim Gaspinger** (tritt herans).
 Gelobt sei Jesus Christ!

Die Andern.

In Ewigkeit und Amen.

Hapsinger.

Die heil'gen Landsparronen segnen euch!

Speckbacher.

Ei, Vater, du siehst traurig aus und bleich.

Hapsinger.

Ich bin aus meinen Fugen, meinem Stand,
Der mir befiehlt, das Meßbuch umzublätern
Und nicht im blut'gen Buch des Kriegs zu wühlen.

So eignes Loß, so seltsame Verfassung

Macht keinen fröhlich. Dazu nimm: Sechs Tage

Bin ich durch alle Berg' und Täler wie

Ein Pfeil hindurchgeschwirrt. Kein Schlaf! Und dann

Die Anstrengung von Laditsch und von Prutz!

Da ward die Wange weiß gleich diesem Stecken,

Der meinen wunden Füßen wandern half.

Speckbacher.

Ei, Vater, bleibe frisch!

Hapsinger.

Sorg' nicht für mich!

Speckbacher.

Bist du mit mir zum Äußersten entschlossen?

Hapsinger.

Schieß nieder mich, siehst du mich je verdrossen!

Sie haben Notzucht in Kapellen, haben

Anfläterein in Sakristei'n verübt

Und aus dem Kelch des Nachtmahls sich besoffen.

Ich will mein Haupt nicht scheren, nicht den Staub

Von meinen Füßen auf die Erde schütteln,

Bis ich die Feinde unsrer heil'gen Kirche,

Die Flucher, Schwörer, Zaubrer, Blasphemanten

Vom Boden weggetilgt.

Speckbacher.

Dein Ton stimmt rein

Zu meinem Ton. Ich haße sie — ich weiß
Nicht recht, warum? Doch haß' ich sie, und bis
Ich diesen Haß im roten Born gelöscht,
Sterb' ich vor Durst.

5

Haspinger.

Woll'n wir zu Andre?

Speckbacher.

Ist er da?

Haspinger.

10

Jatwohl!

Mit hellen Haufen übern Tausen, lagert
Kaum einen Büchsenchuß von hier am Schönberg.

Speckbacher.

So ist der Knoten fertig und geschürzt.

15

Nun, Freunde, auf!
Der muntre Krieg hängt seine Feuerfahne
Von höchster Alpenfirste bis zum Grund.
Jetzt gilt's, zwei Leben haben.

(Zu Gallern und Mayer.)

20

Geht! Sie soll'n

Rechts, links der Straße sich zum Isel ziehn!
Die Straß' gemieden! Daß der Herzog nicht
Zu früh es merke!

(Gallern und Mayer ab.)

25

Auf dem Weg zum Schönberg

Sag' ich von wegen Hofers dir etwas.

Haspinger.

Ich glaub', ich weiß es schon.

Speckbacher.

30

Ein Haupt tut not.

Willst du es sein?

Haspinger.

Bewahr' mich Gott vor Hochmut!

Ich sehe alles schwarz; wie könnt' ich führen?

Speckbacher.

Und meine listigen Gedanken sind
 Denn auch so weit nicht her. — Der Alt' ist anders
 Als du und ich. Ich lachte oftmals sein
 Im still'n, und in demselben Augenblick
 Erzittert' ich vor Ehrfurcht.

5

Haspinger.

Gut! — Er sei es!
 (Beide gehen ab.)

Hochebene unweit des Berges Zsel. In der Ferne die Thürme 10
 von Innsbruck.

Andreas Hofer steht unter vielem Volke.

Hofer.

Nun, liebe Brüder Landsverteidiger,
 So stehn wir wieder an dem Berge Zsel,
 Der zweimal unsrer Waffen Glorie sah.
 Zuerst im Leuz, wo sich die Bayern hier
 Ergaben an den guten Major Teimer¹,
 Im Sommer dann, wo wir den Deroy² schlugen;
 Da scheint die Martinswand³, und dort liegt Innsbruck,
 Und Kaiser Maxens Geist umschwebt uns hier!

15

20

Das Volk.

Du hast uns, Vater, aufgemahnt; wir sind
 Dir, wie sich's ziemet, gern gefolgt. Jetzt sag' uns,
 Was ist des Zuges Zweck?

25

Hofer.

Das Land Tirol
 Dem Kaiser zu erhalten.

¹ Martin Teimer war als der Sohn eines armen Tagelöhners am 14. August 1778 zu Schlanders im Buntzsgau geboren und diente sich als Soldat seit 1796 vom Gemeinen bis zum Major hinauf, als der er sich sehr auszeichnete. Im Frieden war er Odonom und Tabakverleger in Klagenfurt. — ² Bayerischer General, in der zweiten Schlacht bei Innsbruck geschlagen. — ³ Bei der Martinswand verstieg sich Kaiser Maximilian I. im Jahre 1493 auf der Gamsenjagd, 850 Fuß über dem Inn.

Volk.

Der uns ließ?

Hofer.

- Noch nicht, ihr Kinder! Noch ist Friede nicht
 5 Und wird auch nimmer werden, wie der Feind will.
 Im Handbillet aus Scharding heißt's buchstäblich:
 „Ich zähl' auf euch; zählt ihr auf mich!“ Nun seht,
 Die Rechte haßt' ich mir ja lieber ab,
 Eh' ich sie meine Schande schreiben ließe.
 10 Nicht kleiner dürfen wir vom Kaiser denken
 Als von uns selbst. Die unglücksvolle Zeit
 Erpreßt' auf kurze Dau'r den Pakt von Znaim.
 Allein der Adler wird sich wieder rühren;
 Dann wär' es schlimm, wenn wir in fremden Händen.
 15 Drum hab' ich euch berufen, daß wir wert
 Des Namens bleiben „Schild von Österreich!“¹
 Wie wir die ärmsten sind von seinen Kindern,
 So müssen wir die treuesten sein des Kaisers.
 Gold gibt ihm Hungarn, Steine Böhme; wir,
 20 Wir haben nur ein Herz voll frommer Liebe
 Und einen Arm, der dieses Herzens Willen
 Ausrichten kann. Wir müssen ihn erkämpfen,
 Verdienen das Zutraun, das in uns gesetzt
 Das alte heil'ge Erzhaus Österreich.
 25 Wenn dann der Kaiser seinen Frieden macht
 Und fröhlich sitzt in seinem Pomp zu Wien,
 Und alle Völker ob und nied der Ens
 Den Thron umstehn, dann schaut er wohl zuerst
 Nach seinen grau- und grünen Bergesjüngen!

30

Volk.

Doch, Vater, wenn es anders kommt?

¹ „Die tirolischen Alpen, von Maximilian I. und Karl V. der Schild und das Herz Österreichs genannt“, schreibt Erzherzog Johann in einem Aufruf.

Hofer.

Gott wend' es!

Wir aber werden auch das letzte Unglück
Wie Männer tragen.

Volk.

5

Und aus dem Lande führest du uns nicht?

Hofer.

Auf unjern Bergen bleibe ich mit euch;
Da woll'n wir jubeln, weinen, siegen, sterben.
Ich sag' es euch und schwöre, daß ich's halte.

10

Volk.

So sind wir dein mit Leib und Herz und Geist.
Bivat der Sandwirt! Hoch Andreas Hofer!

Hofer.

Dank, Brüder! — Seht auf mich und was ich tue!
Wie ich die Kugel aus der Büchse sende
Dorthin —

15

(Er schießt seine Büchse ab.)

so send' ich die Gedanken fort

Ins Lager, in die Schanzen der Franzosen,
Und niemand denke etwas andres nun,
Als daß die Leiber
Wie die Gedanken jeko müssen tun!

20

Speckbacher und Haspinger treten auf, Hofer ihnen entgegen.

Hofer.

25

Ei, lieber Joseph, teurer Pater Jochem!
Ha, herzerstärkend labendes Begegnen!
Ei, wie das freuet, solche Freunde sehn
In solcher Zeit! Nun wären wir zusammen —
Und stehn zusammen. Gebt mir eure Hände!

30

Speckbacher.

Dank, Gegengruß und Handdruck, Andres Hofer!
Die Zeit will Eil'; drum kürz' ich meine Worte.
Die höchsten Ehren bring' ich deinem Haupt:

Du sollst in diesem Krieg als Oberfeldherr
Das Land Tirol und seiner Männer Kraft
Zum Siege leiten!

Ich und der würd'ge Pater Haspinger,

- 5 Die Häupter der Bewaffnung in den Bergen,
Beschlössen's des gemeinen Besten wegen,
Verkünden's dir und harren deiner Antwort.

Hofer.

Was? Joseph! Joachim! Wie meint ihr dieses?

- 10 Ich bitt' euch, meine Brüder, übereilt nicht
So wicht'ges Unternehmen und Verhandeln!
Ich bin ja nur ein Bauer von Passeier;
Was hab' ich denn voraus vor so viel andern
Gewikt'n, kühnen und verständ'gen Männern?

- 15 **Speckbacher.**

Die Wahl bleibt fest in ihrer Kraft bestehn.
Was unser Witz und unsre Kühnheit leistet,
Ist dein zu groß- und heldenmüt'ger Führung!
Brauch unsern Rat! — wir brauchen dein Gemüt.

- 20 **Haspinger.**

Begreiffst du's nicht, so nimm es für ein Wunder!

Hofer.

- Recht! Alle Macht ist eins. Ich will nicht grübeln,
Nicht deuteln, was euch lenkt'. Ich nehm' es an,
25 Wofern die Landsgemeinen nichts entgegenen.

Wolf.

Vivat Er. Gnaden! Andreas Hofer, hoch!

Hofer.

- So nehm' ich's an. Daß Gott der Herr es segne! —
30 Speckbacher, hast du einen Plan eronnen
Zur nächsten Schlacht?

Speckbacher.

Jawohl, mein Herr und Führer!

Im Schupfen, wenn es dir gefällig ist,
Gedenk' ich gründlich ihn dir vorzulegen.

Ein Vote (kommt. Zu Speckbacher).

Herr Kommandant!

Speckbacher (auf Hofer deutend). 5

Zu diesem Größern rede,

Der Oberkommandant ist von Tirol!

Vote.

Der Herzog Danzigs ist im vollen Feuern
Mit unsern Posten, die bei Tschilfes¹ stehn. 10

Speckbacher.

So haben sie zu früh sich doch gezeigt!

Hofer.

In Gottes Namen! Morgen, Freunde, heißt's:
Die dritte Rettungsschlacht am Berge Tjel!² 15

(Zu Speckbacher.)

Du hast?

Speckbacher.

Sechstausend.

Hofer (zu Gaspinge). 20

Du?

Gaspinge.

An Siebentausend.

Hofer.

Fünftausend Schützen aber folgen mir. 25

So sind wir achtzehntausend, und der Herzog
Hat wenig über fünfundzwanzigtausend.

So ist denn das Verhältnis gut und richtig;

(Nach den Bergen deutend.)

Denn diese Bundesgenossen zählen mit. 30

Gebt mir 'nen Degen! Ich hab' keinen.

¹ Der Ort heißt richtig: Stilses. — ² Jand am 13. August statt.

Speckbacher.

He!

Wer hat 'nen Degen hier?

(Gemurmel unter den Tirolern. Einer tritt zögernd vor.)

5

Der Tiroler.

Ich hätte wohl —

(Er reicht Speckbachern zögernd den Degen.)

Speckbacher.

Was? Den da, mit dem weiß und blauen Bändel?

10 Ein Bayerischwert, bei Gott! — Wie heißt du?

Der Tiroler.

Schaffer.

Ich hatt' im Frieden ja den Dienst beim Salz-
Gewerk zu Hall.

15

Speckbacher.

Nein, das wär' gar zu toll!

Ist vieles auch bei uns nicht recht im Schick —

Des Feindes Degen in des Feldherrn Hand!

Nimm ihn zurück!

20

(Er will dem Tiroler den Degen zurückgeben. Haspinger nimmt ihn.)

Haspinger.

Gebt ihn dem Hofer nur!

Der Stahl ist tot; der Wille macht lebendig.

Sieh's wie die erste Beute an vom Feind,

25 Von dem wir alles rückerobern müssen:

Haus, Kirch' und Altar, Kraft und Mut und Wehre!

(Er reicht ihm den Degen.)

Mit Feindes Zeichen such' des Landes Ehre!

(Hofer tritt zurück.)

30 Du scheust dich vor den Farben?

Hofer.

's ist nicht das.

Vor meinen eigenen Gedanken beb' ich.

Gebt mir das Schwert!

35

(Er empfängt den Degen.)

Mir zittert meine Rechte,
 Da ich den Knopf und Griff des Schwertes fasse;
 Denn es bedeutet die gewalt'ge Macht
 Des Feldherrn über Tod und über Leben!
 Welch ein Vermessen, solche Macht zu geben
 In eines armen sünd'gen Menschen Hand!
 Mit Glück und Trauer füllet dieser Stand. —
 Ein Kreuz am Griff! — Das Kreuz denn heb' ich auf:

(Er hält den Degen empor.)

Gott Vater, lenk' Andreas Hofer's Lauf!
 Du Bayerschwert, 's gilt ehrliches Gesecht
 Für alten Herrscher und für altes Recht!

(Er geht voran; die Andern folgen.)

5

10

Zweiter Aufzug.

Im französischen Lager. Morgendämmerung.

Fleury und La Coste, die einander begegnen.

La Coste.

5 Wie! Seh' ich recht? Sind Sie es, Fleury, wirklich?

Fleury.

Ich bin's, La Cost', und grüße Sie, mein Freund.

La Coste.

Wo kommen Sie her?

10

Fleury.

Vom Prinz Bizetönig

Aus Villach.

La Coste.

Und was suchen Sie bei uns?

15 Freund, woll'n Sie grande misère mit uns spielen?

Fleury.

Nun sagt mir nur, ihr Kinder, was ihr machtet!

Durch Salzburg ging ich, hört', ihr wäret kaum

Vor Bozen einzuholen; mindestens

20 Weit über Brieyn müßtet ihr hinaus sein —

Und find' euch hier gelagert in der Ebne

Vor Inspruck, stumm und still, wie Tote liegen.

Zerbrochne Adler seh' ich und Soldaten

Verchiedner Farb' und Nummern durcheinander.

25 Mißmutig pußen sie beschmutzte Waffen,

Und alle Lieder, welche unsre Läger
 Sonst widertönen, sind als wie vergessen.
 Entgegen raffelt mir der trübe Zug
 Der Leiterwagen mit Verwundeten.
 Und dennoch hör' ich nichts auf meine Fragen,
 Als daß die Bauern etwas schwierig wären.
 Es fiel doch wohl kein großes Unglück vor?

5

La Coste.

Der Maßstab ist verschieden; mir scheint's groß.
 Wir sind geschlagen von den Bauern, Freund!
 Ich mag nicht gern auf meine Obern lästern;
 Mir deucht's wie Anarchie. Doch im Vertraun:
 Den Marschall warnt' ich; wär' er mir gefolgt,
 So wären wir nicht hier!

10

Er kennt das Volk nicht, das auf seinen Bergen
 Dem Quell des Wetters näher wohnt, und das
 Von Wind und Wolken manche List sich merkt.
 Speckbachern, der uns all' das Unglück braut,
 Hatt' er so nah; er durft' ihn nur ergreifen.
 Er tat es nicht!

15

Er zog durch diese gräßlich wilden Engen
 Gemächlich dreist, als gält' es zu durchschneiden
 Den Sand von Magdeburg nach Potsdam. Bald
 Erschienen Hiobsboten: unsre Korps

20

Bei Prug und Laditsch waren aufgerieben.
 Zugleich beginnt's wie Scheibenschießen, rechts,
 Links, von den Gipfeln all'n; die Alpen starrn
 Von der Tiroler bienendichten Haufen!

25

Bis zu den höchsten Spitzen, wo sie sich
 In Wolken hüllen, nichts als Röh'r und Schützen!
 Vergebens stürmten wir auf Tschilfes und auf Tschöfes.
 Kein Ausweg war aus diesem grausen Neß;
 Die Kugeln schlugen wie die Schloßen ein

30

In die Kolonnen; unsre Truppen knirschten,
 Daß sie wie wehrlos Wild gemordet wurden.
 Zum Rückzug mußten wir uns wenden, viel
 Ging uns verloren, und so sind wir hier.

5 **Fleury.**

Sie singen mir ein traurig Lied, La Coste!
 Doch um so passender ist, was ich bringe
 Von Seiner Hoheit; denn die Anweisung
 Heißt kluge Mäßigung, vorsicht'ges Zaudern.

10 **La Coste.**

Ich fürchte, diese Lehren fruchten nichts.
 Hier kommt er. Schweigen wir.

Der Herzog von Danzig (tritt auf).

Wo ist der Oberst,

15 Den Seine Hoheit Prinz Eugen mir sendet?

Fleury.

Ich bin's, Ew. Durchlaucht.

Herzog.

Guten Morgen, Oberst!

20 Ich meint' es gut mit Ihnen, wollte nicht,
 Daß Sie den langen Weg bis Bozen machten;
 Zur Grenze ging ich Ihnen drum entgegen.
 Zugleich erfahren Sie von einer Wette,
 Die ich mit Frau Fortuna jüngst gewagt:

25 Ich schwor, daß ich noch scherzen wollte, wenn
 Sie mir den schlimmsten Weiberstreich gespielt.
 Entscheiden Sie, ob ich gewonnen habe.
 Allein genug hiervon! Zu Ihrer Botschaft:
 Was ist's, das Seine Hoheit mir befehlen?

30 **Fleury.**

Der Sohn des Kaisers meint mit seinem Stabe,
 Sie sollten, mein Herr Herzog, wenn sich nirgend's

Ein Widerstand ereigne, jene Richtung,
 Die erst beschlossene, durch das Land verfolgen;
 Wenn aber sich es zeige, daß der Herd
 Des Aufruhrs hier noch glüh', den Fuß nicht tiefer
 Vom Grenzgebiete in die Grafschaft setzen.

5

Herzog.

Und weshalb lautet so des Prinzen Meinung?

Fleury.

Weil Seine Hoheit nah' den Frieden glaubt.
 Es sei nicht angemessen, sagt der Prinz, um das,
 Was binnen kurzem in dem Rat der Herrscher
 Uns ohne Zweifel zugestanden wird,
 In ein verwickeltes Gefecht zu gehn.
 Auch dämpfe man den Aufruhr am geschwindsten,
 Wenn man das kleine arme Land umstelle,
 Das ohne Zufuhr von der Nachbarschaft
 Nicht leben kann. Es werde ferner —
 Und nicht die letzte Rücksicht sei das — Glend
 Und unnütz Blutvergießen so gespart.
 Dies war'n die Gründe, die im Hauptquartier
 Ich über diesen Gegenstand vernommen.

10

15

20

Herzog.

Kürzlich: Ist es der wörtliche Befehl
 Des Oberfeldherrn, daß ich mit dem Korps
 Hier stehen bleibe, wenn, um vorzurücken,
 Es ein'ger Schüsfe braucht?

25

Fleury.

Die Auslegung
 Der Ordre ist Ew. Durchlaucht überlassen.
 „Der Marschallstab macht mündig“, sagt der Kaiser.

30

Herzog.

Und jeder handelt nur in seinem Sinn.
 Wie früh ist's, meine Herrn?

La Coste.

Drei Uhr passiert.

Herzog.

In einer Stunde also ist es Tag.

(Zu La Coste.)

5 Lassen Sie Reveille blasen!

La Coste.

Gnäd'ger Herr,

Die Truppen sind aufs äußerste erschöpft,

10 Und unsre Sachen stehn fürwahr nicht gut.

Herzog.

Es ist der letzte Tag, der uns vereinigt!

Herr Oberst Fleury, ich ersuch' Seine Hoheit

Um einen minder weisen Offizier.

15 Sie soll'n erfahren, was mich schlagen heißt:

Ich bin der Meinung, daß des Kaisers Reich

Nicht bloß auf Pulver und auf Blei sich gründe,

Vielmehr hauptsächlich auf der goldnen Ehre.

Der heil'ge Schatz, dies Blies der tapfern Herzen,

20 Bedünkt mich aber hier wie in Gefahr.

Ha! soll'n wir uns von Bauern scheuchen lassen?

Mit Abjehu denk' ich's. Drum, weil Ehre will,

Und nicht aus Eigensinn liefr' ich die Schlacht.

Es kann mich Unglück treffen; aber nie

25 Werd' ich was tun, was unsern Ruhm beleidigt!

Indessen, hoff' ich, geht hier alles günstig;

Ich hab' noch dreiundzwanzigtausend Krieger,

Von deren Wangen Blässe weichen wird,

Wenn sie die Stimme der Kanonen hören.

30 (Er geht, die Offiziere folgen.)

Platz vor dem Wirtshause am Isel.

Andreas Hofer und Joachim Haspinger treten auf.

Hofer.

Ich hatte einen wunderfamen Traum.
Dreimal warf ich das Schwert, das ihr mir gabt, 5
Hinterweg von mir in einen tiefen Abgrund,
Und dreimal kam es durch die Lüfte wieder
Und ließ sich sacht zu meinen Füßen nieder.
Soll man auf Träume wohl was halten, Vater?

Haspinger.

Nach dem der ist, der träumt, mein lieber Sohn!
Wer Tags den Leib mit Speiß' und Weine stopft
Und bloß auf Eitelkeit und Wollust denkt,
Der lügt sich nachts was vor so wie am Tag.
Wer aber still den Geist zum Herrn erhebt 15
Und heimlich weint, daß er ihn nicht erreiche,
Dem nahen wohl in dem verschwiegenen Dunkel
Die göttlichen Gestalten, deren Fuß
Zu zart ist für die sonnerhitze Erde,
Und was das ird'sche Aug' nicht sehen kann, 20
Das tritt zum Geistesauge lei' heran.

Hofer.

Doch Welch ein Engel nähte meinem Traum?

Haspinger.

Der lieblichste im ganzen Himmelsraum;
Der süß erröthet, jungfräulich erschrickt,
Wenn Gott auf ihn mit allen Gnaden blickt —
Der Engel Demut! 25

Hofer.

Sieh die Messe mir! 30

Ist die Kapelle weit?

Haspinger.

Raum fünfzig Schritte.
Sieh dort den Schein der ew'gen Lampe!

Hofer.

Kommt

Wohl Joseph Speckbacher zur Andacht?

Haspinger.

5

Nein.

Der untersucht die Postenkette, rennt
Und stürmt und schwigt seit ein Uhr durch die Nacht.

Hofer.

Mich schmerzt es, daß er gottlos ist.

10

Haspinger.

Gi, laß ihn!

Hofer.

So ungebeichtet in den Streit zu gehn!
Mir wär's unmöglich. Blutig kann es werden;
15 Für jeden sperrt der Tod den Rachen auf.
Welch eine schreckliche Verfassung wär's,
Wenn man, das Blei im Busen, ohne Nachtmahl,
Mit dem Erlöser nicht verjöhnt, verzweifelnd,
Der Ewigkeit entgegenschauend läge!
20 Komm, Vater, reiche mir das Sacrament!
Mein Herz nach Christi heil'gem Leib entbrennt.

(Sie gehen ab.)

Speckbacher (tritt auf).

Wo ist der Sandwirt? Hat er Zeit zu schlafen?

25 Die Pestilenz! Wo bleibt er? Kreuz und Schlag!

Hofer und Haspinger kehren zurück.

Hofer.

Wer flucht so grimmig in den stillen Morgen
Und hemmet unsern pflichtgemäßen Gang?

30 Schäm' dich doch, Joseph!

Speckbacher.

Lieber Vater Hofer!

Der Himmel hat ein Einsehn und verlangt
 Von Speckbachern heut' kein Gebet. Ich stehe,
 In meinem Schweiß gesotten. Lumpenvolk!
 Die Hälfte meiner Mannschaft war davon,
 Verlaufen zu den Weibern, zu den Kindern, 5
 Frühstück zu essen, Vieh zu füttern! Bloß
 Die Feuer taten ihre Pflicht und braunten.
 Da trieb ich in der Eil' zusammen, was
 Sich raffen ließ: Landsfahrer, Bündelkrämer.
 Notdürftig wieder sind die Posten voll. 10

Ein Tiroler Marsch. Eisenstechen tritt auf.

Sind das die Deinigen?

Hofer.

Der wird's uns sagen.

Eisenstechen.

Die Landsverteid'ger, Oberkommandant,
 Von Meran und Passeier und Mgund,
 Von Schalderz, die von Mais, vom Grab Sankt Beltens,
 Von Schenna, Partschins und die Pustertäler,
 Bintschgau und etliche von Gröden, Sarn, 20
 Die Kästelruthner und die Rodenecker,
 Die Kompagnien Lazjons, Belthurns, Billanders
 Stehn aufmarschiert an dieses Berges Hang.

Hofer.

Komplett?

Eisenstechen.

Komplett.

Haspinger (zu Speckbacher).

Der schläft und sieht nicht nach,

Und seine Leute bleiben. 30

Speckbacher.

's ist zum Ärger!

(Verdrießlich lachend zu Hofer.)

Ich werd' Euch noch vergiften, Erzellenz!

Hofer.

Zweihundert Schützen sollen vorwärts rücken,
 Bis wo der Hügel in die Ebne läuft,
 Um, wenn der Feind sich ihnen nahen wird,
 5 Ein leichtes Plänkeln mit ihm einzugehn.
 Sie sollen sich, was mehr, nicht unterstehn!
 Das Hauptkorps lagert sich, wo's jetzt befindlich,
 Bedeckt vom Berg und seinen Waldeshöhn.

(Eisensteden ab.)

10

Speckbacher.

Eröffne deinen Plan mir, lieber Sandwirt!

Hofer.

Joseph, ich weiß noch nicht! Er wird sich finden
 Zu seiner Zeit.

15

Eisensteden (kommt wieder).

Dort unten trommelt's, wimmelt's.
 Der Feind tritt an.

Hofer.

So soll'n wir armen Bauern

20 In Streit gehn mit den Herren dieser Welt!

Speckbacher.

Zum rechten Flügel eil' ich.

Haspinger.

Ich zum linken.

25

Hofer.

Ich bleibe hier im Mittelpunkt der Schlacht.
 Die Schatten weichen, und der Tag bestrahlt
 Die Straße, die nach Osterreich weist und Wien.
 Auf eure Posten, Brüder! Lebet wohl!

30

Haspinger.

Der lebte wohl, der heute kampftrot stirbe!
 Indes — auf Wiedersehn!

Speckbacher.

Auf siegreich Wiedersehn!

Hofer (gibt ihnen die Hand).

Auf Wiedersehn vor Kaiser Maxens Stadt!¹

(Alle ab.)

5

Schlachtfeld. Schießen. Getümmel.

Der Herzog von Danzig tritt auf mit La Coste.

Herzog.

Zwei Bataillone sollen die Befestigung
Der Brücken, die bei Bolders und bei Hall
Sich über'n Inn erstrecken, gleich verstärken!
Es gilt, um jeden Preis den Inn zu halten.
Und dort befehligt Speckbacher, nicht wahr?

10

La Coste.

So ist's.

15

Herzog.

Dort gilt es Vorsicht! Er versteht,
Ich hab's erfahren, gründlich sein Gewerbe.
Gehn Sie, La Coste!

(La Coste ab.)

20

Fleury (kommt).

Unsre Truppen wanken
Bei Matters und bei Mutters, und der Pater
Dringt wütend gegen unsre Schanzen vor —

Herzog.

25

Sie sind doch nicht genommen?

Fleury.

Nein, noch nicht;

¹ Innsbruck, wo in der Hofkirche das Grabdenkmal des Kaisers Maximilian I. steht.

Doch Gen'ral Raglovich begehrt Suffurs:
Er könne sie nicht länger halten, sagt er.

Herzog.

Er soll sie halten! Sagen Sie ihm das!

5 Ein Regiment kann durch den Sumpf bei Gallwies
Den Feinden in die linke Flanke gehn
Und sie von Ödenhausen rückwärts jassen.
Dann schieb' er seine Front im Sturmschritt vor
Und quetsche so die Bauern dort zusammen!

10 **Fleury.**

Daran hat auch der General gedacht.
Alein der Sumpf bei Gallwies ist zu tief;
Es wird entseßlich Menschen kosten.

Herzog.

15 Möglich ---
Auch nehm' er kein französisch Regiment;
Die Sachsen oder Bayern soll er nehmen!

(Fleury ab.)

20 So steht's denn auf den Flügeln, denk' ich, gut,
Und hier im Zentro werf' ich selbst den Feind.

Mehrere Soldaten und Offiziere treten auf.

Was wollen meine Tapfern?

Ein Offizier.

Hoher Feldherr,

25 Befehl zum Stürmen auf des Nels Höh!
Nur dünn=zerstreute Haufen der Empörer
Ziehn Füchsen gleich durch das Gebüsch und necken
Sich, einzeln feuernd, mit den Tirailleuren.
Wir schlagen sie mit leichter Müh' und haben
30 Die Stellung dann, die jeden Punkt beherrscht.

Herzog.

Wie? Sollte grade hier so wenig stehn?

Kein Wunder wär's; denn, wie ich hab' erfahren,
 Befindet ihr Prophet sich auf dem Fiel,
 Der im Vertrauen auf seine Engelscharen
 Verschmäht, mit ird'cher Macht sich zu umgeben. 5
 Wohl an, zum Sturm! Ihr kamt zur rechten Zeit;
 Der Tag ist unser, wenn der Berg gewonnen.
 Eu'r Feldherr setzt sich selbst an eure Spitze
 Und will das Los des letzten Reiters teilen.
 Denkt eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
 Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffenklaven! 10
 (Mit den Offizieren und Soldaten ab.)

Platz vor dem Wirtshause am Fiel. In der Ferne Schießen.

Andreas Hofer, Etzmann an einem Tische.

Etzmann.

Hör' nur das Schießen! 15

Hofer.

Ja, es geht heut scharf.

Etzmann.

Woll'n wir nicht näher zum Gefechte, Sandwirt?

Hofer.

20

Bleib, Etzmann! Das Gefecht muß zu uns kommen.
 Ich hab' mir was erdacht; — sie solln mich nicht
 Zum Oberkommandanten so umsonst
 Erwählet haben. Sitz du nur ganz ruhig!

Frau Straubing tritt auf, einen jungen Tiroler an der Hand.

25

Frau Straubing! Ei, grüß Gott! Zum Element!
 Kommt zwischen Hieb und Stich und Blitz und Donner
 Zum Fielberg?

Frau Straubing.

Ja, Andres! Hör', mir flogen

30

Frau Straubing (leise).

„Fünfhundert Gulden schuldig.“

So ist es recht. Und zahl' mir's, wenn du kannst! —
 Mein zweit' Gewerb betrifft den Buben hier.

Hofer.

5

Ist's nicht der Heinrich Stoß?

Frau Straubing.

Der Heinrich Stoß,

Der Sohn vom Lammeswirt, mein künft'ger Eidam.

Hielt nachts bei Bärbelchen den Thiltgang¹. Ich

10

Nahm ihn von seines Mädels Seit' und sprach:

„Steh auf, mein Bürschel! 's gibt noch mehr zu tun,
 Als Liebchens Wang' zu küssen!“ — stell' ihn vor dich
 Und heisch' von dir, du stell' ihn vor den Feind!

Hofer.

15

Vom Liebesbett ins Todesfeld! Wir brauchen
 Jedweden heut', der kommt. Ein hübscher Jung',
 Wie Sommerfrisch' und Alpenrösleinpracht,
 Und Augen wie der Spielhahn, wenn er singt!
 Geh, Heinrich Stoß, zur Vorhut! — Hört er nicht?

20

Frau Straubing.

Hängt noch an Bärbels jungem Mund. Wir waren
 Auch einmal so!

(Sie rüttelt den jungen Tiroler.)

Kam'rad, schau um dich!

25

's ist nicht das Kämmerlein zu Wilten, stehst
 Inmitten deiner Brüder.

(Schießen.)

Was, Gefell,

Soll ich der Bärbel von dir sagen?

30

¹ Thiltgang oder Kiltgang heißt der nächtliche Besuch des Burschen bei seinem Mädchen, soviel wie Fensterln.

Heinrich (tritt vor Hofer).

Wo

Gebeutst du, daß ich stehe?

Hofer.

5

Geh zur Vorhut!

Heinrich.

Grüß, Mutter, tausendmal mein liebes Dirnel!

(Er geht.)

Frau Straubing.

10 Nun wird mir weh ums Herz. Andres, leb wohl!

Hofer.

Verweile noch!

Frau Straubing.

Ich kann nicht. Alle Stuben

15 Hab' ich voll Einquartierung, Sieche, Matte.

Die armen Schäl' sind ganz verhungert; kochen
Muß ich, was nur das Zeug hält.

Hofer.

Soll ich dir

20 Bedeckung geben mit?

Frau Straubing.

Was? Bist du gek?

Zwei Arm' und dieser Stab bedecken mich

hinlänglich wohl. Weh dem, der mir zu nah' kommt!

25 Wo ich zuschlage, wächst kein Gras. — Adjes. (Geht.)

Hofer.

Die schreitet zu! Kein Mann kam' mit. Schon ist sie

Den Felsensteg hinunter, und den Schatten

Wirft sie bis in die höchsten Tannenwipfel.

30 Das nenn' ich ein tirolisch Weib!

Stschmann.

Im Reich

Da schnitzten sie aus solcher ein halb Duzend.

Und weißt du, daß sie wieder heuern will,
Wenn ihre Tochter freit?

Hofer.

Den dritten Mann?

Mit der nähm' ich's nicht auf — doch wer kommt hier? 5

Fallern (tritt auf).

Sandwirt, der Vater fleht um Hülfe dich.
Ein Haufen Feinde, durch den Sumpf gegangen,
Hat uns im Rücken listig angegriffen.
Ein fürchterlich Gemeng' ist in der Klust; 10
Die Unfern weichen.

Hofer.

Ei, was denkt der Rotbart?

Hier gilt's, daß jeder halte seinen Platz.
Ich kann von meinen Leuten kein' entbehren. 15
Geh nur! Der Vater hilft sich schon.

Fallern.

Er wird

Nicht glauben, Oberkommandant, daß du
So hast gesprochen. 20

Hofer.

Doch, er wird's. Entweder
Schlug er sich durch, wenn du zurückkommst, oder
Die Hülf' käm' auch zu spät. Der Vater weiß,
Daß Hofer ein tirolisch Herz besitzt; 25
Doch meine Schützen brauch' ich selber hier.

(Fallern ab.)

Etischmann.

Ich wollt', der Tag wär' um.

Hofer.

30

Fürcht'st du dich, Alter?
Fürcht' nichts! zum Herzen Jesu hab' ich mich

Verlobt¹; der Herr verläßt die Treuen nicht.
Bring einen Morgentrunck — die Luft zieht kühl —
Vom allerbesten Weine bring den Trunk,
Und in dem großen silbernen Pokal!

5 Heut ist ein Ehrentag; da muß man trinken
Den besten Wein aus seinem besten Becher.

(Etschmann geht ab.)

He, Eisenstecken!

Eisenstecken tritt auf.

10 Reite doch hinüber
Zum rechten Flügel, schau, was Speckbacher
Dort macht und wie die Sachen um ihn stehn!
Sind wohl die Brüder Rainer² hier zur Hand?

Eisenstecken.

15 Sie liegen mit den andern hinterm Berge.

Hofer.

Schick, eh' du forttrittst, mir die beiden Sänger!

Eisenstecken geht. Etschmann tritt auf mit einem Pokale

So, setz ihn her! Ein kostbar Stück von Arbeit!

20 Er spielt im Lichte wie ein Edelstein.

Der Kaiser und die Herren Erzherzöge
Sind hier im Silber künstlich eingegraben,
Und auf dem Deckel prangt das alte Schloß
Tirol, nach dem wir Meraner, Passfeirer

25 Beständig schaun, das uns erinnert an
Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der sel'gen gnäd'gen Frauen Margareta.³

¹ „Wier . . . haben Uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt“, schreibt Hofer in einer Proklamation. „Nach dem Wunsch und Verlangen Hofers und anderer Häupter der Tiroler proklamierte Hormagrar am 6. Juni das besonders nationale Herz Jesu-Fest für immer als gebotenen Festtag, mit feierlicher Prozession und Te deum, zum ewigen Gedächtnisse des Sieges vom 29. Mai und der zweiten Befreiung des tirolischen Unterlandes.“ — ² Vgl. die Einleitung des Herausgebers, S. 109. —

³ Margareta Maultasch (1318—69), so genannt nach ihrem Schlosse bei Terschlan, Erbtöchter Heinrichs von Kärnten, Krain und Tirol, trat ihr Land im Jahre 1363 an Oesterreich ab.

Ja, dächte jeder nur der alten Zeit —

Die Gebrüder Rainer treten auf.

Ei, seht's! — Nun, ist die Kehle glatt und wacker?

Die Rainer.

Probier's, Herr Kommandant!

5

Hofer.

Singt mir ein Lied

Zum Zeitvertreib! Die Zeit wird mir was lang.

Rainer.

Was willst für eins, Herr Oberkommandant?

10

Hofer.

Nun, ein paar Schnatterhüpfle, grün und lustig.

Die Rainer (singen).

A frischä Bua bin i,

Hab drei Federle am Hut;

Den Bua möcht i sehen,

Der mer die abi tut!

15

Hofer.

Etzmann, sing mit den Chor!

(Singt mit Etzmann und den Rainern im Chore.)

Den Bua möcht i sehen,

Der mer die abi tut!

20

Eisenstecken (tritt auf).

Speckbacher läßt dir sagen, ganz unmöglich

Könn' er den Feind von seinen Brücken werfen;

25

Er habe sich verstärkt. Speckbacher hält sich;

Doch schafft er nichts. Auf Welfens Weite stehn

Tiroler und Franzosen sich entgegen.

Ein greulich Schießen ist in jenem Plan;

Um jeden Fuß breit Landes wird gekämpft.

30

Du möchtest, sagt er, von dem Berg hinab

Dich auf den Herzog werfen — bald! — Geschäh's

Nicht bald, meint er, würd's übel gehn.

Hofer.

Ich hab' geschworen, meinen Berg zu halten.
 Kommt der Franzose mir an meinen Berg,
 So soll ihm blutig werden dieser Berg.
 5 Fürwichtig steig' ich nicht zur Ebne nieder;
 Die Berge sind mein Haus und mein Verlaß.
 Singt weiter, Kinder!

Die Rainer (singen).

Bin i auf und ab ganga
 10 Durchs ganze Tirol;
 Hat mir kani so g'falln
 Als mein Nani, wißt's wohl!

Hofer.

Frisch, Eisenstecken, mach den Chorus voll!
 15 (Singt mit Eisenstecken und den Rainern im Chor.)
 Hat mir kani so g'falln
 Als mein Nani, wißt's wohl!

Mehrere Tiroler (treten hastig auf).

Zu Hülfe!

20 **Hofer.**
 Was gibt's?

Die Tiroler.

Sie rücken zu Berge! Ein wandelnd Feuer!
 Voran des Herzogs weißer Federbusch!

25 **Audere Tiroler** (kommen).
 Die Schützen fragen, was sie machen solln?

Hofer (steht auf).

Zurück die Schützen! Und das Hauptkorps vor!
 Nicht's, Eisenstecken, aus!
 30 (Eisenstecken ab.)

Wie weit sind sie?

Die Tiroler.

An tausend Schritt vom Berg.

Hofer.

Bringt's Lied zu End'!

Die Kainer (singen).

U Büchjel zum Schieß'n,
 U Stoßring zum Schlag'n,
 U Dirnel zum Lieben
 Muß a frischer Bua hab'n!

5

(Während des Gesangs hat sich der ganze Platz mit Schützen angefüllt.)

Hofer.

Singt alle mit!

10

Alle.

U Büchjel zum Schieß'n,
 U Stoßring zum Schlag'n,
 U Dirnel zum Lieben
 Muß a frischer Bua hab'n!

15

Hofer.

Ihr sollt's behalten!

(Er ergreift den Becher.)

Auf des Kaisers Wohl

Trink' ich aus diesem blanken Ehrenbecher.

20

(Er trinkt.)

Trinkt alle drauß und laßt den Becher wandern!

(Er gibt ihn dem Nächsten, dieser seinem Nachbar, und so macht der Becher die Runde.)

Nun sind wir wie die Brüder eines Blutes.

25

(Schießen.)

Ihr Freunde, jetzt ist's Zeit! Ihr flinken Buben,

Ladet die Büchsen, stürzt vom Berg hinab!

Ihr muntern Reiter, streicht die Seitenpfade!

Ein Waldstrom, brausen wir auf ihre Häupter.

30

Bei meinem Bart! Ich möchte nirgends anders

Und niemand anders sein, als der ich bin.

Kommt, Kinder, kommt! Die Landspatronen streiten,

Auf Feuerrossen jagend, uns voran!

Dem Kaiser Heil! es lebe Franz, der Kaiser!

35

Alle.

In alle Ewigkeiten Östreich hoch!

(Allgemeiner Ausbruch. Schießen. Schlachtmusik hinter der Scene.)

Schlachtfeld. Zur Seite eine Anhöhe.

5 **Fleury** (tritt verwundet auf).

O Mißgeschick, o dummes Spiel des Zufalls!

Von hundert Meilen komm' ich her, zu fallen

In dieser argen, wüsten Bauernschlacht!

O Ruhm, o Ehre! Eurem Wort gehorcht' ich

10 Mein Lebenlang, und nun gebt ihr zum Dank

Mir nicht einmal den Tod auf eurem Felde.

(Er sinkt nieder.)

Französische Soldaten treten fliehend auf.

Wer kommt? Landsleute?

15 **Einer.**

Der Teufel ist dein Landsmann!

Fleury.

Sind wir besiegt?

Ein Andrer (zum Ersten).

20 Mach' fort!

Fleury.

Nehmt mich auf! Oberst Fleury —

Erster.

Krepier, wo du willst!

25 (Gehn ab.)

Fleury.

Es ist auch eins!

Der Herzog von Danzig (tritt auf).

Wach' ich? Was heißt das? Ward der Berg lebendig?

30 Wie Milben wimmelt es hervor und nagt

An tausend Stell'n uns an.

Hätt' ich nur Truppen von dem rechten Flügel!

Nur einen Boten zu dem Raglowich!

Fleury.

Mich schickst du nicht zum zweitenmal.

Herzog.

Wer stöhnt dort?

Doch Oberst Fleury nicht?

5

Fleury.

Noch Oberst Fleury,

Bald Staub und — oh! Gib's Leben mir! Ich will
Auch künftig beichten gehn!

Herzog.

10

Spar deinen Atem

Zu Wichtigerm! Wie steht's bei Ambras?

Fleury.

Leben! —

(Stirbt.)

15

Herzog (rüttelt die Leiche).

Wie steht's bei Ambras?

(Französische Soldaten flüchtig.)

Halt! Woher?

Einer.

20

Von Ambras.

Herzog.

Auch dort! auch dort!

(Er tritt ihnen in den Weg.)

Eu'r Feldherr —

25

Alle.

Hört ihn nicht!

Fort! Flieht! Aus den verruchten Bergen fort!

Will er den Weg uns sperren, stoßt ihn nieder!

(In wilder Flucht ab.)

30

Herzog.

So brich herein, Verderben!

La Coste (tritt auf).

Hier? — Zurück!

Der Sandwirt ist im Augenblick heran!
Zurück nach Innsbruck! Ketten Sie sich, Herzog!

Herzog.

Ich bitte Sie auf meinen Knien, La Coste:
5 Erklären Sie es mir! Sind wir vertauscht?
Alte Soldaten führ' ich; was umstrickt
Uns denn mit diesem Netz von Furcht und Schreck?

La Coste.

Das Erdreich kämpft zu grimmig uns entgegen.
10 Die Feinde kennen jeden Maulwurfshügel;
Aus jeder Felsenrixe gähnt der Tod.

Herzog.

O hätt' ich Sie gehört!

La Coste.

15 Nichts mehr davon!
Ich achte, ich bewundre Sie, mein Fürst!
O Gott, verlieren wir nicht unsre Zeit!
Ich höre die Tiroler.

Andreas Hofer

20 (erscheint mit Gefolge auf der Anhöhe).

Liebe Brüder!

Nun fahret unsre sechs Kanonen auf
Und schießt mit Macht in die gelösten Glieder!
Es soll von denen, die mit mir sich schlugen,
25 Das ist mein ernstester Wille und Befehl,
Kein ganz Gebein zum Rand des Stromes kommen!
(Er geht mit den Tirolern ab.)

Herzog.

Wer sagt, daß dieses Ungeheuer trüg' ist?
30 (Kanonenschüßse.)

La Coste.

Fort! Nutzlos opfern Sie sich!

(Fliehende Franzosen. Einer trägt einen Abler.)

Herzog.

Gehet den Adler!

Er glihht vor Scham in Euren feigen Händen!

(Er entreißt dem Träger den Adler. Die Franzosen entfliehn.)

Den Adler schleudr' ich in der Feinde Knäur'l,
 Verhüll' das Haupt und weih's den untern Göttern.
 Altrömisch will ich enden!

5

La Coste.

Fort nur! fort!

Herzog.

10

Ich frage Sie, wie soll ich leben, Freund,
 Nach diesem Tag? Nun ist das Kleeblatt voll.
 Nun schreibt zu Villeneuve und zu Dupont¹
 Die Schmach den Namen des Lesebvre auf.
 Sind Sie ein Freund und Waffenträger mir,
 Erzeigen Sie den letzten Dienst dem Feldherrn!
 Hier ist der Busen; — stoßen Sie mich nieder!

15

La Coste.

In Kaisers Namen, in des Heeres Namen,
 Dem Tassung Eure Durchlaucht schuldig ist,
 Fordr' ich Sie, Herzog, auf, sich zu beruh'gen.
 Schon sind wir abgesehritten; List muß helfen.
 Hier liegt ein toter Reiter. Ziehen Sie
 Von dem den Mantel an, so kennt Sie niemand!

20

(Er bekleidet den Herzog mit dem Reitermantel.)

25

Herzog.

So recht — so recht! Ha, Schicksal, du bist wichtig:
 Des letzten Reiters Los schwor ich zu teilen²
 Und borge nun den Mantel gar von ihm!

(Sie gehen ab.)

30

¹ Der General Bissou, mit dem Major Teimer die Kapitulation von Wiltau schloß, beklagte seinen Unstern, indem er von Dupont und Villeneuve und des Kaisers unerbittlichem Zorn sprach. Villeneuve wurde 1805 von Nelson bei Trafalgar besiegt, Dupont mußte 1808 in Spanien die Waffen strecken. — ² Vgl. oben, S. 154, Z. 8.

Andreas Hofer. Eisenstecken. Etzhmann. Viele Tiroler.

Hofer.

Da wären wir! — Der Herzog hat es weg.
Wer jagt uns was von unsern Freunden?

5

Eisenstecken.

Da

Kommt Pater Jochem freudenrot.

Haspinger (tritt auf).

Laß dich

10 Umarmen!

Hofer.

Steht es gut?

Haspinger.

Ich stamm!, ich zittre!

15 Das — das bleibt unser, was wir heut erlebt,

Kommt's noch so schlimm hinsüro.

Ich jagte sie nach einem blut'gen Kampf

Und trieb sie deinen tapfern Kotten zu.

Speckbacher (tritt auf).

20 Wenn ihr euch küßt, nehmt auch Speckbachern auf

In eurer Arme Knoten — er ist's wert.

Sandwirt, du hast ein tüchtig Werk getan!

Der Kern der Feinde, den du kühn geschlagen,

Warf sich in wilder Hast auf jene Brücken,

25 Mit deren Schühern ich nicht fertig ward.

Da ward ein Strudeln, eine Unordnung;

Nicht konnte die Besatzung sich erwehren

Des Andrangs von den eignen Ihrigen.

Die Brücken brachen; meine Kerle schossen

30 Als wie die hellen Teufel auch darunter,

Und was nicht schwimmen konnt', ertrank im Inn.

Hofer.

Mit wieviel Opfern zahlen wir den Tag?

Eisenstecken.

Wir haben, insoweit sich's sagen läßt,
 Zweihundert Tote und Verwundete;
 Darunter leider einen edlen Mann,
 Den Grafen Joseph Mohr. Er fiel und starb 5
 Im Angesicht des Buntschgaus, den er führte.

Hofer.

Ruh' seiner Seel' und christliche Bestattung!
 Den teuren Leichnam bringt im Trauerzuge
 Der gnäd'gen hochgebornen Gräfin=Witwe! 10
 Ruh' ihm und allen ewiges Gedächtnis! —
 Sah keiner einen jungen Heinrich Stoß?

Eisenstecken.

Von dem klingt's schlimm. Trat lächelnd an zur Vorhut,
 Gab weder Red' noch Antwort, wie verückt, 15
 Und lächelte und lud; — und eh' er noch
 Das Pulver hatt' zur Pfann' geschüttet, knattert's,
 Rebhühnern gleich, die auf im Fluge gehn,
 Und ein Kartätjchenchuß hat auseinander
 Gerissen ihn, daß dort der Kopf liegt, da 20
 Und dort die Glieder!

Hofer.

O, du armes Bärbel!

Speckbacher.

Bah! Weinen der Franzosenbräute mehr! 25
 Die Feinde büßten ein viel Tausende!
 's ist gräßlich, wie das Feld von Leichen starrt.
 Darunter Ordenskreuz' und hohe Häupter,
 Ich selbst sah tot den Oberst Graf Max Arco.
 Sechszehn Kanonen, viele Fahnen, Adler 30
 Wird man dir bringen — kurz, die Schlacht ist ruhmvoll,
 In alle Zeiten hin glorreich gewonnen!
 Auch will der Herzog einen Stillstand haben

Von einem Tag, um aus dem Land zu fliehn.
Nach Salzburg strebt er mit den Überresten.

Hofer.

Wenn ich bedenke diesen goldnen Sieg,
5 Der uns Unwürd'gen unverdient geworden,
Recht wie ein Weihnachtskindlein, klar und strahlend,
Und lacht uns groß mit Glanzesaugen an,
So ist mein Herz der Freud' und süßen Lust
Nicht mächtig und zu eng für das Gefühl,
10 Und in die Träne bricht das Jauchzen aus.

(Er weint.)

Speckbacher.

Nimm dich zusammen; denn du stehst vorm Volk!

Hofer.

15 Ich brauche mich der Tränen nicht zu schämen;
Es weint wohl außer mir manch guter Mann. —
Das Land ist frei! Herrgott, wie war das möglich?
Das Land ist frei! Herrgott, dich loben wir!
Wir ziehn zu Injpruch ein. Sie soll'n die Glocken läuten
20 Und alles fertig halten zum Tedeum!¹
Du aber, Eisenstecken, auf!
Sobald du dich geruht, versuch' die Füße
Und geh nach Komorn in des Kaisers Lager!
Bermelde Seiner Majestät Respekt
25 Von ihrem treuen Sohn Andreas Hofer
Und allem Volk Tirols und Vorarlbergs!
Berichte, was du hier gesehen hast,
Und sag' dem Kaiser:
Die grau- und grünen Buben von Tirol,
30 Sie hätten eine wackre Jagd gehalten
Auf seinen großen Feind am Berge Isel!
Und sag' dem Kaiser:

¹ Der Einzug in Innsbruck erfolgte am 15. August.

Wenn keine Festung und kein Dorf mehr sein,
So wolle doch Tirol ihn nicht verlassen,
Und solle, wenn er das ehrwürd'ge Haupt
Vor seinen Drängern kläglich flüchten müsse,
Zu uns sich wenden; denn wir würden ihn
Mit unsern Leibern decken
Und sterben eh'r, als daß wir ihn verließen!
Das alles sag' dem Kaiser, Eisenstecken!



Dritter Aufzug.

Wien. Ein Zimmer.

Der Kanzler¹ an einem mit Schriften und Papieren bedeckten Tische, liest. Ein Legationsrat tritt ein.

5 **Kanzler** (blickt auf). Guten Morgen, Eduard!

Legationsrat. Ihr seid gestern abend früher von Schönbrunn zurückgekommen, als wir hoffen durften. Ich würde sonst nicht verfehlt haben, Euch noch aufzuwarten.

Kanzler. Wozu das? Ich mag es nicht, wenn jemand
10 ohne Not sich um meinetwillen in seinem Vergnügen stören läßt. Und du — ich denke, du unterhieltest dich so ziemlich. (Legationsrat schlägt die Augen nieder.) Das einzige, was ich dir bei dem Handel raten wollte, ist Vorsicht. Gäbe es Lärmen vor der Zeit, so müßte ich dich — nachtheilig für dich, schmerzlich
15 für mich — entfernen. Etwas Neues?

Legationsrat. Nichts von Bedeutung.

Kanzler. Zu den Geschäften denn!

Legationsrat. Vergebt! Eure väterliche Güte hat mich verwöhnt. Daß Ihr so früh von Schönbrunn zurückgekehrt
20 seid, macht mich unruhig. Ist der Despot, nicht begnügt mit dem schimpflichen Frieden, den er nun abermals von uns erpreßte, noch so weit gegangen, Euch an seinem Feste würdelos zu begegnen?

Kanzler. Im Gegenteil, er gab sich auf seine Weise alle
25 erfindliche Mühe, mich auszuzeichnen. Denn er hat seit dem

¹ Der Kanzler ist deutlich Klemens Wenzeslaus Lothar, Fürst von Metternich (1773—1859), der österreichische Staatskanzler. 1809 war er noch einfacher Staatsminister.

Altenburger Tage, wie Pervonte¹, die überschwänglichsten Dinge im Kopfe und scheint mich für einen gotischen Wunsch gewinnen zu wollen. Aber du hast recht geahndet, mein Kind, ich entfernte mich früher, als ich gewollt, weil ich wirklich mich nicht in der besten Stimmung befand. 5

Legationsrat. Soll ich die Portefeuilles —

Kanzler. Ach, du denkst wohl gar, daß es Geheimnisse sind! Nichts weniger als das, und es ist mir grade recht, den Rest der Laune zu verschwätzen.

Legationsrat. Was hat Euch mißgestimmt? 10

Kanzler. Der schlechte Ton, der jene Säle jetzt entweicht. Ich wollte diesem sogenannten Manne des Jahrhunderts gern alle Kränkungen, Unbilden und Sünden verzeihen, wenn er nur Ton hätte!

Legationsrat. Er meint, der Herr zu sein und das Lied 15 anstimmen zu können, welches ihm behagt.

Kanzler. Es ist nicht das. Wenn er den Polifson macht, ist er oft allerliebste; aber wenn er höflich sein will! Ich fühlte mich schon durch sein damenloses Fest, welches durch gestiefelte Marschälle, durch Intendanten und Wechselr nicht 20 unterhaltender wurde, äußerst gelangweilt, als er auf mich zutrat und ein schmeichelhaftes Gespräch zu veranstalten suchte. Mir war aber bei seiner überzuckerten Gsigmiene immer zu Mute, als hätte mich der ehemalige Offizier vom schweren Geschütz im voraus um Verzeihung, daß er mir auf den 25 Fuß treten werde. Sobald er die Ronde gemacht und sich zurückgezogen hatte, fuhr ich. — Sonderbar, daß doch weder Genie noch Glück noch Macht den Mangel an Geburt zu ersetzen vermögen!

Legationsrat. In seiner Umgebung sind sonst keine Männer: Segür² . . .

¹ In Wielands breitem Märgengebicht „Pervonte, oder Die Wünsche“. —

² Louis Philippe, Graf von Ségur d'Aguesseau (1753—1830), Napoleons Großzeremonienmeister.

Kanzler. Ist doch auch nichts. Der Vater, ja, der war ein Edelmann. Der Sohn hat auch schon die moderne saure Falte. Und die Geschmacklosigkeit, die wie ein schwerer Fluch über ihrem Herrn und Meister schwebt! — Da hat er sich die
5 drei Bliese förmlich abtreten lassen und erwägt nicht, daß ein einziges den Argonautenzug verdient, daß aber drei, zusammengeschnürt, gemeine Schöpjenfelle werden. Glaube mir, dies endigt wie eine Farce — doch genug davon.

Legationsrat. O, fährt fort! Von Euren Lippen quillt
10 es wie Mut und Hoffnung für unsere zagende Seele.

Kanzler. Lieber, wenn man dreißig Jahre lang Diplomat gewesen ist, so läßt man das Wahrsagen. Es ist alles Zufall. Kommt er einmal günstig, so wollen wir ihn mit Anstand, wie nur irgend möglich, benutzen. Jetzt steht er un-
15 günstig; da heißt es, sich schmiegen, und das ist in zwei Worten die ganze Staatskunst. Öffne deine PortefeUILLES!
(Legationsrat nimmt vom Tische mehrere Mappen.) Wichtige Sachen?

Legationsrat. Nur das Laufende. (Er öffnet eine Mappe und legt sie dem Kanzler vor.) Ungarn.

20 **Kanzler** (unterschreibend). Die Sternberg wird auch alt.

Legationsrat. Etwas Interessantes hat sie noch immer.
(Eine zweite Mappe öffnend und vorlegend.) Slavonien.

Kanzler (unterschreibend). Sie ist denn doch durchaus passiert.

Legationsrat (eine dritte Mappe vorlegend). Kroatien. (Eine vierte
25 Mappe vorlegend.) Militärgrenze.

Kanzler. Gibt es noch einen Krieg, so können wir in Konstantinopel den türkischen Bund nehmen. Wir sind in der That bereits ziemlich nach Morgenland gerückt. Warum siehst du mich so an?

30 **Legationsrat.** Meine Gedanken verwirren sich, indem ich Euch betrachte. Ihr tragt den Staat mit allen seinen ungeheuren Schmerzen auf den Schultern; die Zeit ruht, eine verwundete Riesin, der Hülfe wartend, innerhalb dieser vier Wände, und Ihr seid ruhig, ruhiger als jemals,

lächelt und scherzt. Als Ihr dem schwachen Jünglinge Eure mächtige Hand botet, da dachte ich stolz: „Versuch's! Vielleicht wirst du diesem ähnlich.“ — Nicht von fern! Ich seh' es jetzt ein; ich bleibe ewig ein Stümper. Gebt mir meine Entlassung!

5

Kanzler. Du bist ein Narrchen. Werde so alt wie ich, und du kannst das auch!

Ein Kabinettssekretär (tritt auf mit Depeschen). Vom Duc de Cadore. (Setzt sie hin und geht.)

Kanzler. Öffne sie doch und lies!

10

Legationsrat (nachdem er gelesen). Unerhört! Neue Forderungen! Die widerrechtlichste Deutung der Traktate! Sind denn Verträge nichts?

Kanzler. Nun, nun!

Legationsrat. Ein Stück von Steiermark wollen sie noch zu Syrien! Unter den nichtswürdigsten Vorwänden verlangen sie fünf Millionen Gulden über die bedungne Summe!

Kanzler. Wie du da wieder aufbrausest! Du kennst doch ihr Nergeln. Dergleichen überrascht mich von ihnen nicht mehr. Sie sind Emporkömmlinge, und die wissen sich nie zu fassen.

Legationsrat. Aber wir geben es ihnen doch nicht?

Kanzler. Allerdings; denn wir müssen. Doch — vielleicht soll dies nur eine Zwickmühle sein, um — ja, ja, wir werden uns davon wohl loskaufen können. — Wie? eine fünfte 25
Mappe?

Legationsrat (eine Mappe vorlegend). Tirol.

(Kanzler wendet sich ab.)

Legationsrat. O, werdet nicht ungehalten! Es ist notwendig, was ich entworfen habe.

30

Kanzler. Was ist es denn?

Legationsrat. Ein kaiserliches Handschreiben an die Landleute, nach unserm üblichen Schema abgefaßt . . .

Kanzler. Verschone mich damit!

Legationsrat. . . . sich dem Schicksale zu fügen, ihren Bewältigern zu gehorchen. Ich habe es gemacht und bitte Euch, legt es dem Herrn zur Unterschrift vor! Sie werden sich ohne dieses, wie ich sie kenne, nicht beruhigen. Unnütze
5 Opfer fallen, und wir haben sie auf der Seele.

Kanzler. Wer gab dir dazu den Auftrag?

Legationsrat. Nicht diesen strengen Blick, gegen den ich zu schwach bin! — Mein Herz, ein Gefühl der Ehre, eine Regung des Mitleids.

10 **Kanzler.** Sie sind entlassen worden mit dem Stillstande von Znaim.

Legationsrat. Aber wieder aufgestanden nach dem Stillstande.

Kanzler. Das taten sie auf eigne Rechnung. Wir sind
15 ihnen dafür keine Gewähr schuldig.

Legationsrat. Und auf diesen Buchstaben hin wollt Ihr mit den Menschen handeln?

Kanzler. Warum nicht?

Legationsrat. Grausamerspaltet Ihr mich. Hier ist
20 ein Punkt, wo Ihr mir dunkel seid!

Kanzler. Der Jugend ist das Klarste in der Regel unbegreiflich, wie sie im Gegenteil sich einbildet, bei Nacht sehen zu können.

Legationsrat. Ihr haßt die Sache, die doch die unsrige ist?

25 **Kanzler.** Der Himmel bewahre uns vor solcher Gemeinshaft!

Legationsrat. Wie?

Kanzler. Du willst mir den Tag gründlich verderben.

Legationsrat. Verderben?

30 **Kanzler.** Ja, ich haße die Sache, diese unleidliche Angelegenheit, deren Erwähnung schon meine Eingeweide mit Ekel schüttelt. Was habe ich nicht getan, um im Räte den unglückseligen Entschluß abzuwenden! Mit welchem Gewissen ziehen wir gegen den Kaiser des Pöbels, wenn wir den Pöbel

für uns aufregen? Das, das wird furchtbare Folgen haben! Um einen Vorteil, den dreißigtausend Soldaten mehr, mit Zwang ausgehoben, auch errungen hätten, verstrickten wir uns in den schmutzigsten Widerspruch. Ich habe es nicht hindern können; aber meine Hand soll sich wenigstens von 5
der Besudlung frei halten.

Legationsrat. Mit Menschen, die ihr Leben für uns aufgesetzt haben!

Kanzler. Das sie ebenso dreist für eine Wildddieberei, für das Einschwärzen verbotner Ware in die Schanze schla- 10
gen. Soll mir das Opfer etwas gelten, so muß der Opferer des Opfers Preis gefannt haben. Geben wir unser Leben hin, wir wissen, was wir einbüßen, welchen Gehalt, welche Freuden; der Bauer wirft sein Dasein weg, weil es ein Nichts ist. 15

Legationsrat. Ihr verachtet das Volk?

Kanzler. Das ist ein neuer Ausdruck, den ich nicht verstehe. Man sprach sonst von Untertanen oder Leuten. Ich drücke keinen; ich will, daß jeder sein Huhn im Topfe habe¹ und gönne ihnen noch obendrein ihren Spaß. Alles andre 20
ist vom Übel, ihnen selbst am meisten.

Legationsrat. Wo bleiben wir, wenn uns das Volk läßt?

Kanzler (steht auf). Besser: fallen mit den Seinigen, als von der Kanaille den Arm annehmen!

Legationsrat. Ihr seid unerbittlich? Ihr weist dieses Schreiben zurück?

Kanzler (kalt). Es gehört ins Kriegsdepartement, mit welchem ich nichts zu tun habe. — Ich weiß einen Platz für Sie, Herr von Berg. Wollen Sie als Gesandter nach Neapel gehn? 30

Legationsrat. Sie? Herr von . . . Was ist das?

¹ Das Wort wird König Heinrich IV. von Frankreich zugeschrieben: „Je veux que le dimanche chaque paysan ait sa poule au pot.“

Kanzler. Sie finden dort zarte Verhältnisse und einige schwierige Persönlichkeiten.

Legationsrat. Wollt Ihr mich zerschmettern? Ihr verstoßt mich aus Eurer Nähe?

5 **Kanzler.** Indessen sind die Beziehungen zu übersehn, und so eignet sich der Posten zu einem ersten Ausfluge.

Legationsrat. Aus dieser Nähe, worin ich nur atme, fühle und denke? Mit allen Ketten der Dankbarkeit liege ich hier gefesselt; Euer Zauber hat um mich Bewundrung, Er-
10 innern und Hoffen, Anmut, Freude, kindliches Gefühl wie Wächter gestellt, denen mein Selbst nicht vorüber entrinnen kann. Wenn Ihr mich fortichidt, so ichidt Ihr einen halben Menschen fort, und ich meinte, Ihr hättet mich lieb.

Kanzler. Es war nur, weil du deine eignen Gedanken
15 zu hegen beginnst. Ich glaubte, die Selbstständigkeit werde dir erwünscht sein.

Legationsrat. So ist es gemeint? In diesem Spotte erblicke ich mein Vergehn! Vergebt mir! Habt Nachsicht mit meiner Unreife!

20 **Kanzler.** Ich habe dir's so übel nicht genommen. Wir Menschen sind eigen zusammengesetzt; wir langem mit der dürren Wahrheit nicht aus, bedürfen immer einer schönen Lüge, die unser Leben fortspinnen hilft, wenn wir auch nicht an sie glauben. In meiner Jugend war es die Liebe, die
25 Gesellschaft, die Persönlichkeit, womöglich etwas Poesie. Das ist vorüber; ein neues Geschlecht wächst heran. Du gehörst zu demselben und teilst mit ihm die nun geltenden Träume der Zeit. Du hast von ihnen freilich bei mir heute einen unpassenden Gebrauch gemacht. Aber ich rate dir, sie nicht
30 gänzlich zu unterdrücken. Sie werden in dir ein Feuer erhalten, welches du zu gelegner Stunde mit dem besten Erfolge verwenden kannst. Ein gewisser Schmelz tut unserm Wesen durchaus not; um hinzureißen, muß man hingerissen sein können, und nie wird der etwas ausrichten, dem man

den kalten Verstand in jedem Augenblicke ansieht. — Was aber deinen tirolischen Hirtenbrief betrifft . . .

Legationsrat (erreißt das Papier). Vergeßt die Übereilung! Es wäre in der That auch zu töricht, unsern Drängern den Rücken frei zu machen. 5

Kanzler. Sieh, sieh, da eilt der Schüler dem Lehrer zuvor! Das war mir noch nicht einmal eingefallen.

Legationsrat. Wenn sie hinter ihren Bergen, aus Unwissenheit, die wir ja nicht verschuldet haben, sich noch etwas regen, so werden unsre hiesigen Gäste gewiß zahmer, lassen uns wohl den Streifen von Steiermark und die fünf Millionen so, ohne Markten mit der Erzherzogin. 10

Kanzler. Lieber, — um mein didaktisches Stückchen zu Ende zu pfeifen, — dergleichen darf man immerhin denken; man muß nur nicht davon sprechen! — Ich will mich an- 15
kleiden. Auf Wiedersehen, mein Freund!

(Der Kanzler durch die Seitentüre, der Legationsrat durch die Haupttüre ab.)

Vierter Aufzug.

In der Hofburg zu Innsbruck.

Andreas Hofer (allein). Keine Nachricht von außen! — Der Feind an allen Pässen ringsherum! — Wir sind wie
 5 lebendig begraben. — Wäre nur Eisenstecken zurück! — Und
 Joseph und der Rotbart sind mir auch nicht zur Seite, wie ich
 dachte; ein jeder hat seinen andern Sinn. Es ist ein böser
 Zustand! Wenn mir zu bang wird, dann rufe ich: „Es ist
 10 doch so eine ehrliche Sache!“ und lege die Hand auf die Brust
 und fühle, wie das Herz sich regt, und meine, wir müßten's
 ausführen. Aber wenn ich dann wieder um mich her blicke,
 ist aller Mut weg.

Speckbacher (tritt wild ein). Hier so in Ruhe? Schreibst
 Mandate, daß die Weiber sich züchtig kleiden sollen? Ver-
 15 söhnt Eheleute? Daß dich!

Hofer. Gott bewahre mich vor dir! Was hast du?

Speckbacher. Sprachst du ihn?

Hofer. Wen?

Speckbacher. Eisenstecken.

20 **Hofer**. Ist er zurück?

Speckbacher. Eben.

Hofer. Gottlob! Was macht der Kaiser?

Speckbacher (geht grimmig umher). Der Kaiser? — Befindet
 sich wohl! — Der Kaiser! — Er hat den Kaiser nicht ge-
 25 sprochen.

Hofer. Nicht gesprochen? Und meine Botschaft?

Speckbacher. War unnötig. Bierzehn Stunden von Kaisers Lager kehrte er um.

Hofer. Du sprichst wie ein Verrückter!

Speckbacher. Ich wollt', ich wär' ein schlechter Wildschütz geblieben, wollt', ich hätte mich auf Raub gelegt und Wege- 5
lagerung, wollte, daß ich meinen Vater erschlagen hätte, so würde es mir wohlgehn, und ich würde lange leben auf Erden!

Hofer. Speckbacher!

Volk (bringt herein). O Vater Hofer, verlaß uns nicht!

Hofer. Rückt der Herzog wieder vor? 10

Speckbacher.

Stöhnt wie der Hirsch, der angeschoff'ne, ächzet
Wie Koffe, die der Sommerhit' erliegen!
Brüllt gleich dem heilgetroffenen Stiere! Pflückt
Die Blumen alle von den Hüten! Werft 15
Sie in das Grab der tapfern Toten! Reißt
Die Federn ab und streut sie in die Winde!

Hofer.

Ich bin der Oberkommandant und will
Gesaßte Meldung haben. 20

Speckbacher (hohnlachend).

So? Da ist sie!

Die Grafschaft ward zerrissen in drei Fehden:
Zu Bayern kommt der eine, zu Illyrien
Der andre, und der dritte kommt zu Wälschland.¹ 25

Hofer.

Du Gott! Welch Teufel kann das?

Speckbacher.

Seidne Teufel!

's ist Friede! 30

¹ Bestimmungen des am 14. Oktober 1809 zu Schönbrunn geschlossenen Wiener Friedens.

Friede?
Hofer.

Volk.
 Wehe!

5 **Haspinger** (ist eingetreten)
 Qual und Pein!

Die Welt ist in erschrecklicher Verwirrung!
 Das hold'ste Wort, das süßeste auf Erden,
 Das Friedenswort, das alte Greise sonst
 10 Verjüngt und sie die Krücken werfen läßt,
 Tönt unsern bangen Ohren greulicher
 Als der Verdammung Richterspruch!

Hofer.

Und wir,
 15 Wir, Speckbacher, sind in dem Pakt . . .

Speckbacher.

Vergessen.

Hofer.

Das ist nicht wahr.
 20

Speckbacher.
 Sprich Eisenstecken!

Hofer.

Ist

'ne faule Lüge.
 25

Speckbacher.
 Sprich den Eisenstecken!

Volk (zu Hofer).

Bleib unser Schirm!

Hofer.

30 Ihr habt den Schwur vom Sandwirt.
 Der hält, was er gelobet! Das beiher!
 Jetzt sag' ich euch, befehle, dies zu glauben:
 Wenn Friede ist, so sind wir nicht vergessen!
 Es ist 'ne Lüg', weil es unmöglich ist.

Ein Tiroler (tritt ein. Zu Hofer).

Ein Offizier vom Bizetönig.

Hofer.

Was?

Was will der Offizier?

5

Tiroler.

Dich sprechen.

Hofer.

Mich?

(Ab. Die übrigen folgen.)

10

Villach. Ein Staatszimmer.

Der Bizetönig von Italien. Graf Baraguay.

Bizetönig.

Warum so böß auf mich, mein finstrex Freund?

Baraguay.

15

Der Sohn des Herrn treibt gnäd'gen Scherz mit mir.

Um auf denselben einzugehen, frag' ich:

Weshalb die Audienz? Warum läßt sich

Ein kaiserlicher Prinz so weit herab,

Verfemte Räuber zum Gespräch zu laden?

20

Ein gärend Land durch Worte sänst'gen wollen,

Heißt: Öl und Wasser zu verein'gen streben.

Gelingen kann's, o ja! Soll es gelingen,

Bedarf's dazu der Zeit und der Geduld.

Wenn wir Geduld auch hätten, fehlt uns doch

25

Die Zeit. Der Kaiser will Tirol nunmehr

In kürz'ster Frist bewältigt, die Entwaffnung,

Des Landes Teilung rasch vollzogen wissen.

Weshalb verlassen wir die einfach=strenge,

Die sichere Linie?

30

Bizetönig.

Ich lud das Haupt

Des Aufstands zum Gespräch, weil . . . Doch, mein Mentor,
Was nennen Sie die einfach=strenge Linie?

Baraguay.

Den Troß, den Eigensinn, den letzten Aufstand
5 Der Bauern und der Führer starre Mut
Ins Aug' gefaßt, daneben wohl erwogen,
Daß nicht ein Titelchen von Recht erübrigt,
Was ihnen zur Entschuld'gung dienen kann,
Schien folgendes mir rätlich: Ganz Tirol
10 Siegt unter Acht; denn alle sündigten.
Drum hätten wir die Dörfer, die hauptsächlich
Der Rebellion Vorstüb getan, verbrennen,
Die Männer drauß erschießen lassen soll'n.

Vizekönig.

15 Ja, das wär' einfach, streng und sicher auch;
Denn Grab und Wüste insurgieren nicht.

Baraguay.

Auf uns die Rücksicht nehmend, konnten wir
Bedenken tragen, ob es nützlich scheine,
20 Ein Land zerstören, das uns nähren hilft?
Dem Haufen also durfte man verzeihn,
Die Führer auf den Sandberg nur befördern.
Wir haben eine Liste, die sie nennt.

Vizekönig.

25 Sie ist sechs Bogen stark!

Baraguay.

Das Äußerste

Erw. Hoheit nachgegeben: Gnade mocht' auch
Die Minderschuld'gen sondern. Nur die Schlimmsten,
30 Die Unverbesserlichsten: Andre Hofer,
Speckbacher, Haspinger und Eijenstecken,
Thalguter, Fallern, Peter Mayer, Straub,
Teimer und Sieberer, die mußten fallen.

Zehn Exekutionen!

Vizekönig.

Baraguay.

Ja, nicht mehr.

Vizekönig.

5

Sie glauben nicht, wie ich dergleichen hasse!

Baraguay.

Notwendigkeit befahl's, — so muß' es sein.

Nicht Mordlust stachelt mich.

Vizekönig.

10

Der Graf, mein Vater,

Ging auch einst zum Gerüst. Ich taucht' ein Tuch

In's Blut, das durch die Bohlen tröpfelte.

Und dieser Anblick kommt mir stät's vors Auge,

Wenn mir ein Todes-Urtel wird gebracht.

15

Ich schaudre dann, und meine Feder stockt.

Baraguay.

Wär' jener Louis streng gewesen, hätte

Zur rechten Zeit den Henker schalten lassen,

So ging Vicomte Beaucharnois¹ späterhin

20

Nicht zum Gerüst.

Vizekönig.

Und war der König streng,

Wo wär' mein Fürstentum und Ihre Grafschaft? —

Das ist ein Labyrinth, worin das Denken

25

Sich rettungslos verliert. Wir haben, was

Wir nimmer hätten, haben möchten, wär'

Die Zeit zurückzuschieben. Nicht erträg's

Bermöhnter Sinn, wär's anders, als es ist.

Und doch ruft das Gewissen Tag und Nacht:

30

„O, daß es anders wär'!“ In solchem Streit

¹ Der General Vicomte Alexandre de Beaucharnois verfiel im Sommer 1794 der Pariser Guillotine.

- Was rettet uns? Ein holdes Maß im Busen.
 Durch Strudel fahren wir, wo des Verstandes
 Kompaß den Weg nicht zeigt. Kann unjern Hort,
 Den düstern, reichen, schwerunheimlichen,
 5 Zum frommen Eigentume was verwandeln,
 So ist es Ehr' und Treue, Mild' und Unschuld.
 Drum, wenn ich heut mit gutem Wort versuche,
 Was jüngst dem stürm'schen Herzog mißlang, als
 Er Frankreichs Blüte gegen Felsen trieb,
 10 Nicht ganz der Gründe bloß ist diese Meinung.

Baraguay.

Die ich noch immer nur erraten soll.
 Ich spare das Gemüt auf für die Unjern.

Vizekönig.

- 15 Ja, ja, ihr nennt sie Räuber, Brenner, wälzt
 Sie in den tiefsten Not. Ich unterschreibe
 Auch alle diese Dinge. Freund, sie sind
 Nicht so gar weit von uns!

Baraguay.

- 20 Prinz, ist es möglich? . . .

Vizekönig.

- Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf,
 Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
 Der wehte uns den lichten Sternen zu
 25 Und gab uns Kräfte, unjern goldnen Tempel
 Inmitten dieser mürben Welt zu baun.
 Hier aber tritt uns ja dasselb' entgegen,
 Was uns getrieben. Dieses arme Volk,
 In seiner Einfalt, unter seinen Pfaffen,
 30 Ist zu derselben Mündigkeit gelangt
 Als wir, wir Glänzenden. Es steht auf sich,
 Es will auf sich stehn, will 'nen Willen haben.

Baraguan.

Wird so ein Stäubchen unsre Fluten trüben?
Die Wellen roll'n verachtend drüber hin.

Bizekönig.

Das ist gewiß, wir werden sie besiegen. 5
Gewisser ist: Hier hebt ein neu Verhängniß
Für dich und mich und all' die Unjern an.
Das Herz treibt sie; das Herz weiß, was es will;
Wofür das Herz entbrennt, das führt's hinaus.
Dies kündet eine böse Spaltung, zeigt 10
Im Vorgesicht der schwangern Zeit Geburten.
Es birzt die Welt, und durch den Riß entgegen
Dräu'n uns die Larven der Vergangenheit. —
Sie sind nachdenklich worden.

Baraguan.

Freilich bin ich's. 15

Es faßt den Fremden eine Todesahnung,
Sieht er des Hauses Kinder zittern.

Bizekönig.

Zittern? — 20

An jenem Tag, da mich der Kaiser annahm
Zu seinem Sohn, schwor ich, sein Sohn zu sein,
Als hätt' er mich im Ehebett erzeugt.
Verträgt die neid'iche Erde keine Größe,
Und ist auch seinem Wunderbau bestimmt, 25
Zu stürzen, gleich den alten, werd' ich mich
Verhüll'n und fall'n. Inzwischen aber werd' ich,
Ständ' auch der Feind auf des Montmartres Höh'n,
Ans Glück und an die Macht des Kaisers glauben.
Dies war Vertrau'n, nicht Furcht. 30

Ein Page (tritt auf).

Der Patriarch.

Bizekönig.

Laß ihn herein! Wie sieht er aus?

Page.

Man sieht

Von ihm saß nichts als seinen langen Bart,
 Der halb das Antlitz deckt, von da hernieder
 5 Zum Gürtel kräuselnd wallt. Er könnte, glaub' ich,
 So wie er ist, sich in Paris auf das
 Theater Feydeau stellen und den Jakob
 In „Joseph in Ägypten“ spielen.

Bizetönig.

10 Geh,
 Du kleiner Schwächer, ruf' ihn!

(Page ab.)

Ich erfahre,
 Daß er noch immer zweifelt, feltjamlich
 15 Die Handschrift seines alten Herrn verlangt.
 Deshalb erjann ich die unschuld'ge List,
 Wobei Sie, Baraguay, mir helfen sollen.
 Gehn Sie ins Kabinett und treten Sie
 Zur rechten Zeit mit Ihrer Meldung ein,
 20 Die mein Geschäft zum Schluß bringt!

Baraguay.

Diese Art

Zu unterhandeln, ist . . . Doch, wie Sie wollen!

(Ab durch eine Seitentüre.)

25

Bizetönig.

Die alten Herrn vom Degen möchten immer
 Dreinichlagen mit dem Schwerte, fassen nicht,
 Daß uns, die wir zu Thronen sind berufen,
 Im Mund ein Zauber wohnt, gewaltiger
 30 Als Schwertes Schärfe. — Tritte! — Ja, er ist's
 Wie leit' ich's ein? — Ja! So — so wird es gehn.

(Er setzt sich.)

Andreas Hofer tritt auf.

Bist du der Sandwirt Hofer von Passeier?

Hofer.

Der bin ich, mein hochgnäd'ger Prinz.

Vizekönig.

Kommst du

Mit bünd'ger Vollmacht von den Insurgenten? 5

Zwar Vollmacht deutet auf erlaubte Dinge;

Das Wort paßt also nicht. Indessen gibt

Die Armut unsrer Sprache mir kein andres.

Kommst du in Vollmacht von den Insurgenten?

Hofer. 10

Die Landsverteidiger haben mir vertraut,

Daß ich an ihrer Statt vor dir erscheine.

Vizekönig.

Dein Kreditiv? —

Hofer. 15

Ich habe keins. Die Gile,

Der Drang der Zeitumstände ließen uns

Die Schrift vergessen. Auch wird meistens alles

Bei uns von Mund zu Munde abgehandelt.

Indessen kam ein guter Herr und Freund 20

Mit mir, der Priester Donah. Dieser kann

Bekräft'gen, daß das Volk, was ich vor dir

Geredet, auch genehm'gen werde. Willst

Du, daß ich diesen Priester rufe?

Vizekönig. 25

Nein,

Bleib nur! Ich nehm' dich an.

(Nach einer Pause.)

Daß ich so ganz

Vergesse, wie ich eigentlich mit euch 30

Verfahren dürfte, sollte, — freien Zutritt

Und meines Anblicks Gnade dir gewähre,

Hat seinen Grund in angestammter Güte,

Bedauernder Erwägung eures Kurzsinns,

Der schrecklich auf euch selbst die Folgen warf.
 Erkennst du die Herablassung wohl an?
 Ich hoffe, dankbar wirst du sie erkennen.

Hofer.

5 Gedenke ich daran, welch strenges Recht
 An denen ihr euch nahmet, die wohl sonst
 Sich unterwanden, euch zu widerstreben,
 Verwundr' ich über deine Großmut mich.

Bizekönig.

10 Was also bringst du mir von deinem Volk?
 Fügt es sich guter Ordnung? Will's den Frieden
 Genießen, den der Erdkreis hat?

Hofer.

So sagt man.

Bizekönig.

15 Wie? Sagt man? Sagt man? Nun! Du glaubst denn doch
 Wohl dem, was alle Welt dir schon gesagt!

Hofer.

Dein Offizier, o Herr, hat mir's gesagt.

Bizekönig.

20 Es steht ja in der Zeitung schon.

Hofer.

Die Zeitung!

Bizekönig (nach einem Papier greifend).

25 Ich will des Kaisers Brief dir . . .

Hofer.

Deines Kaisers?

Dein Kaiser ist mein Feind; ich glaub' ihm nicht.

(Der Bizekönig wendet sich unwillig.)

30 Vergib mir meine Kühnheit, lieber Herr!
 Der arme Hofier kann einmal nicht anders,
 Und da du Gnade üben willst, so übe
 Die Gnade jetzt, mich huldreich anzuhören!

Wir Leute von Tirol sind oder waren
 Ein fröhlich Völklein; aber einen Zug,
 Den wollen unsre Nachbarn just nicht loben:
 Sie nennen uns mißtrauisch. Ob wir's sind,
 Kann ich nicht sagen. Wenn wir's sind, so haben 5
 Wir ein'gen Grund dazu; denn Vorsicht lehrt
 Uns jeder Schritt von unsern Kindesbeinen.
 Auf schmalen Pfaden wandern wir; da reißt
 Sich haarbreit neben uns ein Abgrund auf.
 Es hängt der Fels, die Klippe über uns: 10
 Geschwind vorbei, eh' sich die Quadern lösen!
 Heut sehen wir ein Bächlein; morgen ist
 Vom kurzen Regenguß das Thal beströmt.
 Die Nebel und die Wolken spiegeln uns
 Die Ebne oder eine Brücke vor; 15
 Vertrauen wir dem Dunst, so stürzen wir
 Zerichmettert in das Bodenlose. Nächtlich
 Bricht Bär und Wolf in unsre Hürden; Tags
 Raubt uns der Mar die Frucht der Mutter. Sieh,
 O Herr, so sind wir immerdar im Kampf 20
 Und müssen auf der Hut sein. Der Tiroler
 Glaubt nur, was er mit Händen fassen kann.

Bizekönig.

Nun denn, du wunderlicher Mann, wie soll ich
 Den Frieden dir in deine Hände geben? 25

Hofer.

Ich bin nicht aufgestanden freventlich,
 Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereiß!
 Vielmehr, ich habe höchste Mahnung und
 Des Kaisers Willensmeinung abgewartet 30
 Und eher nicht den Stuh zur Hand genommen.
 Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
 Ich ihn ablegen sollte, kann sie nicht
 Aus meiner Seele in die Lüfte schütten,

Oh' ich nicht Kaisers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiser sehe.

Bizekönig.

Ich muß dir zu vernehmen geben, Hofer,
5 Auf diesen Einwand war ich nicht gefaßt,
Und wenn du ihn nicht läßt, so scheint mir gänzlich
Der Unterredung Grund und Zweck zu mangeln.

Hofer.

Das mein' ich auch. Drum staunt' ich, als du mich
10 Nach Villach in dein Lager herbeschiedest.

Bizekönig (beiseite).

Welche Hinterhältigkeit! Was säumt der Graf?

Hofer.

O zürne nicht, erlauchter Prinz, und höre
15 Mich gütig aus! Du kannst es ja nicht ahnen,
Wie oft uns arme Bauern das Gerücht
In diesem Sommer trog; an dessen Tücke
Reicht doch der Wolken Bosheit nicht, und schneller
Drehn Worte in ihr Gegenteil sich um,
20 Als um die Rose¹ wechselnd läuft der Wind.
Bald hieß es, Stillstand sei, bald wieder: nein,
's ward eine Schlacht geliefert. Bald: der Feind
Steht rechts vom Land, bald: links ward er gesehen.
Jetzt war's gewiß: die Truppen werden bleiben;
25 Im nächsten Augenblick: das Heer zieht ab.
Wer kann uns schelten, wenn wir mehr als Worte
Zu der Bestät'gung unsres Unglücks fordern?

Bizekönig.

So! — Aber hör' doch! Ich soll dir doch glauben,
30 Daß du aus Abordnung des Volkes kommst.
Ich glaube dir, ich zweifle nicht; ich denke
Nicht, daß ihr Zeit gewinnen wollt und, während

¹ Die Windrose, Wetterrose.

Ich mit dir rede, neue Listen spinnst.
 Du sagst's, der Bauersmann; ich glaub's, der Fürst.
 Dir aber, Bauer, gilt das Ehrentwort
 Des Fürsten und des Ritters nicht für voll.

(Hofer schweigt verlegen.)

Ich dächt', es wär' wohl wichtig. — Schäm' dich, Hofer!

5

Hofer (nach einer Pause).

Mein Herr, ich will versuchen, dir zu glauben.

Graf Saraguan (tritt ein).

Bergebung meiner Kühnheit! Doch vielleicht
 Dient diese Nachricht zu der Audienz.

10

Der Herzog Danzigs hat, gemäß der Ordre,
 Die ihm befiehlt, nichts Fremdes nach Tirol
 Hineinzulassen, Österreichs Kurier,

Der einen Brief vom Hause Habsburg an
 Die Insurgenten brachte, sich zur Ruh'

15

Zu geben und die Waffen abzulegen,
 Nebst seinem Schreiben angehalten, fragt,
 Ob den Erlaß ins Hauptquartier er senden,
 Ob er ihn den Empörern schicken soll?

20

Bizetkönig.

Ich werde mich entschließen. — Nun, mein Hofer,
 Willst du, so laß' ich diesen Brief mir bringen.

Du kannst ihn dann mit Kunstverständ'gen prüfen,
 Ob er verfälscht sei. Bis dahin verschieben

25

Wir unsre Sach' und reden dann wohl weiter.

Hofer.

O Herr, nicht spotte des Geschlagnen! Alles
 Ist ja zu End', ich seh's, und um den Hauch
 Des nackten Daseins müssen wir nun flehn.

30

Ich beuge mich; denn uns hat Gott gebeugt.

So ziehet denn auf allen Straßen ein

Und nehmet hin, was wir nicht geben wollten!

Die Welt ist euer; sei Tirol auch euer!
 Wenn du mich willst entlassen, ordn' ich gleich
 Zu allen Scharen meine Boten ab:
 Zerfchlagen sollen sie die blanken Büchsen,
 5 Zerfchmettern ihre Degen und vergessen,
 Was sie gewesen, und nach Hause gehn
 Und stumm und still sich halten wie das Vieh!

Vizekönig.

Fass' dich! Fügt euch wie Männer in die Schickung!
 10 Ich nehm' die Unterwerfung an, und Nacht
 Bedecke das Gescheh'ne! Ungekränkt
 Solt ihr im Schutze leben, — des sei sicher!
 Ich hoff', ihr werdet Frieden halten, Leute.
 Den Friedensbrecher trifft, das wisse, Tod!
 15 Nun, Sandwirt, geh nach Haus und halt' dich ruhig!

Hofer.

Bergönne, Herr, mir einen Augenblick
 In deiner Nähe noch! Ich war bestürzt;
 Mich überraschte diese Post zu sehr;
 20 Allein Besinnung kehrt mir bald zurück.
 Nun muß ich mit den Lippen sechten! Herr,
 Weiß Gott, ich stände lieber dir entgegen,
 Vernichtung dir ersinnend, hoch am Ziel!
 O daß es mir gelänge, meinen Brüdern
 25 In deinem Herzen Achtung zu verschaffen!
 Wohl niemals tret' ich wiederum vor dich,
 Und welche Bürgschaft des Vertrages haben
 Wir, wenn du, Herr uns nur verachten kannst?

Vizekönig.

30 Es ist gelobt, und also wird's gehalten.

Hofer.

Der Sklave hat kein Recht; wie sollt ihr ehren
 Den Ehrlosen? Was kümmern Tiere euch?

Du aber, Herr, mußt würd'ger von uns denken!
 Auf deine edle Seele, die gelassen
 Aus klaren Augen schauet, leg' ich dir's:
 Bedaure das unglückliche Tirol!
 Laß unsern Sinn von deinen Spöttern nicht
 Zur Frage dir verspotten! Lobt man doch
 Den Hund am meisten, der von seinem Herrn
 Und keinem andern seine Speise nimmt.
 Ihr habt zum Grabe Östreich gemacht.
 Ich sage dir: Der arme treue Hund
 Wird auf dem Grabe sich zu Tode heulen!
 Nun, Herr, nun hab' ich gründlich angezeigt,
 Wie uns zumute ist, und darnach, fleh' ich,
 Behandle uns! Ich hab' nichts mehr zu sagen. (Er will gehn.)

Bizekönig.

Bleib noch! — Nicht ohne Rührung hör' ich dich!
 Ich sollte diese Dinge nicht vernehmen;
 Doch weiß ich nicht, welch eine Regung mich
 Antreibt, daß ich fast wünsche, meine Rede
 Möchte den Eigensinn aus eurer Brust
 Wegschneiden und ein neu Vertrauen pflanzen.
 Noch einmal: Alles sei vergessen, was
 Die Leidenschaft und böse Menschen euch
 Zu tun bejahlen! Jeho ziemt Besinnung.
 Sich einzeln, unberufen, frevelhaft
 In zweier Kaiser Zwist und Kampf zu mischen!
 Allein es sei vergessen, weil ich's will!
 Nun aber sag' mir doch, Andreas Hofer,
 Der du so wacker und verständig sprichst, —
 Und alle seid ihr, wie ich hör', begabt
 Mit Sinn und mit Verstand, — verständ'ge Männer
 Irr'n auch; doch lassen sie den Irrtum bald,
 Zu künft'ger Meinung, — warum liebt ihr Östreich?

Denke darüber nach und jag' die Gründe,
 Die euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden!
 Wir woll'n dann miteinander prüfen, ob
 Der neue Landesherr nicht alles tat,
 5 Nicht alles tun kann, um den Preis zu zahlen
 Für diese Liebe. Warum liebt ihr Östreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir
 Und keiner, glaub' ich, in Tirol sich vor.
 10 Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Bizekönig.

Besinn' dich nur! Ich lass' dir Zeit. Du sollst,
 Es ist mein Wille, dich ganz frei erklären.

Hofer.

15 So helf' mir Gott! Ich weiß dir nicht zu sagen,
 Warum den Kaiser wir zu Wien verehren.
 Ich schüttle mein Gedächtnis suchend durch:
 Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
 Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
 20 Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern;
 Wir stimmen auf dem Landtag so wie sie,
 Und freundlich immer war der Kaiser uns.
 Von jeglichem der Punkte aber tat
 Allhier das Gegenteil der wilde Bayer.
 25 Und doch erspäh' ich in dem allen nicht
 Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
 Das alles ist es nicht, was uns macht hüpfen
 Und jauchzen und das Herz vor Freuden zittern,
 Wenn wir die schwarz- und gelben Fahnen sehn.
 30 Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
 Und dennoch glaub' ich — frei soll ich ja reden —,
 Die alte Liebe bleibe, wie ein Kind,
 Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vizekönig.

Es scheint mithin, daß grundlos diese Liebe.

Hofer.

Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund.

Vizekönig.

5

Nun, Hofer, bist du, wo ich dich gewollt.
 So werft denn dies Gespinnst weit von euch weg,
 Das euren Sinn verdunkelt! Was ihr hattet,
 Sollt ihr behalten und noch mehr bekommen.
 Aus engen, dumpfen Schranken rafft euch auf!
 Schenkt eure Neigung uns! Wir schenken euch
 Dagegen Ruhm und Aussicht: mit uns werdet
 Ihr höher steigen, als ihr nur geträumt.
 Das sag' dem Volke, wie ich's dir gesagt!

10

Hofer.

15

Soll ich denn ganz beschämt von hinnen gehn,
 Und bleibt mir nichts, worauf ich fußen kann? —
 Du bist so mild und gnadenreich, o Herr;
 Darf ich nun wohl in Untertänigkeit,
 Ich dir auch eine Frage stellen?

20

Vizekönig.

Nun?

Hofer.

Ich hab' dir keine Antwort geben können,
 Warum wir lieben unsern alten Herrscher;
 So habe du die Gnade mir zu sagen,
 Warum du liebst den Kaiser, deinen Vater!

25

Vizekönig (lächelnd).

Mein Hofer, leicht machst du die Antwort mir.
 Weil er den Feind besiegt, wo er sich zeigt,
 Weil er ein großes Reich sich hat gegründet,
 Weil er mir gab ein schönes Fürstentum,

30

Und weil an seinem Glanz und seiner Macht
Er mich als Sohn und Erben teil läßt nehmen.

Hofer.

Wohl! Aber jek', es käm' ein Größerer,
5 — Denn möglich ist dies doch —, es käm' ein Held,
Der dreimal so viel Schlachten schlug, als er,
Ein dreimal weitres Reich begründete,
— Denn Raum für so ein Reich hat noch die Erde —,
Ein dreifach bess'res Fürstentum dir gäbe
10 Und dich mit seiner dreimal höhern Ehre
Und Macht wollt' teilen lassen: würdest du
Den Kaiser, deinen Vater, nun verlassen,
Abjagen deiner Lieb' und neuen Herzens
Dem neuen Gotte folgen, lieber Herr?

15 **Vizekönig.**

Ob ich dem neuen Gotte . . .

Hofer.

Herr, du schweigst? —
Ich bin so kühn, für dich zu sprechen: Nein!
20 So scheint es denn, daß deines Herzens Neigung
Nicht größern Grund hat als die unsrige.
Vielleicht soll es so sein. Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen.
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
25 Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr, sie sei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie drin scheinen solle gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blinkt.
30 Die Liebe liebt, weil sie die Liebe ist.

Vizekönig.

Hör' auf! Ich will, daß das Gespräch hier ende.

Hofer.

Ich bin zu End'. --

Doch auf den Brief zu kommen:

Wo liegt er wohl?

Bizekönig.

5

Wie? Welcher Brief?

Hofer.

Von dem

Dein General die Meldung tat.

Bizekönig (verlegen).

10

Ah so!

Ja, den — Graf Baraguay, wohin — wohin —
Schickt wohl der Herzog diesem Mann den Brief?

Baraguay.

Wohin Eur' Hoheit es gebieten wird.

15

Bizekönig.

Nach Steinach, dächt' ich — oder nein — nach Inspruck —
Recht — ja, zu Inspruck sollst du ihn empfangen.

Hofer.

Ich geh' nach Inspruck. Send', o Herr, ihn bald!

20

(Er geht.)

Bizekönig (nach einigem Schweigen).

Graf Baraguay!

Baraguay.

Prinz?

25

Bizekönig.

Sie erschienen nicht

Zu rechter Zeit. Ich war mit ihm schon fertig;
Da kamen Sie und haben mich in große,
In eigene Verlegenheit gesetzt.

30

Baraguay.

Ich bin zu solchen Dingen ungeschickt.

Bizekönig.

Wenn er in Inspruck nichts . . . Seltsame Menschen!

Doch was zu tun? Dies war ja Überfluß.
 Es ist einmal geschehn. — Sofort nun brechen
 Sie in das Herz der Grafschaft auf! Beziehn
 Quartiere Sie und dämpfen, wo's noch stürmt,
 5 Mit Ernst und Kraft das Land! Genehm'gen werd' ich,
 Was Sie in diesem Sinne vorgenommen. (Er geht ab.)

Paraguay.

Es geht mithin denn doch nach meinem Rat.
 Das Fürstenwesen will nicht glücken, und
 10 Wir halten ein'ge Kriegsgerichte mehr. —
 Ihr seid noch nicht so weit, als wie ihr meint;
 Ihr getet, was ihr tut, nicht, was ihr scheint.
 Wenn man euch Neue nennt von Gottes Gnaden,
 Ist's, weil in Blut für euch die Degen baden.
 15 (Nach der andern Seite ab.)

Das Schlachtfeld am Ijel. Zur Seite die Anhöhe. Vorn Bäume. Ein
 roter Feuerschein über dem Schauplatze.

Fallern, Eisensteden von verschiednen Seiten.

Fallern. He! Du da!
 20 Eisensteden. Wer ruft mich an?
 Fallern. Eisensteden!
 Eisensteden. Fallern!
 Fallern. Ich bin's. Ich wußt', daß du hier herum
 schlichst, und wollt' dich befragen . . .
 25 Eisensteden. Um was?
 Fallern. Was wir tun sollen.
 Eisensteden. Unterdecken.
 Fallern. Weiß keiner, woran er ist. Als Andre von
 Willach gefehrt war, erhielten wir sein Proklam¹, worauf die
 30 Kompagnien auseinander gingen. Kaum, daß wir zu Haus,
 schickt er uns den Befehl, brüderlich zu streiten wie die Pas-
 seirer, die hätten den Feind nach Herzenslust geschlagen.

¹ Das ist die gewöhnliche Form in Hormayr's Darstellung.

Eisenstecken. An der Mühlbacher Klaus', den Kusca. Der verrückte Kolb kommandierte und Peter Mayer, der Mahrwirt.

Fallern. Wenn sie uns belogen hätten! Ich hör', der Erzherzog ständ' bei Sachsenburg.

Eisenstecken. Laß dich nicht irren! Es ist vorbei. Der 5
Alte kann's nur nicht aushalten. Die Sache stößt ihm das Herz ab; er soll wie von sich sein. Darum schickt er den Befehl. Komm, sie sagen, er streife am Isel um. Wir wollen nicht in seine Nähe geraten.

Fallern. Ihn meiden? ihn? Ach, Eisenstecken, es ist so 10
erbärmlich!

Eisenstecken. Freilich wohl; aber was hilft's? Wie Meereswogen kommt's heran, aus Italien, Kärnten, von Kufstein. Von Schwaz bis zum Isel eine Feuerglut!

Fallern. Wie? Halten sie ihr Wort nicht? 15

Eisenstecken. Die, und Wort halten! Komm!

Fallern. Ach, es ist so erbärmlich, Eisenstecken! (Gehn ab.)

Elf. Mehrere Weiber und Kinder. Sie tragen Bündel.

Elf. Hier laßt uns sitzen und noch einmal zu Tale schaun! Die Wüter folgen uns nicht; sie sind am Raub. 20
Dort rauchen unsre Häuser: das ist deins, und das deins, und das meins. (Die Weiber weinen.) Hättet ihr's vorher gewußt, wie ich, daß es so enden würde, ihr könntet's trocknen Auges ansehen. Ich weine nicht. Ich will euch anführen bis nach Hungarn. (Sie setzen sich unter die Bäume.) 25

Ein Weib. Wißt Ihr was von Eurem Mann?

Elf. Er soll gefallen sein an der Mühlbacher Klaus'.

Weib. Das hat sie so böß gemacht, daß nach der Unterwerfung wieder Aufrstand verübt worden ist.

Ein Kind. Mutter, wohin geht's? 30

Elf. Nach Hungarn, Kind, zu den Zigeunern.

Kind. Was sind Zigeuner?

Elf. Garstige, schlimme Leute, wohnen in Gräften, halten keinen Sonntag, gehn nicht zur Messe.

Kind. Laß uns bleiben bei unsern hübschen Leuten hier!

Elfi. Dürfen nicht; der Franzos ist böz. Steckt unsre Häuser an, schlägt eure Väter tot.

Kind. Ich will ihm meinen Weck geben.

5 **Zweites Kind.** Ach, das schöne Feuer! Sieh, Mutter!
Die Tirolerin. Du armer Wurm!

Erstes Kind. Bin müde, Mutter! Will schlafen.

Elfi. Müssen noch weiter. Ich trage dich.

Kind. Mutter, wo werden wir schlafen?

10 **Elfi.** Weit von hier.

Bärbel tritt auf.

Weib. Da kommt das Bärbel von Wilten.

Elfi. Laßt sie still vorüber!

Weib. Sie hat uns gesehn und lenkt auf uns zu. Nun
15 wird sie's erzählen, wie sie pflegt.

Elfi. Redet ihr sanft zu!

Bärbel. Gott grüß' euch, meine Weiber! Ach, jagt es mir, jagt es mir an!

Elfi. Geh nach Haus, lieb' Bärbel!

20 **Bärbel.** Ich bin das Bärbel von Wilten.

Weib. Bist das Bärbel von Wilten; ja, wir wissen's. Warst das Bräutlein des jungen Heinrich, hattest den Ehltgang gehalten, und am Morgen darnach schossen sie ihn hier nieder in der großen Schlacht. Nun, sei ruhig, mein Maidel,
25 er ist bei Gott!

Bärbel. Sage das nicht, Johanna, denn du redest Sünde! Es ist geschrieben worden von der Auferstehung des Fleisches. Wehe mir, wehe! Sein Fleisch ist zerstreut in alle Winde.

Elfi. Bärbel!

30 **Bärbel.** Ein böse Art Menschen jeht. Führen Kugeln, die reißen unsre Liebsten in vierundzwanzig Stücke! Und hatt' ihn im Arm so ganz. Wo ist sein Haupt, sein fröhliches Haupt? Wo sind seine Arme, die treuen Arme, und wo die schnellen Füße? O Jammer! Ihr Weiber, jagt es mir an! (Sie kniet.)

Elfi. Steh auf, mein Bärbel! Wir wissen's nicht.

Bärbel (steht auf). Ihr wißt's nicht! Keiner weiß es! Ich steige zum Isel und suche die Schlüfte hindurch; ich wandre zu Tal und spä' am Bächlein. Die Mutter verbeut's; sie treibt mich zur Arbeit hin — ich lauf' ihr heimlich weg. Die Mutter ist bö's und rauh; sie riß ihn hinweg aus dem Kämmerlein, und macht sie's zu arg mit mir, ich weiß schon, was ich ihr tue. 5

Elfi. Bewahr' dich vor schlimmen Gedanken!

Bärbel. Meine Gedanken sind anders worden denn sonst. 10 Ich habe die Augen mir ausgeweint, gewacht die Nächte, die Hände gerungen wund, es ist kein Gott im Himmel. (Die Weiber schlagen ein Kreuz.) Kein Gott im Himmel ist! Ich wollte ja nur den Leichnam, den armen Leib! Bestatten wollt' ich ihn still in geweihtem Erdreich; zu Häupten ihm pflanzt' ich ein Stäudelein Rosmarin und fänge und spanne. 15

Elfi. Bitt' deine Schutzpatronin, Sanct Barbaram, drum!

Bärbel. Die dauert es auch, hat aber keine Macht. Ich bete den Rosenkranz vor ihrem Bild in den Kesseln! Es strömt auf mich die hellen, die lieblichen Zähren herab und starrt und schweigt. 20

Weib. Stille dich, Kind! Der Herr kann allen Staub lebendig machen.

Bärbel. Kann er? Den Staub? Lebendig machen? Was ist das? Seht hin! (Sie steht auf.) 25

Elfi. Daß sie sich kein Leid tut!

Bärbel. Schaut, schaut! Das Jüngste Gericht bricht an!

Andreas Hofer (kommt über die Anhöhe mit gezognem Schwert, Donay hinter ihm). Hörst du den Jammer der Weiber? Siehst du der Häuser Blut? Die Wittven und Waisen wandern 30 aus zu den Verfluchten, und den Liebsten sucht die Braut.

Donay. Guter Hofer!

Hofer. Laß mich! Wo ist der Brief, Donay?

Donay. Er lag nicht zu Inspruch. Aber . . .

Hofer (kommt von der Anhöhe herunter). Betrogen! Mit lispeln-dem Wort getäuscht! Sie wollten ins Land sich schleichen! Auf, Donay!

Donay. Beginne dich!

5 **Elfi**. Das ist der Hofer! Gott beschütze uns! Komm, Bärbel! (Sie stehen auf.)

Bärbel. Wer zeucht mich von dieser Stätte? — Seht, seht! Aus Moosen strecken sich krallige Finger empor! Das sind nicht Wurzeln der Bäume, sind Zehen und Sohlen der Füße! Der
10 Fels wird Fleisch und klopft und dampft! Vom Himmel herab gebrochne Augen — da, dort und hier! Und überall!

Hofer. Über das Bergjoch rollt's! Kanonen und Troß! Und die Züge geharnischter Reiter! Horch, horch, den Hufschlag, und das Lachen unbändiger Krieger! Auf, Donay, zum Sturm!

15 **Donay**. Geht weg, ihr Weiber! Euer Anblick macht ihn noch wilder.

Bärbel. Wie groß bist worden, Heinrich!

Weib (in die Ferne blickend). Da stürzt der Schuppen zusammen!

Elfi. Hülfe! Mir wird schwach — (Sie sinkt nieder.)

20 **Bärbel**. Was fehlt der Frau?

Hofer. Geh durch die Gauen! Sprich, der falsche Hofer habe Unterwerfung geboten; der wahre sei auferstanden von den Toten gleich dem Bräut'gam des Bärbels von Wilten! Dies ist das Schlachtfeld am Jjel! Da haben die Tiroler
25 Anno Neun den Herzog geschlagen; es ist lang' her. Und laß die Schelme zu mir kommen und die Diebe und die Mörder! Mit den andern wollt's nicht gelingen! Auf! Krieg, Krieg durch das Land! Ich will werben gehn. (Er geht.)

Donay. Hofer! — Ich kann ihn nicht halten.

(Sturmglöcken.)

30 O der Rajende! Da gehn die Glocken im Juntal. Ich muß ihn verlassen und angeben. (Er geht ab.)

Fünfter Aufzug.

Bozen. Ein Hof. Nacht.

Graf Baraguay. Donay. Raynouard. Offiziere. Soldaten.

Donay. Aber Ihr verspricht mir, sein Leben zu schonen!

Baraguay. Ich verspreche dir, was du willst. 5

Donay. Denn ich hab' es nur getan für das gemeine Beste.

Baraguay. Es soll auch dem gemeinen Besten zu stat-
ten kommen.

Donay. Und wenn ihr schärfer mit ihm verführet, so 10
würde ich zeitlebens nicht wieder ruhig.

Baraguay. Das wär' ein Unglück. — Still jetzt! Also,
er sitzt auf der Kellerlahn¹?

Donay. Dort war wenigstens sein Versteck, aus dem ich
ihn im August hervorzog, und ich glaube, daß er wieder da-
hin geflüchtet ist, nachdem ihr seinen letzten törichtesten Ver-
such im Juntal und Passfeier zunichte gemacht habt.

Baraguay. Der Führer ist doch sicher?

Donay. Ihr könnt Euch auf ihn verlassen.

Baraguay. Bestell' ihn an die Wacht! 20

Donay. Aber, Edler, keine Grausamkeit!

Baraguay. Nein, nur was Rechts.

(Donay ab.)

¹ „So verbarg er sich vom Ende Novembers bis Ende Jänners, etwa vier
starke Stunden ob seinem Wirtshaus, in der Schneewelt einer einsamen Alpenhütte;
sie hieß Kellerlahn.“ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Der schwülstige Narr verrät seinen Freund und traut auf
das Wort eines Feindes! Kapitän Raynouard!

Raynouard. General!

Baraguay. Der Sandwirt ist entdeckt.

5 Raynouard. Ha!

Baraguay. Das beschwerliche Suchen, die Irrgänge
durchs Gebirg' nehmen heut ein Ende. Unsere Leute werden
sich freuen. Sie sind befehligt, ihn zu fangen. Ich gebe Ihnen
auch einige Reiter. Das Kommando ist stark. Dennoch sollen
10 alle Truppen in der Gegend unter Gewehr stehn. Machen
Sie sich fertig!

Raynouard. Ich gehorche mit Schmerz.

Baraguay. Warum mit Schmerz?

Raynouard. Ich war unter den Gefangnen vom Insel.

15 Baraguay. So wehen Sie heute die Scharke Ihrer Haft aus!

Raynouard. Der alte Mann hat mich wie ein Vater zu
Inspruch behandelt.

Baraguay. Wir müssen bald aus Deutschland; die Emp-
findsamkeit reizt bei der Armee ein. — Sobald Sie ihn haben,
20 schicken Sie einen Reitenden nach Mailand, wohin der Prinz
gegangen ist. Höferrn unverzüglich nach Mantua! Das Kriegs-
gericht ist schon zusammengesetzt. Sie werden nach drei Tagen
die Verhandlung über die Vollstreckung des Urteils mir senden!

(Er geht in das Haus.)

25 Raynouard (geht zu den Soldaten). Angetreten!

Öde Felsgegend, mit Schnee bedeckt, oberhalb Passaier, vor der Hütte Keller-
lahn. Es ist noch Nacht.

Speckbaders Stimme (draußen).

Hier geht der Weg.

30 Haspingers Stimme (draußen).

Nein, Joseph, hier geht er.

¹ Kapitän Renouard vom 44. französischen Linienregiment nahm Hofer am 30. Januar gefangen.

Hofer (auftretend).

Die Geister meiner Freunde suchen mich.

Speckbacher und **Haspinger** treten auf.

Speckbacher.

Da steht ein Mann.

5

Haspinger.

Ich glaub', es ist der Hofer.

Hofer.

Seid Menschen ihr mit Fleisch und Blut?

Beide.

10

Wir find's.

Hofer.

Ihr seid's! Ihr seid's! O welch ein Freudentag
Wird noch auf dieser Welt dem armen Hofer!

(Es ist Tag geworden.)

15

Haspinger.

Sein Bart ist grau.

Speckbacher.

Die Kniee zittern ihm.

Hofer.

20

Ich hab' ein elend Leben hier geführt.
Nun, ihr seht auch nach Feiertag nicht aus,
Und eure hellen Augen sind erloschen.

Haspinger.

Wir stehn hier, eine stille Jammerkirche,
Und singen neue Weisen tiefer Schmerzen.

25

Wie sollen unsre Augen helle sein?

Das Vaterland weint sich die Augen aus!

Es ziemet sich, daß unsre Kniee schwanken;

Das Vaterland erliegt an seiner Last.

30

Und da ihm seine Jugend ward erschlagen,
So müssen wir wohl graue Haare tragen!

Hofer.

Die grauen Haare deuten Weisheit an —

So wird das Vaterland die Weisheit finden.
 Mit schwachen Knien erreicht man auch sein Ziel —
 So schwankend wird das Vaterland es finden.
 Vor Tränen kann das Auge nicht weit sehn;
 5 Blind schleicht das Land zu seinem Wohlergehn.

Speckbacher.

Ich freu' mich deiner herzlichen Gesinnung!
 Geächtet sind wir und auf rascher Flucht.
 Wir aber mochten nicht das Land verlassen,
 10 Eh' wir nicht dich gerettet! Komm mit uns!
 Ich bringe dich nach Osterreich, glaub' ich, durch.

Hofer.

Ihr Herzgeliebten! Wackre, teure Männer!
 Es wärmt mein Innerstes die goldne Treue,
 15 Die ich von euch erfahre! Zürnt mir nicht!
 Ich flüchte mich mit dir, mein Joseph, nicht.

Gaspinger.

Willst du mit Joseph nicht, so komm mit mir
 Hin nach Graubündens finstern Felsengründen,
 20 Ins stille Klösterlein zu Münstertal!

Hofer.

Du Guter, was soll ich wohl zu Graubünden?

Speckbacher.

O Vater Hofer, gib den Freunden nach!

25

Hofer.

Bin ich denn eigenjinnig, liebe Brüder?
 Ihr kennt mich doch und wißt von meiner Art.
 Wie eine Alpenpflanze wuchs ich fest
 An unsren Felsen, und das viele Blut,
 30 So ich vergießen lassen, hat mich ja
 Noch mehr verkittet.
 Reißt ihr mit meiner Wurzel mich vom Grund,

So muß der alte Hofer bald verdorren!
Gott segne eure Flucht! Ich bleibe hier.

Speckbacher.

Als Held wirst du in Osterreich geehrt.

Hofer.

5

Ich bin kein Held; was sollte mir die Ehre?

Speckbacher.

Dein Kaiser wird dich väterlich beschützen.

Hofer.

Ich esse keines Kaisers Gnadenbrot.

10

Haspinger.

Das stille Kloster in dem Münstertal
Gibt Frieden dir.

Hofer.

Das Kloster ist das Haus
Des Mönchs, der reu'gen Sünder milde Freistatt.
Ich bin kein Sünder, und kein Mönch bin ich.

15

Speckbacher.

Was aber willst du hier?

Hofer.

Mein Loß erfüllen.

20

Haspinger.

Verzweiflung ist's. Faß Mut, entherzter Mann!

Hofer.

Nein, Ruhe ist es, die nicht stören kann.

25

Haspinger.

Ein eitles Opfer liebt die Gottheit nicht.

Speckbacher.

Dem Vaterland zu leben, das ist Pflicht.

Hofer.

30

Ich leb' und sterbe vor des Herrn Gesicht.
Erduldet hab' ich, was zu grim'm'ger Torheit

Mich trieb — da war es schwarz. Nun ist es hell.
 Doch auch das Liebste, unsrer Sache Glück,
 Mich würd' es nicht erfreuen mehr. Drum geht!
 Gefährlich ist's, hier lange zu verweilen.

5 (Zu Speckbacher.)
 Du sinne, Kühner, für des Landes Heil!

(Zu Haspinger.)
 Du bete, Treuer, für des Landes Heil!
 Ich will, was Gott schickt, für das Land erdulden.

10 **Speckbacher.**
 O Himmel, soll ich dich dem Feinde lassen?

Haspinger.
 Mir bricht das Herz; ich weiß mich nicht zu fassen.

Hofer.
 15 Die Gnade Gottes lächle euren Straßen!
(Zu Speckbacher.)

Wenn dir der Kaiser Audienz erteilt,
 Sag ihm, Andreas Hofer sei getreu
 Bis auf das Letzte seinem Herrn verblieben!
 20 Unnütz sei jüngsthin noch viel Blut geflossen;
 Ich aber bitte Seine Majestät,
 Sie wolle mir nicht zürnen um den Fehler,
 Weil Liebe ihn begangen.

Der ganzen Welt nicht, nur dem Kaiser habe
 25 Der blöde Hofer Glauben schenken wollen,
 Und sei des Kaisers Wort ihm ausgeblieben.

(Speckbacher und Haspinger wenden sich, heftig erschüttert.)

Und laß mein weiß Gebein vergessen liegen,
 Bis Östreichs Adler kehrt zum alten Horst!
 30 Dann ist es Zeit, den Hügel mir zu rüsten;
 Dann setzt ein schwarzes Kreuzlein mir darauf
 Und schreibt ans Kreuz: „Hier liegt der Sandwirt Hofer“!
(Er umarmt sie und drückt sie sanft von sich. Sie gehen nach verschiedenen Seiten ab.)
 Mein Heiland und mein Herr, beschütze sie!

Sein Knabe Johann kommt durch eine Felsenklucht.
 Nun, junger Vogel, achest du den Alten?
 Bringst Futter mir?

Johann.

Du bist verraten, Vater!

5

Zu Berg hinan Franzosen durchs Pässeier!

Hofer.

Was? Ist's schon Zeit? — So will ich nach der Scheiblahn,
 Von da nach dem Hochgrindelberg mich flüchten.

Johann.

10

Es hilft nicht, Vater. Alle Berge sind
 Besetzt!

Hofer.

Wie? Wäre keine Rettung mehr?
 Die Stunde wäre da? 's ist schauerlich!
 Und war so wohl darauf bereitet! Oh!

15

Johann.

Ach, du mein Väterlein, nun kommst du um!

Hofer.

Sei still, mein Knabe, stör' nicht meine Seele,
 Die schweren Kampf in ihren Tiefen ringt!
 Warum denn soll ich sterben? Mut und Kühnheit,
 Die lohnen sie ja sonst mit rotem Band¹.

20

Nun, Hofer, du bekommst das rote Band;
 Du wirfst auf deiner Brust dich rötlich schmücken,
 Freilich mit Blut; indessen hoff' ich, Freund,
 Die Flecken werden dir wie Orden stehn.

25

Mut, Mut, mein Herz! Weil es einmal gekommen,
 So nimm's, wie es gekommen! Angst und Pein
 Löst ab glorreicher Tod. So stünd's ja gut.
 Vernimm des Vaters Testament, mein Sohn!

30

Johann.

Vater, du stirbst nicht!

¹ Nämlieh mit dem des von Napoleon gestifteten Ordens der Ehrenlegion.

Hofer.

Doch, mein lieber Junge!

- Der große Kaiser braucht ein solches Feist.
 Zu meinem Erben ordn' ich dich, mein Sohn,
 5 In beiden Höfen, an dem Sand und auf dem Tschaußen;
 Die Mutter aber sollst du drin ernähren
 Und pflegen, daß dir's wohl geh' auf der Erde!
 Zu Herrn Vinzenz von Pühler, meinem Freunde
 Und werten Gönner, der in Neumarkt wohnt,
 10 Begib dich, lieber Sohn, und sage ihm,
 Du seist des Sandwirts Hofer arme Waise;
 Der Vater aber laß' ihn bitten, daß
 Um alte Freundschaft und Gevatterchaft
 Er deiner walten möge als ein Vormund,
 15 Bis du zu deinen Jahren bist gekommen.

Johann.

Ach, hab' ich keinen Vater mehr?

Hofer (aufhorchend).

Geräusch?

- 20 Nimm meinen Segen!

(Er segnet ihn.)

Grüß die Mutter! — Fort!

(Johann ab. Hofer sinkt auf seine Kniee.)

Raynouard, Franzosen treten auf.

25

Raynouard.

In des Kaisers Namen, Andres, Sandwirt Hofer
 Aus Tal Passeier, du bist mein Gefangner.

Hofer (steht auf).

- Ihr kommt zu mir mit Spießen und mit Stangen;
 30 Ich bin allein und mach' euch leichtes Spiel.

Raynouard.

Als wir zum Marsch uns schickten, traf ein Brief
 Verspätet ein aus Osterreich.

(Er überreicht Hofern ein großes Schreiben.)

Hofer.

Doch noch? Schön!

Ich küsse dieses Wappen, das ich kenne.

(Er küßt das Siegel, öffnet und ließt.)

Du mahnst zur Ruhe und Ergebung, Herr,

5

Und ich gehorche pünktlich dir, wie immer.

Ergeben bin ich in mein Todesloß

Und geh' zur Ruh', zur ew'gen Ruhe ein. —

Nun, meine Herrn Franzosen, ja, ihr habt ihn,

10

Der Oberkommandant war von Tirol.

Wohin befehlt ihr, daß ich treten soll?

Raynouard.

Du irrest, Hofer. Nicht auf diesem Berg

Wird dich des Lebens letzter Tag ereilen.

Hofer.

15

O blut'ger Scherz! Wohin entführt ihr mich?

Raynouard.

Nach Mantua.

Hofer.

Nach Wälschland führt ihr mich?

20

Betrogner Hofer! Mit den Freunden wolltest

Du nicht von dannen, und nun bringen dich

Die Feinde aus der lieben Heimat Grenzen.

So soll mein sterbend Auge nicht mehr schaun

Der weißen Ferner sonnenrote Häupter?

25

An grauem, ödem Festungswall soll ich

Beratmen diesen Hauch, den nichts als Dünste

Der Kräuter nährten, kühle Alpenlüfte?

Raynouard.

Beschlossen ist's, so füge dich!

30

Hofer

(wirft sich zur Erde nieder und küßt sie).

Den Scheidekuß

Nimm, Boden, hin, der mich gefäuet hat!

Dich hab' ich einzig nur geliebt im Leben.
 Trag immer Männer, welche gut und bieder!

(Er erhebt sich; Raynouard wendet sich in Tränen ab.)

Du weinst?

5 **Raynouard.**

Erkenne mich!

Hofer.

Wie, Raynouard?

Der bei mir aß zu Insbruck, für mich schrieb?

10 Ist deine Wunde heil?

Raynouard.

Schon lange, Lieber.

Hofer.

Welch unerwartet freundliches Begegnen!

15 Wie lind und leise löst mein Leben sich!

Mich dünkt, ich höre ferne Glocken klingen

Und tief im Tale Kirchenlieder singen.

Raynouard.

Mir aber quillt die Träne unaufhaltjam.

20 **Hofer.**

Trockne dein Auge, Jüngling! Willst du weinen,

So wein' um dich, und wein' um deine Freunde!

Denn wisset ihr, wohin euch euer Herr

Noch führen wird, und welcher Erdenwinkel

25 Eu'r brechend Aug' und Qualenschicksal sieht?

Ich hör' das Rauschen schon der Cherubim,

Die dräuend nahen der zerfleischten Welt.

O glaube mir, mein lieber junger Mann,

Du wirst vielleicht den Sandwirt einst beneiden,

30 Der friedlich weggeht aus der Zeitlichkeit!

Raynouard.

Hör' auf! Die Erde scheint mir zu erbeben!

Hofer.

So halte dich an meinem Glauben fest!
 Es ist bei euch wohl wenig Christentum;
 Du aber trägst ein glückliches Gesicht,
 Und fromme Eltern, denk' ich, zeugten dich. 5
 Ich sage dir: Ein heil'ger Engel sitzt
 Am Thron des Ewigen zu seinen Füßen,
 Ganz eingehüllt von seinen beiden Flügeln,
 Die silbern von den Schultern niederglänzen,
 Mit Licht bestrahlend Haupt und Brust und Leib; 10
 Und die Gesichte, die der Ew'ge sieht,
 Schreibt dieser Engel treu auf seine Tafel.
 So bleiben vor dem Angesicht des Höchsten
 Bestehn die guten und die bösen Stunden.
 Nach Mantua nun! — Ich habe überwunden. 15
 (Er geht voran; die Franzosen folgen.)



Memorabilien.

Erster Teil.

Frei will ich sein im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt mich ein.

Goethe.¹

¹ Goethes „Tasso“, 4. Aufzug, 2. Auftritt (V. 2305 f.); doch heißt es hier wörtlich: „Im Handeln schränkt die Welt genug uns ein.“



Einleitung des Herausgebers.

Die meisten Selbstbiographien bedeutender Männer sind Fragmente, weil sie in der Regel erst begonnen werden, wenn die Verfasser sich ihrem Schaffensziele nähern. Einer der interessantesten unter diesen, Benvenuto Cellini, beginnt die seine, die in ihrem ganzen bedeutenden 5 Umfange ins Deutsche zu übertragen Goethe bekanntlich für nicht zu gering hielt, mit den Worten: „Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, die etwas Tugendjames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer 10 so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.“ Auch Zimmermanns „Memorabilien“ sind unvollendet, und der Dichter begann die Vorarbeiten dazu doch schon, als er gerade jene vierzig Jahre erreicht hatte: ahnte er, daß seine Tage gezählt seien?

15 In den „Familienmemoiren“ der „Epigonen“, in der Korrespondenz des „Herausgebers“ mit dem Arzte, läßt er diesen an sich die Frage richten: „Wenn Sie die Neigung so unwiderstehlich zur Betrachtung der menschlichen Schicksale treibt, warum schreiben Sie nicht lieber Geschichte selbst?“ Und in seiner Beantwortung dieser Frage, die er 20 sich wohl öfter selbst gestellt hatte, legt er, in vielfach mit der „Jugend vor fünf und zwanzig Jahren“ sich nahe berührenden Ausführungen, dar, warum er statt der Familiengeschichten nicht Welt- und Zeitgeschichte geschrieben habe und warum er „sie vermutlich niemals schreiben werde“. Doch das war nicht die letzte Antwort auf jene Frage, die 25 ihn vielmehr fortan unablässig beschäftigte. Die „Epigonen“ erschienen zu Ostern 1836, und schon im Sommer 1836 bemerkt Zimmermann in seinem Tagebuche: „Vielfach keimte in diesen Zeiten in mir der Gedanke, meine Lebenserinnerungen aufzuschreiben, welche insofern

einen eignen Charakter haben, als fast jede meiner Lebensentwicklungen mit einer großen historischen Weltwendung zusammenfiel und durch das Individuum daher gewissermaßen die allgemeine Geschichte hindurchzog. Gelänge es, diese Wechselzüge, diese Spiegelungen und Rückspiegelungen recht lebendig darzustellen, so könnte ein Bild entstehen, das mir selbst und andern zur Orientierung reichen würde. Schon seit längerer Zeit gehe ich damit um, die *Düsseldorfer Neun Jahre*, welche wohl ‚Düsseldorfer Studien‘ zu nennen sind, zu schildern. Anfangs war ich gewillt, dieses Buch gleich so zu schreiben, daß es auf der Stelle gedruckt werden möchte. Nachher erwog ich aber, daß dann vielleicht hin und wieder das Bezeichnendste wegbleiben müßte, und entschloß mich, die Arbeit als Geheimniß zu behandeln.“ Die Geschichte seiner dramaturgischen Tätigkeit zu schreiben, lag *Zimmermann* besonders am Herzen. Am 2. Juni 1836 bat er *D. L. B. Wolff*, der seinem Ansuchen auch willfahrte, ihm die Quellen zur Geschichte des deutschen Schauspiels nachzuweisen, denn er plante, bis auf die Anfänge zurückzugehen. Aber bald wurde er sich, wie er am 22. Mai 1837 ebenfalls an *Wolff* schreibt, bewußt, daß er noch zu sehr unter dem Eindrucke dessen stehe, was er schildern wollte. Andere Arbeiten, vor allem am „*Münchhausen*“, kamen dazwischen; doch verlor der Dichter den Plan, der ihn sehr lockte, nicht aus den Augen. Zu *Heinrich Laube* sagte er im Frühling 1839: „Was bieten mir die Freiheitskriege poetisches Detail, was kann ich mich freuen auf Darstellung der grundlosen, schwelgerischen Träumerei, die ich nach der Kriegszeit unter den Romantikern genoßen, auf Darstellung der Theaterverwaltung, die mir so wohl gelungen ist, und von woher ich die Handwerkspraxis und die philosophische Bodenlosigkeit eines Bessern belehren kann!“ Am 24. Mai teilte er seiner Braut, die er durch Briefe aufs Tiefste in seine Jugendgeschichte einweihete, mit, er habe den ersten Abschnitt, die *Knaben*erinnerungen, vollendet und sei mit dem zweiten, der das Wesen der deutschen Familie entwickle, beschäftigt; und am 12. Juli schrieb er wiederum an *Laube*: „Ich bin jetzt sehr eifrig in dem Aufsatze: ‚Die Jugend vor fünfundsanzig Jahren‘, da der erste Band der ‚Düsseldorfer Studien‘, wie ich das Buch nenne, binnen kurzem fertig sein muß. Der Stoff ist mir so angeschwollen, daß der Aufsatz noch über den ersten Band hinausgreifen wird. Wie gern hätte ich dabei fremden Rat und insonderheit Ihren! Ich rede viel von mir und meinem Individuellsten, scheue mich nicht, *Knaben*erinnerungen zu Markte zu

bringen, freilich immer in der Betonung, um nachzuweisen, wie die Weltgeschichte durch ein Individuum hindurchging; aber man kann doch leicht bei solchen persönlichen Sachen verleitet werden, lädiös und minutiös zu sein.“ An bedenklichen Beispielen dafür fehlte es ja dem 5 bekenntnisfrohen Zeitalter wahrlich nicht; Immermann selbst hatte sich als Satiriker mit ihnen befaßt: sowohl sein Tulifantchen wie die Emententia und der Buttervogel des „Münchhausen“ müssen Memoiren und Tagebücher schreiben. Von Halle aus, wo er, bei seiner Braut weilend, nicht die rechte Ruhe und Sammlung zu seiner Arbeit fand, zog sich 10 Immermann am 12. November 1839 für einige Tage nach Leipzig zurück, wo er in einem Gasthose den ersten Band glücklich zu Ende brachte. In der Folge erlebte der Dichter wenig Freude an seinem Werke. Der Verleger Campe ließ das Manuskript liegen, weil er den Inhalt zu ernst fand; er hätte gern noch die Kriegserinnerungen abgewartet und mit hineingenommen, Immermann aber bestimmte sie für den zweiten 15 Band, weil er durch eine Reise nach Belgien seinem Gedächtnis erst wieder nachhelfen wollte. Man wechselte unerfreuliche Briefe, und als im Sommer 1840 die ersten Aushängebogen anlangten, da wimmelten sie nicht nur von Druckfehlern (deren Zusammenstellung Immermanns letzte Arbeit an den „Memorabilien“ bildete), sondern sie deckten auch zu des Dichters begreiflicher Verstimmung ein höchst eigenmächtiges Vorgehen Campes auf, der den von ihm nach Immermanns Tode willkürlich „Pädagogische Anekdoten“ getauften Abschnitt vorher von Gutzkow im „Telegraphen“ hatte abdrucken lassen. Als der erste 20 Band (mit der Jahreszahl 1840) erschien, war sein Verfasser nicht mehr am Leben. Die vorliegende Ausgabe beschränkt sich auf die Wiedergabe dieses ersten, wertvollsten Bandes.

In dem der „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ vorausgeschickten Avisbrief spricht Immermann von dem „aufmerkenden Sinn“, 30 der sich früh bei ihm entwickelt habe, von seiner „Neugier, welcher das unscheinbarste Detail der Dinge nie zu geringfügig war“, und der Kraft seiner Beobachtung. Und derselbe Avisbrief enthält des Weiteren sehr einsichtige Bemerkungen über das Wesen der Geschichtschreibung und über die Unmöglichkeit historischer Objektivität. Der Dichter war 35 also zu seinem Unternehmen von Haus aus wohl berufen. Sein Schaffen hatte auch vorher schon viel Autobiographisches in offener oder verhüllter Darstellung gezeitigt. „Uhr und Lahn“ (1832), das „Reisejournal“ (1833), der „Blick ins Tirol“ (1833), die Beschreibung

der Fränkischen Reise vom Jahre 1837 sind einzelne Steine zu dem groß angelegten Bau der „Memorabilien“. Solche biographische Schriftstellerei bildete zu der poetischen für Zimmermann eine notwendige Ergänzung. Er äußert sich selbst darüber recht interessant in einem Briefe, worin er seine Braut über die Entstehung des „Reise-
5 journals“ aufklärt.

Auf der anderen Seite aber schwebten dem Dichter offenbar autobiographische Muster vor; wie er nach dem Vorbilde der im Jahre 1830 erschienenen „Tag- und Jahreshefte“ Goethes ziemlich umständliche Tagebücher führte, so lehnt er sich bei seinen „Memorabilien“, wenig-
10 stens im ersten Bande, unverkennbar an Goethes Lebensbeschreibung an, die er höchlich bewunderte: „An die Tätigkeit und allseitige Rezipitivität, die aus den Lebensannalen hervorleuchtet, kann unsereiner nicht von fern reichen“, bekennet sein Tagebuch einmal. Zu anderen
15 Stunden mochte er freilich im geheimen meinen, Goethe nicht nur zu erreichen, sondern gar zu überbieten; so verhalten sich die „Memorabilien“ zu „Dichtung und Wahrheit“ wie die „Epigonen“ zu „Wilhelm Meister“, wie „Merlin“ zu „Faust“. Im ersten Bande der „Memorabilien“ kommt Zimmermann Goethe wohl am nächsten. Die klare und
20 durchsichtige Darstellung, der Ernst und die Tiefe der Auffassung geben der „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ einen großen Goetheschen Zug. Das Programm, zu zeigen, wie die Geschichte ihren Durchzug durch den einzelnen Menschen hält, oder, wie David Friedrich Strauß es einmal ausdrückt, die Person einer Biographie als „sterblichen Durch-
25 gangsz- und Sammelpunkt der geschichtlichen Mächte“ hinzustellen, ist durchaus Goethisch. Wie der Verfasser von „Dichtung und Wahrheit“, läßt auch der der „Memorabilien“, der jenes Werk wiederholt „mit großer Andacht“ las und zu Goethes „reißten Schöpfungen“ zählte, zeitgeschichtliche Abschnitte mit genrebildlichen wechseln, wie jener
30 formt er den Stoff zuweilen novellistisch und gibt geradezu poetische Einlagen. Dazu kommt, daß das Familienleben in Zimmermanns Elternhause wirkliche Ähnlichkeiten mit dem am Hirschgraben zu Frankfurt aufweist, was der Verfasser der „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ besonders deutlich macht. Dem siebenten Buche von „Dich-
35 tung und Wahrheit“, der besten Zusammenfassung der deutschen Geistesgeschichte im achtzehnten Jahrhundert, sind Zimmermanns Abschnitte „Lehre und Literatur“ und „Fichte“ nachgebildet. Doch ist der Historiker Goethe zugleich immer sehr viel mehr Dichter als Zimmermann,

der seine pädagogisch lehrhaften Neigungen zu wenig bezähmt und oft nur beschreibend von den Dingen spricht, wo Goethe sie plastisch vorführt. Auch fehlt ihm die verknüpfende Hand, die den Stoff zu einem geschlossenen Ganzen bildet; sein Buch zerfällt leider, namentlich in
5 der zweiten Hälfte, in Einzel-Essays.

Ueberseits sind auf Zimmermanns selbstbiographische Darstellungen Heines „Reisebilder“ nicht ohne Einfluß geblieben, deren erster Teil 1826 erschienen und von ihm mit einer lobenden Anzeige begrüßt worden, deren dritter vom Jahre 1830 dem Verfasser der
10 „Memorabilien“ selbst gewidmet war. So ist z. B. bei dem Abschnitt „Lehre und Literatur“ auch an Heines „Romantische Schule“ zu denken. Endlich mag noch auf den Dichter der von ihm nicht geteilte unendliche Beifall gewirkt haben, den die geistreichen Plaudereien des im „Münchhausen“ parodierten Fürsten Pückler gerade damals allent-
15 halben fanden.

Daß Zimmermann in der Beschreibung seines Lebens nicht weiter gekommen ist, daß er namentlich seine Kriegserinnerungen und seine dramaturgische Tätigkeit nicht mehr hat erzählen können, bleibt sehr zu bedauern, denn der erste, einzig von ihm selbst herausgegebene
20 Band der „Memorabilien“ gehört zum Besten, was er geschrieben, zum Besten unserer biographischen Literatur überhaupt. Das Buch bildet einen sehr gehaltvollen Beitrag zur deutschen Kultur- und Geistesgeschichte und gleich den „Epigonen“ einen würdigen Vorläufer zu Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Auch
25 Zimmermann bietet nicht ein in sich geschlossenes Panorama, sondern nach individuellen Anlagen ausgewählte und behandelte „Bilder“. Weil er Preuße bis in die Knochen ist, schildert er speziell norddeutsche Verhältnisse, weil er im Begriff ist, sich selbst den Herd zu gründen, verweilt er besonders gern und ausführlich bei der „Familie“, auf der
30 der Staat vor allem beruhe, und etwas gezwungen mutet sein zum Schluß (S. 433 f.) unternommener Versuch an, die entrollten Einzelbilder als innerlich fest miteinander verknüpft zu erweisen.

Mit der sachlich-leidenchaftslosen Art Rankes, den er schon in seinen Anfängen außerordentlich schätzte, ist des Dichters eigene nicht
35 verwandt. Näher steht er dem gleichfalls hochgehaltenen Niebuhr. Als denjenigen Historiker, der ihm, von seiner Studentenzeit an vertraut, immer der nächste unter den römischen Schriftstellern geblieben sei, nennt er Tacitus, und gleich diesem verfolgt er, wie auch Fichte vor

ihm, als Historiker erzieherische Absichten. Mit Fichte und dessen beredt gewürdigten „Reden an die deutsche Nation“, berührt sich Zimmermann vor allem auch darin, daß auch er, gewiß nicht unbeeinflusst durch Hegel, von dem verschwommenen Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts und der selbst einem Staatsmanne wie W. v. Humboldt nicht fremden politischen Indolenz zum modernen Begriff des Staates, den er die „größte und vernünftigste Erscheinung“ nennt, fortgeschritten ist. Es begreift sich mithin, daß Treitschke sich zu Zimmermann so stark hingezogen fühlt wie zu Fichte. Alle drei aber sind sie auch gleichermaßen nicht frei von den Fehlern ihrer Tugenden. Trotz aller subjektiven Wahrhaftigkeit neigen sie alle drei als scharf ausgeprägte Willensmenschen und selbstherrliche Naturen zu einiger Einseitigkeit und Befangenheit, die sie verführen, die geschichtlichen Erscheinungen auch wohl unter dem vorgefaßten Gesichtswinkel persönlicher Prinzipien und Maximen zu sehen und demgemäß in ihrer Ausdeutung zu pressen. Zudem ist Zimmermanns historische Bildung nicht umfassend und ausgeglichen genug, um ihn vor willkürlichen Konstruktionen zu bewahren. So gut er z. B. Fichte als Menschen und Charakter vor uns hinstellt, so wenig wird er ihm als Philosophen gerecht, weil er bei zu scharfem Hinblick auf das Irrtümliche der „Wissenschaftslehre“ das Neue und Positive in diesem Werk übersehen.

Im Stil erinnert Zimmermann an Treitschke nur nach der Seite des Kernigen, Überzeugungstreuens. Von dem rauschenden Fluß klangvoller Perioden in den künstlerisch geschaffenen Werken des jüngeren Meisters finden wir bei Zimmermann wenig. So erfreulich die farbig lebendigen Schilderungen der Knabenzeit sich herausheben, im ganzen wird seine Sprache leicht hart und brüchig, sein parenthesenreicher Stil oft geradezu ungeschlacht; wie meist kommt auch hier das rein Künstlerische bei Zimmermann sehr zu kurz.

Studien enthält das Buch, von welchem hier der erste Teil
erscheint, Studien in einer Doktrin, in der niemand über
den Schüler hinauskommt. Diese Doktrin ist das Leben. Wie
das Leben mich an einzelnen Punkten berührte, besonders wie
5 Kunst und Wissenschaft sich mir in das Leben verschlangen, wollte
ich erzählen.

Die Gegenwart will Stoffes aller Art habhaft werden; gleich
dem Araber sitzt sie bei Sternenschein unterm Zelte und begehrt Erz-
zählung auf Erzählung. Möchte denn in der „Tausendundeinen
10 Nacht“ der „Bezüge, Zustände und Erinnerungen“ auch meinem
Geschichts- und Sittenmärchen hier und da jemand zuhören!

Ich stelle zuerst das Genrebild einer früheren stürmischen
Generation aus, welche nur noch in sehr gemilderten Über-
bleibseln vorhanden ist. Anreihen werden sich „Düsseldorfer An-
15 fänge“, „Dramaturgische Erinnerungen“ und vielleicht einige
Reisegeschichten.

Ich weiß nicht, was ich von dem Interesse dieser Mitteilun-
gen voraussagen soll. Eines aber kann ich versichern: daß mich
dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und stets leiten wird.
20 Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der böse Schaden eines gro-
ßen Theils des heutigen Schriftentums. Un Talent fehlt es durch-
aus nicht, an Wahrhaftigkeit vielen. Und dadurch ist der Stand
weit tiefer gesunken als durch den Umstand, daß kein deutscher
Fürst jetzt die Schriftsteller beschützt, kein Mächtiger sie fördert.
25 Alle Protektion neigt sich ihrem Ende zu, und jegliches, was da
ist oder sich vorbereitet, wird sich auf das Volk verlassen müssen,
natürlich auf das Volk im besten und höchsten Sinne. Dieses
Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophisten- und Sy-
kophantenkünste; es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeu-
30 gen der Wahrheit sind, ernste, einfache, unbestochene Zeugen. --

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren.

Erster Abschnitt.

Avisbrief.

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren! — Was heißt das? das soll die Jugend heißen und bedeuten, welche am vier- 5
 zehnten Oktober 1806¹ mindestens zehn Jahre und höchstens
 sechszehn Jahre alt war, welche also am dritten Februar 1813² die
 siebenzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen
 des Volks ausmachte. Man sieht aus der Nennung jener Tage,
 daß hier die Jugend von Norddeutschland gemeint ist. Denn am 10
 ersten wurde Norddeutschland umgeworfen und, soweit es den
 Fremden möglich war, in seinem Dasein zerstört; am zweiten
 aber begann der Wiederaufbau durch die Gesamtkraft der Nation
 in die Sichtbarkeit zu treten. Ich will unternehmen, zu schil-
 dern, wie und auf welche Weise die norddeutsche Jugend von den 15
 beiden Tagen, von dem, was zwischen ihnen lag, und von dem,
 was dem letzten unmittelbar folgte, berührt worden ist, welche
 Gestalt des Geistes und des Herzens ihr dadurch zukam, und in
 welchen Folgen sich diese Gestalt abdrucken mußte. Die Alters-
 grenzen habe ich darum so gesetzt, weil sie mir die natürlichen 20
 Scheiden zu sein scheinen, von welchen ab und bis zu welchen
 hin der Mensch seine bestimmenden Eindrücke empfängt. Denn
 mit dem zehnten Jahre etwa pflegt das Bewußtsein zu erwachen,
 und in den ersten Zwanzigen hat es sich am Vaterhause, an der

¹ Tag der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. — ² Tag des Aufrufs
 Friedrich Wilhelms III.: „An mein Volk.“

Schule, an der Universität und an den frühesten Berufsanfängen dergestalt entwickelt, daß die geistige Physiognomie zwar nachmals noch manchen Ausdruck empfangen kann, eigentlich sich zu verändern aber nicht mehr imstande ist. Die Züge stehen fest, und nur die Objekte wechseln noch, über welche sie später lächeln, zürnen oder ein stilles Nachdenken zeigen.

Was die jüngeren Kinder durch jene beiden Tage und durch das, was ihnen anhing, erfuhren, gab ihnen also wenigstens nicht den vollen Kernschuß der Eindrücke; und ein Gleiches läßt sich von den älteren Leuten der Periode behaupten. Bei den einen wie bei den anderen traf ihr Strahl entweder auf einen zur Empfängnis noch nicht vorbereiteten Punkt, oder er fand schon einen Widerstand in Ausbildung und Charakter vor, welcher die unbedingte Einwirkung des ganzen Zeitraums mannigfach spaltete und brach.

Daß aber der vierzehnte Oktober und der dritte Februar zusammengehören, wird der Geschichte wohl unverborgen bleiben zu sagen, wenn auch einige die Erinnerung an den ersten Tag unbequem finden. Diese verraten dadurch, daß sie von dem letzten ebenfalls nichts wissen oder nichts mehr wissen wollen. Denn eine glorreiche Erhebung fand nur statt, weil eine schmachvolle Niederlage vorangegangen war. Die also von der Niederlage zu hören tauben Ohren sind, legen Zeugnis ab, daß ihnen die Erhebung vorübergegangen ist wie etwa ein Sturm, vor dem sich der für seine Gesundheit besorgte Mann unter einem Wetterdache birgt. Am konsequentesten unter diesen verfahren denn auch diejenigen, welche die Jahre 1813, 1814, 1815 geradezu für schädliche Wetterereignisse ausgeben.

Für solche werden die nachfolgenden Blätter nicht beschrieben. Da wir nur durch jene Jahre als Deutsche vorhanden sind, so zeigen sie, daß sie an diesem Zustande nicht teilhaben wollen, sondern entweder überhaupt nur als sogenannte Weltbürger da sein oder sich bei andern Völkern naturalisirt haben wollen. Von diesen nenne ich, nicht in gehässiger Absicht, sondern bei-

spielsweise: Franzosen, Engländer, Russen; denn alle drei Völker sind wirkliche Volksindividualitäten. Ob die Wahlvölker nun solchen Übergängern das Naturalisationspatent auszufertigen geneigt sein möchten, ist eine Frage, auf welche nur die Ironie die verneinende Antwort in Zweifel stellen würde. Sonach wären die Gemeinten lediglich an das Weltbürgertum verwiesen, über welches die öffentliche Überzeugung sich dahin geeinigt hat, es für eine Negation, d. h. für ein reines Nichts, zu erklären. 5

Meine Darstellung wendet sich also an Deutsche, und denen will sie etwas erzählen oder in das Gedächtnis zurückerufen. Unter den Deutschen sind nicht etwa verschollene oder neu zu erweckende Altdeutsche verstanden, welche vielmehr auch schon der Geschichte und nicht mehr der Gegenwart, noch viel weniger aber der Zukunft angehören. Es hieße das recht eigentlich den Toten predigen wollen. Vielmehr verstehe ich unter Deutschen diejeni- 10 gen, die, von den Schauern der Weltgeschichte zwischen den sechs Strömen erschüttert, diese Schauer fromm nachfühlen und das Gebot der Weltgeschichte auszuführen sich bestreben, ohne dazu Abzeichen an Kappe und Kleid oder Stichworte in Rede und Schrift nötig zu haben. 15 20

Daß für diese eine Darstellung, wie ich sie vorhabe, von Interesse sein werde, sollte ich meinen, wosfern sie mir nämlich gelingt, wie ich wünsche. Denn der Gegenstand ist von der Art, daß er in Deutschland früher nie vorgekommen war und allem Vermuten nach kaum wieder vorkommen kann. Eine Napoleo- 25 nische Überziehung war unerhört und kann sich nicht wiederholen, sollte auch in späteren Zeiten ein neuer Eroberer auf eine neue Schwäche treffen, weil dann doch Held und Überwundene in andern Farben spielen werden. Nun brachte jene Tyrannei auch eine nie gesehene Wirkung hervor. Unsere Jugend ging vor der 30 Eroberung ihren mäßigen Lebens- und Bildungsschritt. Die Weltereignisse traten nicht an sie hinan; die Stille des Hauses umgab ihre ersten Entfaltungen; zugeschnitten war der Unter- richt, und dieser überlieferte sie nach gelindem Schäumen und

Brausen in den akademischen Jahren einem geordneten Berufe, in dem sie nun das wurden, was sie vorher verachtet hatten, nämlich Philister. Zwischen der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war bis dahin eine unübersteigliche Kluft befestigt ge-
 5 wehen. — Gegenwärtig lebt zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Vorstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben; allein sie empfängt dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorchnellen Reflexion,
 10 so daß zwischen ihr und dem Öffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedens-tage. — Ganz im Gegenteil zu beiden Zuständen sah die Jugend, welche beschrieben werden soll, ihrer ersten Blüte die furchtbarsten Erschütterungen in materiellster Ausdringlichkeit annahen,
 15 und wenige Jahre später hörte sie sich berufen zu dem Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes gibt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron und Vaterland retten zu helfen. Die Jugend vor der Eroberung war daher politisch null; die gegenwärtige Jugend ist im glücklichsten Falle
 20 (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch-kontemplativ; die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren war politisch leidend und handelnd, gewiß ein Phänomen, welches, nur einmal so vorgekommen und von den weitest greifenden Folgen gewesen, ernste Betrachtung verdient. Und was zu
 25 letzterer noch mehr auffordert, ist: die Jugend litt damals als Jugend, handelte als Jugend. Jugendstimmungen wurden angerührt und jugendliche Motive in Bewegung gesetzt.

Aber, wird man sagen, dergleichen Betrachtungen sind schon zum Übermaß angesetzt; bis zum Uebel ist von jener Zeit und
 30 von dem Antheile der Jugend an ihr geredet und geschrieben worden. Ich gestehe zu, daß der Gegenstand kein Modegegenstand mehr ist und manchem als sehr altfränkisch erscheinen mag. Aber die Mode bringt in solchen Dingen wenig mehr hervor als die Debatte der Parteien. Und so verhielt es sich auch hier. Wir

haben zwar viel gehört und gelesen, einestheils: Von frischer, freier, frommer, fröhlicher Jugend, vom Eichenwalde deutscher Jugend, von der Jugend Tugend und Zucht, von den Gebeinen der Jünglinge, die auf den Feldern von Groß-Görtschen modern; andernteils: Von überspannten jungen Menschen, von Dema- 5 gogen und Hochverrätern — ich erinnere mich aber keiner Darstellung, welche, wenigstens mit einiger Mühe und Sorgfalt, hinabgestiegen wäre in die Ökonomie des jugendlichen Geistes und Gemüthes jener Zeit und nachgewiesen hätte, was darin durch die Hand des Glendes und der Befreiung entwickelt oder zerrüttet, 10 zurechtgerückt oder verschoben worden ist. Entweder helles Licht oder finsterner Schatten! Ein Gemälde, worin beides harmonisch vermittelt wäre, worin die Farben an ihrem Orte ständen, kenne ich nicht. Und doch geschah an jener merkwürdigen Schicht der bürgerlichen Gemeinschaft, welche so viele der jehigen Vierziger 15 geliefert hat, also einen bedeutenden Beitrag zu dem eigentlichen Ernste und Grunde und Boden der Gesellschaft, das eine wie das andere: Aufbau und Zerstörung.

Nach ich vermesse mich nicht, eine vollständige Geschichte jener geistigen Erschütterung in offenen Seelen geben zu können. 20 Dazu habe ich zu wenig selbst erfahren, und vieles weiß ich nur von Hörensagen oder durch Kombination. Aber einige Materialien bin ich zu liefern imstande, und warum sollte ich mit denen zurückhalten? Früh entwickelte sich bei mir ein aufmerkender Sinn und eine Neugier, welcher das unscheinbarste De- 25 tail der Dinge nie zu geringfügig war. Diese Kraft der Beobachtung, welche man Kälte genannt hat, ergriff einige sonderbare und gewaltige Ereignisse, welche meinem jungen Auge nahe traten, durchdrang sie und folgerte aus ihnen sich Nahes und Verwandtes zusammen, bis mir ein Bild entstand, was meinem 30 Triebe nach Wahrheit genügte. Oft gab ich etwas wieder auf, aber nie für immer das, was meine Seele einmal wahrhaft berührt hatte, sondern nach Zwischenräumen des Vergessens sprang es von neuem hervor, meistens in gewandelter Umgebung,

unter dem Strahle eines anderen Lichtes. Wahrhaft glücklich habe ich mich immer nur gefühlt in der Betrachtung, zu der ich mit dem Vorahnen eines ewigen und göttlichen Zusammenhangs kam, weshalb ich sie auch um so schärfer und scheinbar chemischer
 5 anstellen durfte. Ich wußte ja, daß diese Scheidekünste mir das Wirkliche nur klar machen, nicht aber es auflösen würden.

Einer solchen betrachtenden Stimmung ist das Explodieren täglicher Vorfälle und Entschliefungen, wie es zum Teil das charakteristische Zeichen jener Zeit war, weniger gemäß; ich habe
 10 nicht mitgeturnt und nach dem Freiheitskriege keine überchwänglichen Reden gehalten, aber ich fühlte als Knabe die Not der Alten und lernte von dem Kriege wenigstens so viel kennen, um den Geist des Krieges im ganzen erraten zu dürfen. Man muß vielleicht nicht zu tief in den Dingen gesteckt haben, um die Dinge
 15 nachmals sanft und gerecht beurteilen zu können.

Ist es aber nicht vielleicht noch zu früh zu irgend einer Geschichtschreibung? Hat sich der Gewinn schon abgeklärt? Steht es schon fest, in welche Bahn Deutschland durch den Enthusiasmus der Kriegsjahre gekommen ist? — Ich will angeben, was
 20 mich zu der Hoffnung bewegte, daß wenigstens der Anfang gemacht werden könne, in einem anderen als im Parteisinne über jene Periode zu reden. Wir feierten im vorigen Jahre das Fest der Erinnerung an den Aufruf; ich war bei dem kölnischen und habe diesen Tag, als man es so von mir haben wollte, beschrie-
 25 ben.¹ Überall in den einigermaßen bedeutenden Städten Norddeutschlands fanden, wie das Datum für jedes Land gekommen war, Feste statt. Hätte das Volk sich noch in den Moment, der gefeiert wurde, mit seinen Empfindungen verwickelt betrachtet, so wären die Städte die Festgeberinnen gewesen. Nicht die Freiwilligen unter sich wären in den geschmückten Sälen zusammengekomen,
 30 sondern das Volk hätte den Freiwilligen die Feste gegeben.

¹ Zimmermann hat das „Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine, den 3. Februar 1838“ ausführlich geschildert in dem so betitelten Abschnitt des zweiten Theiles der „Memorabilien“.

Allein dem war nicht so. Nur an äußerst wenigen Orten fand eine Verbreitung und Erweiterung des Festes durch das Gemeingefühl der übrigen Menschen statt. Hamburg ist hier beispielsweise zu nennen und unter den kleineren Städten später Dortmund in Westfalen. Regel blieb jene Absonderung der 5
Feier, die sie zu einer Art von größerem Familienfeste machte, welches das Volk als durchaus wohlwollender, aber untätiger Zuschauer umstand. Irgendwo soll selbst das jüngere Geschlecht, aufgefordert zur Teilnahme, diese abgelehnt haben.

Da die Sachen sich so verhielten, so leuchtete ein, daß dem 10
Volke das, wovon es sich handelte, ein Abgetanes geworden war, und daß es mit keinem Affekte mehr an demselben als an einem fortzeugenden teilnahm. Gerade in einem solchen Momente aber soll die Betrachtung eines Ereignisses anheben. Die Gesamtheit lebt in den Folgen fort, ohne sich um die Ursache in Liebe oder 15
Haß zu bekümmern, wenigstens insofern man beiden Empfindungen eine gewisse Energie beimessen will. Nun legt aber jedes Faktum der modernen Geschichte zwei Stadien zurück, das mythische und das historische, worauf es in das dritte, in das der Geschichtsforschung, eintritt. Das mythische wird durchmessen, 20
wenn das Ereignis selbst erst noch zur vollen Evidenz gebracht werden soll. Da arbeiten alle Kräfte, die liebevollen wie die feindseligen; an Götter, Helden und Teufel knüpfen die Menschen ihre Vorstellungen, und selbst das Wunder wird nicht ver-
schmäht, wenn es geeignet scheint, hinzureißen oder zu schrecken. 25
Ist das Ereignis geboren und fangen die neuen Lebensformationen, die von ihm entsprangen, an, Bildung und Gestalt zu bekommen, dann wendet sich alle Kraft der Menschen auf diese und vernachlässigt, treu dem Gesetze, daß alle gesunde Tätigkeit sich nur in einer Richtung entladet, den Ursprung. Nun aber und 30
so lange jene Lebensformationen noch unvermischt aus der Quelle ihre Nahrung empfangen, ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Geschichte ihr Werk beginnen darf über den Ursprung, nämlich auszusagen, wie dieser Ursprung war, und was zu demselben

gehörte. Noch ist die Erinnerung frisch; der Löwe, der durch die Welt ging, ist zwar dem Auge verschwunden, aber in jedem Körnlein des gelockerten Bodens, welcher seine Spur empfing, in jedem gebeugten oder zerknickten Gräslein ist doch der Abdruck
 5 noch scharf und vollkommen; die Erfolge reden noch ein unverworrenes Zeugnis. Aber nicht lange, so verschlingt sich das Leben wieder taujendfältig, andere Löwen laufen über die alten Spuren, und man weiß nun nicht mehr, welches die neue Fährte ist und welches die alte, die Erfolge metamorphosieren sich oder,
 10 was schlimmer, sie verstümmeln einander gegenseitig. Da ist es mit der eigentlichen Geschichte vorbei, und das Stadium der Geschichtsforchung ward betreten. In diesem werden die sogenannten verschiedenen Standpunkte genommen, von deren einem z. B. Philipp der Zweite als ein blutdürstiger Tyrann, Elisabeth als
 15 eine neidische Kofette, von deren anderem dieselben als gerechte Regenten erscheinen; oder es trifft sich auch wohl, daß die ganze historische Arbeit nur Kritik, Urkunden- und Zeugenforschung wird. — Möchte, um bei einem vaterländischen Gegenstande einen vaterländischen Wunsch im Vorübergehen auszusprechen,
 20 bald ein eigentliches Werk über Friedrich den Zweiten erscheinen, nämlich ein historisches Kunstwerk, zu welchem sonst vielleicht schon bald die rechte Zeit entchwunden sein dürfte!

Das Ereignis, welches 1813 für uns in die Wirklichkeit treten wollte, war, daß die Deutschen, und zwar zuerst die Nord-
 25 deutschen, eine Nötigung ausführten, ein Volk zu sein, nachdem sie lange nur ein Konglomerat von Haushaltern, Gelehrten, Dienenden oder Befehlenden gewesen waren. Sie empfanden diese Nötigung nicht in einem Anfalle von Verzweiflungskrämpfen, ähnlich denen der Numantiner¹ oder der Karthager nach dem zweiten Punischen Kriege, sondern sie warteten eine über alle Maßen
 30 fürchtbare Kalamität ab, welche einen nur etwas mittelmäßigen Feind kaum noch zu besiegen übrig gelassen haben würde

¹ In den Jahren 143—133 v. Chr.

und selbst einen so großen dergestalt gelähmt hatte, daß der ganz unglückliche Ausgang des Kampfes kaum denkbar war. Von dieser Seite hat man die Begebenheiten sogar herabzusetzen gesucht, und mir scheinen sie doch deshalb eben erst recht menschlich und echt in unserem Sinne zu sein.

5

Denn an die Taten der Völker ist ein anderer Maßstab der Größe zu legen als an die Handlungen Einzelner. Es mag erhaben sein von dem Einzelnen, sich mit einem Schiffe in die Luft zu sprengen; des Volkes erste Pflicht aber ist, wenn es zum Leben wieder erwacht, an sein Leben zu glauben, deshalb also überzeugt zu sein, daß keine Unterdrückung es austilgen könne, es für sein höchstes, ja für sein einziges Gut zu halten und in diesem Sinne es und sich zu bewahren. Ein Volk, welches diese Pflicht erkennt, wagt sich nicht in den sogenannten Kampf auf Tod und Leben, sondern weiß, bis der rechte Augenblick kommt, zu dulden. Nur zerrüttete Nationen spielen um ihr Dasein. Die Folgen belehren. Spanien hat an fanatischem Heldenmuth Deutschland übertroffen; schwerlich möchte etwas aus unserer Kriegsgeschichte der Verteidigung von Saragoſſa¹ an die Seite zu setzen sein, und dennoch hat das Land während eines Vierteljahrhunderts nach erlangtem sogenanntem Frieden nicht zur sozialen Gestaltung durchbringen können. Den Polen wird man wohl den Ruhm der Tapferkeit nicht bestreiten können, und dennoch sind sie weit weniger dem Schwerte der Russen als vielmehr dem Umstande erlegen, daß die alten Sünden des Reichstages von neuem wieder auftauchten, daß das Volk bei jedem Unfall an gar nichts anderes zu denken wußte als an Verrat, und daß sie in neun Monaten zehn Diktatoren, Präsidenten, Oberfeldherren hatten. Wäre es den Polen verliehen gewesen, den Sinn ihres Nationalliedes² sich tragisch-leidend innerlich auszudeuten, so würden sie wenigstens ganz anders stehen, als wie sie jetzt zu stehen gekommen sind. Jedes Volk hat seinen Charakter, und nach dem

10

15

20

25

30

¹ Die Stadt erlag im Februar 1809. — ² „Noch ist Polen nicht verloren!“

lebt es und stirbt es; deshalb sollen keinem schulmeisterliche Rat-
schläge, insbesondere nach einem großen Unglück, gegeben werden,
nur ist auch der deutsche Sinn nicht herabzusetzen darum, weil
er sich in anderer Weise als der anderer Völker zu dem wichtig-
5 sten Entschlusse ermannte.

Als dies geschehen war, fühlten die Deutschen sich in keiner
Einheit durch einen großen Herrscher oder einen Feldherrn gleich
dem des Feindes. Sie empfanden, daß ein Zweck des Kampfes
die Erhaltung oder Herstellung des germanischen Königtums sei,
10 jedoch als Spitze und Gipfel des Volksdaseins, und sie wußten,
daß sie zuletzt doch nur auf sich als Volk beruhten. Das Volk
also regierte in jener Zeit, wie Niebuhr richtig in einem seiner
Briefe gesagt hat; die Hingebung des Einzelnen an das Ganze
war grenzenlos. Die Tat, welche alle folgenden einleitete, ge-
15 schah ohne Befehl und auf eigene Verantwortung; ein stilles
Gefühl großer gemeinsamer Verschuldung heiligte den Kampf,
hielt hier Grausamkeiten gegen die überwundene Partei im eige-
nen Bufen des Vaterlandes zurück (denn einzelnes, was da-
gegen vorfiel, kommt nicht in Betrachtung), brachte dort den
20 Sinn hervor, daß es weniger darauf ankomme, immer zu siegen,
sondern mehr darauf, immer zu sein, wo der Feind war, um sich
mit ihm zu messen. So schienen selbst verlorene Schlachten
Ehren, und so konnte, einig mit diesem Sinne und von ihm ge-
tragen, derjenige erstehen, welcher der eigentliche Held jener Tage
25 geworden ist. Der Gewährsmann, den ich nannte, sagt in einem
Briefe vom 16. Juni 1813: „Es ist lange nicht genug, zu sagen,
daß unsere Armee mit beispiellosem Heldenumut gefochten hat,
sondern, um für sie die tiefe Achtung zu empfinden, welche sie
verdient, muß man wissen, daß sie nicht allein unbedingt unter
30 die Gewalt fremder Feldherrn, die ihren früheren Ruhm nicht
behauptet haben, gegeben war und also das Opfer ihrer Fehler
und Ungeheuerlichkeiten ward, sondern daß es ihr selbst an oberer,
erfahrener und geschickter Leitung in ihrem eignen Umfange
fehlte. Selbst weiter hinunter fehlte es den besten Offizieren

bald an Erfahrung, bald an kaltem Blute; sie haben ihr Leben verschwendet. Aber mit allem dem hat der verhältnismäßig kleine Haufen unserer Armee, immer nur teilweise von unseren Verbündeten unterstützt (doch ist gerecht zu sagen, daß, wo russische Divisionen herankamen, sie immer äußerst gut geschlagen haben, nur nicht mit Begeisterung), gegen eine für uns ganz ungeheure Übermacht, weil jeder gefochten hat, als ob alles auf ihn ankäme, Dinge getan, die man für unmöglich halten möchte. Bataillons, denen fast alle Offiziere erschossen oder verwundet waren, haben mit größter Ordnung fortgefochten. Dabei ist die Geduld, die stille Resignation, die Früchte ihrer Taten ohne Ursache vergehen zu sehen, die Sittlichkeit, die Ordnung der Armee — kein einziges Exempel von Erzeffen wird erwähnt, kein Soldat hat auf dem Rückzuge marodiert — so erhebend, daß man vor dieser Armee Ehrfurcht haben muß.“

Dieser gerechte und mäßige Krieg, welcher dadurch groß war, daß er keiner eigentlichen Größe eines Einzelnen bedurfte, sondern viele sonst geringe Menschen trieb, an ihrer Stelle groß zu handeln, hat nun folgende Gestalt der Dinge hervorgebracht. Zuvörderst läßt sich die Trennung, welche allerdings noch zwischen den deutlichen Volksstämmen in manchen Dingen besteht, mit dem früheren Haß, Hader, Spott und Schimpf nicht vergleichen. Das Gefühl der germanischen Einheit ist ohne Zweifel größer geworden. Es würde z. B., wie ich glaube, keine Freude in Norddeutschland ausbrechen, wenn man dort vernähme, der Feind stehe in München oder in Wien, und so umgekehrt. Die häuslichen Beziehungen, welche die Deutschen über ihre lange Nichtigkeit hinüberkullten, sind in einer großen Umbildung begriffen; vielfach ist ausgesprochen worden, daß auf der Familie der Staat beruhe, und man fängt an zu merken, daß dieses Wort auch in die That schon einigermaßen überging. Ganz beschäftigt sich fast keiner mehr bloß mit sich und seinem Vergnügen, sondern etwas ein jeder mit dem Öffentlichen und Allgemeinen. In der herrschenden Leidenschaft, Monumente zu setzen, selbst bis

zu Hermann dem Cherusker¹ hinauf, den Bauer und Bürger doch nur durch die Vermittelung der Gelehrten kennen, flammt der Drang des Volkes, mit seiner Geschichte wieder anzuknüpfen. In der nicht minderen Begier, Affoziationen aller Art zu knüpfen, ist der Lebenstrieb neuer gesellschaftlicher Bildungen tätig. Diese Affoziationen beschränken sich nicht auf das einzelne Land, sondern greifen vielfältig über die Grenzen hinüber, werden also ebenfalls zu einem Bindemittel. Die Gelehrten haben aufgehört oder hören auf, eine vom Leben zurückgezogene Priesterkaste zu sein. Ganz antiquiert ist die Meinung, es könne jemand im Besitze von Zeichen und Wundern sein über Dinge, die allen nützen. Das Königtum wollen alle, die Republik nicht einer. Die Fremden wünscht niemand in das Land herein; selbst die Hambacher² haben sich gegen die Unterstellung eines solchen Wunders verwahrt. Man will aber die Majestät binnen der Schranken, binnen welcher sie, wie man glaubt, allein Majestät bleibt, und über welche hinaus (so glaubt man) sie eine Art erhabener Klopffechtere³ wird. Gewaltjam ist einigen Regenten ein veränderter öffentlicher Zustand abgedrungen worden; an anderen Orten hat der bestehende zu heftigen Reibungen zwischen Fürst und Volk geführt. Das Schlimmste aber, was aus solchen Dingen entsprang, war etwa ein Aufruhr, der von einer Revolution auch keine Farbe trug. Das neueste Ereignis dieser Art³ bewegt sich bis jetzt ganz auf dem Boden des Rechts und Geistes. Politische Sympathien haben unter den Deutschen begonnen, zwar noch schwach, aber doch regsam. Sie richten sich fast nie auf eine Schilderhebung für die oder die Partei, sondern, wie recht ist, meistens auf einen einzelnen Akt, über den man sich freut oder entrüstet. Was endlich den Wehrstand betrifft, so ist dieser

¹ Das Kolossaldenkmal des Arminius auf der Grotenburg bei Detmold (von Ernst von Wandel ausgeführt) besteht erst seit dem Jahre 1875, doch wurde schon seit dem Ende der dreißiger Jahre dafür gesammelt. — ² Zu Hambach in der bayerischen Pfalz fand am 27. Mai 1832 das berühmte demokratische Fest „zur Anbahnung der Wiebergeburt Deutschlands“ statt. — ³ Gemeint ist wohl der Hannoverische Verfassungskonflikt vom Jahre 1837, in dessen Gefolge die bekannten „Göttinger Sieben“ wegen Verweigerung des Hulbigungseides ihre Professuren einbüßten.

populärer geworden, am populärsten im größten norddeutschen
Kriegesstaate. Die Eifersucht auf diesen, auf Preußen, und der
Haß gegen dasselbe — einige Zeitlang der freßende Krebs deut-
scher Verhältnisse, da jener Staat nun einmal durch die Geschehnisse
bestimmt ist, nächster Schirmvogt der einen Hälfte unseres Vater- 5
landes zu sein — war eingeschlummert und hatte sich in Nord-
und Mitteldeutschland zu Achtung und Wohlwollen umgewan-
delt, wie meine Erfahrung mich selbst auf einer Reise lehrte, die ich
vor drei Jahren durch jene Gegenden machte. Neueste Ereignisse¹
haben hierin etwas geändert; über sie urtheile ich nicht, folgend 10
meinem Grundsatz, von nichts zu reden, als was mir abgeschlos-
sen zu sein scheint, und nicht wissend, ob sie und ihre Folgen
zu den Zwischenfällen oder zu den Katastrophen gehören.

An den materiellen Tendenzen nimmt Deutschland, so weit
es vermag, beiferten Anteil. Von ihnen ist am schwersten zu 15
sprechen. Gewiß wird kein tieferes Gemüt für die Eisenbahnen
als solche und den Dampf, wenn er weiter nichts ist, und für die
Maschinen, wenn sie nur klappern, den Säckel eines Gewerbs-
mannes zu füllen, sich erglühet fühlen. Gewiß ist ferner, daß
durch jene Tendenzen in vielen Menschen eine gewisse Verjan- 20
dung entstand und eine Trocknis der Seelenkräfte. Gewiß ist
aber auf der anderen Seite auch, daß sie hervorgehen nicht aus
einer Täuschung, sondern aus einer Wirklichkeit, daß sie außer
dem Geleite phantastischer Einbildung im strengsten Gefolge der
Wissenschaft einherstreiten, und daß nicht einzelne Projekten- 25
macher zu ihnen anführen, sondern daß die größere Hälfte der
Gesamtheit in ihnen mehr oder minder lebt und webt. Sonach
sind alle Kennzeichen vorhanden, daß eine der großen und not-
wendigen Evolutionen des menschlichen Geistes im Werke sei.
An der Natur wird dieses Werk unternommen. Dem Altertume 30
war sie ein Göttliches, dem Mittelalter ein Magisches, und der

¹ Zimmermann denkt wohl besonders an die im November 1837 erfolgte
Verhagung des Kölner Erzbischofes von Droste zu Vischering infolge eines Streites
mit der preußischen Regierung über die gemischten Ehen.

neueren Zeit scheint sie ein Menschliches werden zu sollen. Deshalb gebar sie dem Altertume die Schönheit, dem Mittelalter die Furcht Gottes und den christlichen Spiritualismus, und der neueren Zeit wird sie gewiß auch ein lebensfähiges, gliedmäßiges Kind gebären. Dessen Geschlecht und Gaben zu bestimmen, mögen Traumdeuter und Astrologen sich abmühen, und diese können um so dreister reden, da die Frucht vermutlich noch lange in Schoße der Mutter bleibt und die Wahrsager daher bei eigenen Lebzeiten schwerlich Lügen gestraft werden. Ich für meine Person weiß davon ebensowenig zu sagen, als ich, wenn ich Gutenberg seine hölzernen Tafeln hätte schneiden sehen, imstande gewesen wäre, vorher zu verkündigen, daß die Presse dereinst den Thron der Bourbonen¹ umstürzen würde, nachdem er durch ein historisches Wunder wieder aufgerichtet worden war. Gut aber ist es, daß auch Deutschland sich in die Strömung, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte, mit seinen Kräften warf.

Dieses ist der Zustand der Dinge. Wie man ihn nennen will, gilt gleich; ich glaube aber nicht, daß man die Züge übertrieben oder in das fälschlich Schöne verzogen schelten kann. Mit Willen habe ich nur die größten Linien entworfen, gleichsam mit Frakturchrift geschrieben, um eben nur das Unzweifelhafteste auszusprechen, welches aufhört, sobald die feineren Nuancen beginnen.

Neben jenen Lichtern dunkeln freilich auch tiefe Schatten. Der trübste ist, daß Deutschland noch immer des rechten, vollen Selbstvertrauens entbehrt. — Dreißig Millionen Menschen fürchten! — Das allgemeine Selbstvertrauen fehlt aber oder ist noch nicht so stark, wie es sein könnte, weil der Einzelne sich nicht genugsam zu vertrauen weiß. Noch immer, wenn auch schwächer als früher, regt sich die alte Wut, zu dienen, sich wegzuzwerfen und ein abgeleitetes Dasein zu leben statt eines eigenen. Der Deutsche hat aber recht eigentlich die Bestimmung, sich in seinem innersten Kerne zu begreifen, verstehen zu lernen, wozu ihn Gott

¹ Durch die Julirevolution des Jahres 1830.

und die Natur haben wollten, und nur in dieser Gestalt anzuknüpfen mit einem fremden Willen. Das ist nach meiner Meinung der wahre Begriff germanischer Freiheit, welche nicht mit wütenden Rotten durch die Straßen läuft, sich selbst ausrufend, sondern der Gewalt eine unsichtbare und stumme Schranke entgegensetzt. Diese germanische Freiheit ist nur in England bis jetzt zum Vorschein gekommen und auch da unvollständig, gebrochen, anfangs durch die normännische Eroberung, später durch den erwachten Merkantilismus. Es fehlt aber viel, daß sie bei uns im Vollen und Ganzen bestände. Würde sie einmal mehr durchdringen, so würde dann der wahrhaft germanische Staat erwachsen sein, der vollkommenste der neueren Zeit, weil wenigstens die Mehrzahl seiner Bürger ihm angehören würde, nicht durch die niederen Triebe der Natur, sondern durch das Beste im Menschen, durch das, was man seine geistige Person nennen kann.

Daß der Zustand, wie er in seinen allgemeinsten Merkmalen angegeben worden ist, aus der Niederlage von 1806 und der Erhebung von 1813 entsprang, wird man nun leicht einsehen. Denn seine guten Seiten beziehen sich sämtlich auf das in den Zeiten der Not wiedererwachte Volksbewußtsein; die Verarmung und das materielle Unwohlsein während der Unterdrückung hatte die Sehnsucht nach einem reichlicheren Wesen geschärft, und dieses wird zunächst durch die materiellen Tendenzen angestrebt, so daß daher auch sie, wenigstens in der Gewalt, mit welcher sie herrschen, als Folgen der Vergangenheit erkannt werden dürfen. Der Schatten aber ist ebenfalls aus dem Schatten geboren, welcher über dem Freiheitskampfe lastete. Dieser war das historische Unglück, daß nicht Deutsche allein die Rettungsschlachten schlugen, sondern daß der Kampf eine gemischte Natur hatte.

Noch also ist die Spur des Löwen sichtbar¹; wenigstens wie die Sonne, wenn Wolken am Himmel sind, würde vielleicht Sancho Panja² hinzusetzen. Aber wie bald kann sich das ändern,

¹ Vgl. oben, S. 231, 3. 1. — ² Der berühmte Snappe des Don Quixote.

wie bald können neue Ereignisse unserm ganzen Sein durchaus neue Zutaten geben! Wer seine eigenen Augen nicht verschließen will, muß einsehen, daß das Schicksal Frankreichs auf zwei Augen steht und daß der junge Herzog von Orleans, wenn Ludwig Philipp nicht mehr ist, eine unlösbare Aufgabe hat. Man sagte noch vor kurzem, daß die Schüsse auf den König eben bewiesen, welche Festigkeit der Julithron gewonnen habe. Jetzt errichten vierhundert junge tollkühne Menschen Barrikaden in der Hauptstadt, das Volk sieht zu, die Nationalgarden kommen zögernd und in schwacher Zahl, die Auführer sterben, ohne zu beichten, und noch in den Zügen der Toten prägt sich Troß und Verachtung aus. Was wird man nun sagen? Welchen neuen Vorwand der Beichwichtigung wird man nun ersinnen? Ist es denn überhaupt nach der Natur der menschlichen Dinge denkbar, daß das Volk, welches doch dort unleugbar einen König gemacht hat, in zwei Menschenaltern vergessen werde, es habe sich den König eigentlich nach seinem Bilde machen wollen?

Ich werde in meine Schilderungen viel Individuelles verweben, werde mich sogar nicht scheuen, mit Knabenerinnerungen zu beginnen. — „Memoiren also!“ — Nicht so ganz. Mein Leben erscheint mir nicht wichtig genug, um es mit allen seinen Einzelheiten auf den Markt zu bringen; auch habe ich noch nicht lange genug gelebt, um mir den rechten Überblick zutrauen zu dürfen. Ich werde vielmehr nur erzählen, wo die Geschichte ihren Durchzug durch mich hielt. Da aber werde ich auch Kleines und anscheinend Geringfügiges nicht verschmähen; denn die großen Ereignisse entspringen zwar nicht selten in einem großen Haupte oder Herzen, ihren Leib aber bekommen sie immer nur aus den Elementen und deren Infinitesimaltheilchen.

Daß der Rhapode sich auf diese Weise zum Mittelpunkt seiner Erzählungen mache, scheint mir erlaubt zu sein. Es wäre schon nicht übel, wenn der Darsteller einzelner historischer Tatsachen angäbe, durch welche persönlichen Motive er sich mit seinem Stoffe wahlverwandt gefühlt habe. Dadurch würde die Geschicht-

schreibung offener den Charakter geistiger Konfessionen bekommen,
 und keine ist etwas anderes. Nur müßte dies freilich mit mehr
 Wahrheit und Freimut geschehen, als es Sallust getan hat.
 Eine objektive Darstellung im strengen Sinne des Wortes gibt es
 gar nicht. Die Sache ist vielmehr die. Es gibt objektive und 5
 subjektive Zeiten, d. h. solche, in welchen eine große Menge
 Menschen in gewissen Lebensveranstaltungen oder Überzeugungen
 übereinstimmen, und solche, worin das Gegenteil stattfindet,
 worin nur das Individuum für sich da ist. Goethe hat auf die-
 sen Unterschied in den Gesprächen mit Eckermann scharfsinnig 10
 hingewiesen und nur darin geirrt, daß er sich selbst für eine ob-
 jektive Natur hielt, während er doch nur die auf die Spitze ge-
 triebene Subjektivität des achtzehnten Jahrhunderts in sich zur
 höchsten Blüte zu bringen wußte, und alle Stoffe, die, wie z. B.
 „Egmont“, in ihrer Großheit seiner Subjektivität nicht zusagten, 15
 umbrechen mußte, um sie behandeln zu können. Merkwürdig
 sind in dieser Beziehung die Geständnisse über seine Beschäfti-
 gungen während der großen Entscheidungen des Vaterlandes,
 aus welchen man ihm mit Unrecht einen Vorwurf erhoben hat.
 — Gegenwärtig leben wir in einem Übergange von der subjek- 20
 tiven zur objektiven Periode; die Zeit, von welcher geredet wer-
 den soll, gehört noch ganz der ersten Richtung an.

Bei einem allgemeinen Sitten- und Charakterbilde, wie ich
 es zu geben versuchen werde, ist es nun sogar notwendig, von
 der Person des Zeichners auszugehen, wenn es die rechte Wahr- 25
 heit erhalten soll. Der Held, der Kriegeszug, die Friedensunter-
 handlung ist durch Abhörung von Zeugen oder Einsicht der Ur-
 funden noch allenfalls herzustellen. Dagegen lernt man die Sitte,
 Stimmung und Strömung einer Zeit nur dadurch kennen, daß
 man mit ihr lebt, und auf die Weise lernt man sie kennen, wie 30
 man mit ihr zu leben wußte. Sie ist wie die Harmonie von
 Blättergesäusel, Blumennicken, Lüfteziehen, Nachtigallenschlag
 und Getöse fern arbeitender Menschen an einem Frühlingstage;
 oder von Meereswogen, Mönwenschrei und Vorüberfahren ein-

jamgepannter Segel am Strande, etwas Unendliches, Zerrinnendes, ewig sich Wandelndes, welches nur in den Organen des Beschauers Abschluß und Umrahmung erhält. Hier ist also die subjektive Darstellung die beste, weil sie die ehrlichste ist.

5 Knabenerinnerungen.

Ich bin in einer Familie erwachsen, welcher von väterlicher Seite her zwei große Gestalten der Vergangenheit in höchstem Glanze vorgeführt wurden. Wie andere Kinder mit Märchen gespeiset werden, so wurde mein frühestes Denken und Fühlen
10 durch das Gedächtnis an sie ernährt — vielleicht war es eine zu strenge Nahrung für das unreife Alter.

Die erste jener beiden Gestalten war Gustav Adolf, König von Schweden. Eine glaubwürdige Familientradition, die mein Vater in seinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, besagte, daß
15 Peter Immermann, Sergeant in der Armee des großen Schwedenkönigs, der erste des Namens in Deutschland gewesen sei. Er hatte bei Lüben mitgefochten „für teutsche Gewissensfreiheit“, wie im Hausbuche steht, was da vor mir liegt, war in Deutschland geblieben, hatte eine durch den Dreißigjährigen Krieg wüst-
20 gewordene Bauerstelle im Dorfe Etgersleben unweit Magdeburg in Besiz genommen, eine Bäuerin namens Ilse geheiratet und war so der Stammvater der Familie geworden, welche sich dann durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis sie in meinem Vater zu einem nach dem
25 Maßstabe früherer bescheidenerer Zeiten hoch geschätzten Ansehen gelangte. Er war königlicher Rat und stand bei der magdeburgischen Kriege- und Domänenkammer.

Es ist nicht wahr, daß nur der Adel sich etwas auf seine Ahnen einbilde. Bürgerfamilien sind ebenso stolz, wenn sie unter
30 ihren Vorfahren jemand wissen, der den Stammbaum verherrlicht, sei es auch nur dadurch, daß sein Name mit irgend einer großen oder gerühmten Begebenheit in Zusammenhang steht.

Eine sehr natürliche und lobenswerte Neigung im Menschen, der Keim des Staats und alles politischen Lebens. Jener alte Schwede, von dem sonst nichts weiter bekannt war, erhielt sich in der Familienerinnerung als eine respectable Figur; mein Vater erzählte mit Behagen, daß er einstmalß jüngere Vettern mit nach Etgersleben hinausgenommen, ihnen das Stammgut der Familie gezeigt und sie veranlaßt habe, den Hut vor dieser Solstätte abzunehmen. Über die problematische Natur des Erwerbstitels wurde hinweggesehen; keine Kritik nagte an der Rechtfertigkeit des Besizes. Das Gütchen war übrigens längst in andere Hände übergegangen, und ich habe es nie zu Gesicht bekommen.

Judeffen bedurfte denn doch der schwedische Sergeant eines Heros, von dessen Strahlen er erst sein rechtes Licht zu empfangen hatte. Und dieser konnte kein anderer sein als Gustav Adolf. Mein Vater nannte ihn nie anders als den Erretter Deutschlands. Viel wurde von ihm erzählt; der Dreißigjährige Krieg ging für uns eigentlich nur bis zur Schlacht von Lützen; über allen Zweifel erhaben war es, daß den König eine meuchelmörderische Kugel getroffen hatte¹, was denn unseren Haß gegen die Liguisten, der ohnehin schon nicht gering war, nur schärfer konnte. Wie die Leiche des Helden nach Weißenfels geschafft worden, wie die Königin sie dort mit Tränen beneßt habe, das und mehr dergleichen stand so vor mir, als wäre ich dabei gewesen. Die Drenstiernas² hörte ich erst weit später nennen, und sie konnten mir nach einem solchen Vorgänger wenig Interesse abgewinnen.

Die andächtige Verehrung des großen Schwedenkönigs fand in meiner Vaterstadt außerdem einen fruchtbaren Boden, in

¹ Das historisch durch nichts begründete Gerücht, der Herzog Franz Albert von Lauenburg habe den König im Schlachtgetümmel hinterrücks erschossen, hat Conrad Ferdinand Meyer in seiner Novelle „Gustav Adolfs Page“ behandelt. — ² Der schwedische Reichskanzler, der nach Gustav Adolfs Tode die Regierung leitete, und sein Sohn, der Schweden bei den Verhandlungen des Westfälischen Friedens vertrat.

dem sie nachhaltig treiben konnte. Eine Stadt verschmerzt ihre Zerstörung in anderthalbhundert Jahren nicht. Tilly und der Teufel galten in Magdeburg ungefähr gleich viel; Katholische und Kaiserliche kamen dicht hinterher. Rathmanns¹ „Geschichte von Magdeburg“ ist das erste Buch gewesen, welches ich gelesen habe. Kam ich nun da an die Stelle, wo es heißt, daß die Belagerer am 9ten Mai 1631 zum Schein ihre Stücke aus den Schanzen, ihre Truppen von Gracau und Rothensee² abziehen, daß die Belagerten sicher werden, glauben, die Schweden rückten zum Entsatz herbei, und die vom Wachen und Postenstehen ermüdeten Glieder dem Schlummer hingeben, so ergriff mich die heftigste Beklemmung; ich hätte ihnen aus Leibeskräften zurufen mögen: „Wacht auf! Den Bösewichtern ist nicht zu trauen!“ Es half aber nichts. Wenige Seiten weiter waren die Kroaten, die Wal-
 15 lonen und Lombarden zur Hohenpforte und zum Schrotborjer Tore eingedrungen, mordeten und brannten. Dietrich von Falkenberg, der schwedische Kommandant, eilt fruchtlos dahin und dorthin, bis ihn eine Falkonettkugel niederstreckt. Nun beginnt der Greuel der Verwüstung, durch den sich die jugendliche Einbildungskraft hindurchwürgen mußte! — Tilly bekam es freilich darauf bei Leipzig, und im Dome sah ich noch seine angeblichen Stiefel hängen, mit Ketten umwunden; „aber was konnte das helfen, da Magdeburg bis auf den Dom, einige Kirchen und eine Reihe dürftiger Häuserchen am Fischerufer in der Nähe lag!“ wie
 20 ich jederzeit für mich, wenn ich diese graue Lektüre beendigt hatte, ergriffen und pathetisch sagte.

Blickte sich nun der Knabe in der Stadt um, so sah er den gewaltigen Dom mit seinen beiden majestätisch emporstrebenden Thürmen und im übrigen lauter Häuser, die wie geschnörkelte
 30 Kommoden dagegen ausfahen. Es war aber zu uns noch nichts

¹ Heinrich Rathmann, Superintendent zu Magdeburg, schrieb eine „Geschichte der Stadt Magdeburg“, die von 1800—1816 in vier Bänden erschien, eine „Kurze Übersicht der Schicksale Magdeburgs im 18. Jahrhundert“ (1801) u. dgl. mehr. —

² Dörfer bei Magdeburg.

gedrungen von gotischer, vorgotischer und späterer Baukunst aus den Zeiten des verderbten Geschmacks, wovon jetzt jedes Kind zu reden weiß. Wir dachten uns also bei jenem Kontraste auch weiter nichts, als daß die Kommodenhäuser nach dem Sturme 5 aufgebaut seien, und daß der Dom in seiner Pracht und Festigkeit selbst den verruchten Stürmern widerstanden habe. An dem fiel uns besonders auf, daß der Knopf des einen Turmes fehlte, während der andere doch noch ganz stattlich mit seiner steinernen Blume da droben unter den scharfen, hohen Himmelsklüften blühte. Wir mußten nun auch über den fehlenden Knopf, der 10 uns so in Verwirrung setzte, wie Kanten einst der Defekt am Rocco des gegenüberliegenden Studenten¹, vernehmen, er sei ebenfalls von den Kaiserlichen in der Belagerung herabgeschossen worden.

Darauf bezog sich denn unser ganzes Interesse an magde- 15 burgischen Geschichten. Denn ich wußte zwar wohl, daß Kaiser Otto der Große die Stadt gegründet habe; ich fand zwar einst in einem alten staubigen Wandschrank hinter dem Sofa in meines Vaters Stube, als dieses Möbel einer Reparatur wegen abgerückt wurde, zwischen Müll und Moder eine Reihe wegge- 20 stellter Folianten und Quartanten in Schweinsleder, unter den Quartanten einen, der ganz gelbbraun aussah und der „Löblichen uralten Stadt Magdeburgs Privilegia“ enthielt, und in diesem gelbbraunen Quartanten den deutsch übersetzten Gründungs- und Freiheitsbrief Ottos vom siebenten Tage des Brach- 25 mondes Jahres 940, worin der Kaiser „den werthen Sachsen, die ihm fürgeleget, wie sie sich in Gottes Frieden zusammenhalten und eine Stadt befesten wollen“, erlaubt, „zu bauen und zu befesten und einen Markt zu hegen nach alter Weise, als Markt- 30 recht von Alters gestanden hat, auch ewigen Frieden zu haben in der Stadt, welche sie Magdeburgs genannt haben“. Ich sah des Kaisers steinerne Bildsäule zu Pferde, Krone auf dem

¹ Bekannte Anekdote.

Haupte, Zepter in der Hand, Mantel um die Schultern, unter ihrem Schirmdächlein auf dem Alten Markte stehen, hörte, daß von der Bildsäule aus alle Landstraßen gemessen würden, die in der Stadt zusammenstießen, und wußte, daß die Fischhändlerinnen, die dort mit ihren großen Bütten und Mulden in reichlicher Zahl ausstanden, dem Kaiser als ihrem Patrone noch alljährlich am Sonnabend vor Pfingsten grüne Maien als Zoll der Verehrung an das Postament steckten und ihm ein Frühstück servierten; auch sah ich ihn mit seiner Editha in weißem Marmor hinter erzgetriebenem Geländer im Chore des Domes liegen, wenn wir uns, während der Gottesdienst zu Ende ging und die Gemeinde die Kirche verlassen wollte, dort einschlichen. Aber Privilegienbrief, Bildsäule und Grabmal blieben doch nur Papier, Erz und Stein; der weggeschossene Turmknopf, die Kommodenhäuser und Rathmanns Bericht von den Greueln der Zerstörung gehörten allein zu der Geschichte, die sich um den schwedischen Stammvater und seinen König drehte.

Die zweite große Gestalt, von der ich reden hörte, war Friedrich der Zweite. Mein Vater hatte im Jahre 1750 das Licht der Welt erblickt, sich erst als Fünfundvierziger verheiratet, und so kam es, daß ich von jemand abstammen konnte, der mir aus eigenem Gedächtnisse erzählte, daß die französischen Husaren vor der Schlacht bei Roßbach in das Magdeburgische gestreift und bei dem Anblicke der großen Salinentwerke um Salze¹ gerufen hätten: „C'est dommage!“ — nämlich, daß so schöne Anlagen nun auch bald zerstört und dem Boden gleich gemacht werden müßten. Wenn der Vater das erzählte, so spielte ein satirisches Lächeln um seine fein- und scharfgeschnittenen Lippen. Da er aber von Natur höchst ernsthaft war, so unterblieb jeder weitere Spott, und er fügte nur hinzu, jenes gutmütige Bedauern der französischen Husaren habe sich etwa Ende Octobers zuge- tragen, die Schlacht bei Roßbach sei aber am fünften November

¹ In der Nähe von Magdeburg.

vorgefallen und durch Seydlitz in einer halben Stunde entschieden gewesen. Rossbach und die Franzosen und Seydlitz gehörten hiernach in der Vorstellung der Kinder untrennbar zusammen. Bei der Gelegenheit war auch von der Reichsarmee die Rede, auf welche jedoch nur die bekannte spöttliche Bezeichnung¹ verwendet wurde. Jedoch nicht von meinem Vater, der zwar wohl in Familienbeziehungen ungeachtet seines martialischen Ernstes heiter zu scherzen wußte, nie aber sich Späße über allgemeine und wichtige Dinge gestattete, sondern diese immer in einfachster 10 Strenge abhandelte. Nur von Angehörigen, Mitzuhörern der Krieges- und Siegeserzählung, vernahmen wir das nun längst verschollene Witzwort.

Seine kräftigsten männlichen Jahre hatte mein Vater im Dienste des preussischen Königshelden verlebt, nämlich als Auditor bei dem General Saldern². Viele der großen jährlichen 15 Manöver und Revuen unweit Körbelitz hatte er mitgemacht auf seinem „Braunen“, wie er ein besonders geliebtes Pferd nannte, dem auch, nachdem es untauglich geworden, von ihm aus Dankbarkeit auf die Tage des Lebens der Gnadenhafer und das Pensionsheu bei einem Verwandten auf dem Lande gestiftet worden 20 war. Mein Vater hatte es nicht über das Herz bringen können, das treue Ross, welches die mutigen Tage des Reiters in so manchem fröhlichen Ritte gesehen, totstechen oder bei einem Kärner zu Tode schinden zu lassen. Dieser Braune gehörte ebenfalls zu den mythischen Figuren meiner Kindheit. Es war fabelhaft, 25 wie lange er noch bei dem Landwirte gelebt haben sollte. Steif, blind und zahnlos war er geworden, weshalb die Sage ging, er habe zuletzt mit Mehlsuppe gefüttert werden müssen, weil das arme, greise Maul Rauf- und Hartfutter nicht mehr bewältigen können. Mein Vater gehörte aber zu den wenigen Menschen, 30

¹ Man nannte die Reichsarmee die Reissausarmee und sang den Spottvers: „Und wenn der alte Friße kommt Und klopft nur auf die Hosen, So läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen.“ — ² Friedrich Christoph von Saldern (1719—85).

die von dem, was sie einmal ausgesprochen haben, nicht wieder abgehen, und da der Better und Landwirt ein äußerst gutmüthiger und sanfter Mann war (weßhalb ihn auch der Vater wahrscheinlich zum Siechenpfleger des alten Braunen ernannt hatte),
 5 so verdient die Nachricht Glauben, daß das Pferd endlich wirklich eines natürlichen Todes verblieben sei. Freilich schlich neben dieser Nachricht im Hause die heimliche Sage um, man habe den Vater dennoch getäuscht; dem Better sei zuletzt der Faden der Geduld gerissen, das ganz stumpf gewordene Tier aber durch
 10 einen Genickstich abgetan worden.

Erinnerte sich der Vater an die Reuen bei Körbelitz, so pflegte er zu sagen: Wenn Friedrich die Fronte herauf geritten gekommen, so sei es in lautloser Stille einem jeden gewesen, als komme der liebe Gott. Ich konnte daher als Knabe zwischen
 15 dem großen Könige und dem lieben Gotte auch eigentlich keinen Unterschied machen. Dabei war mein Vater nicht blind für die Fehler des gefeierten Herrschers und Herrn. Mit großer Erregung sprach er davon, wie Saldern, sein verehrter Chef, durch die Ungnade des Königs die verbittertsten letzten Lebensstage ge-
 20 habt habe. Es war dies einer der Fälle gewesen, in welchen Friedrich seiner übeln Laune auf jemand durch herbes Spötteln oder kaltes Übersehen Lust zu machen geliebt hat. Glänzend hob sich dagegen hervor, was mein Vater selbst von der Achtung des Königs für eine unerstickene Meinung erfahren hatte. Ein
 25 armer Soldat war, von einem unmenschlichen Vorgesetzten über alles Ertragen hinaus gereizt, unter dem Gewehr gegen diesen tätzlich ausgefallen; der Tod schien ihm sonach gewiß zu sein. Mein Vater aber wußte es mittelst einer Beweisführung, die freilich künstlich genug gewesen sein mag, dahin zu bringen, daß
 30 der Missetäter in dem Momente des Verbrechens allenfalls für wahnsinnig hatte gelten können, wußte in dem Kriegsgerichte mit seiner Beredsamkeit zu siegen. Das Kriegsgericht sprach den Delinquenten frei. Als mein Vater Saldern das Urtheil überbrachte, sah dieser ihn mit großen Augen an, fragte ihn, ob er

den Kopf verloren habe: ein solches Erkenntnis könne er nicht auf sich nehmen; über die Sache müsse er an den König schreiben. Der Gescholtene zeigte durch seine stumme militärische Haltung, daß er das erleiden wolle, worauf Saldern ihn heftig anließ und ihm augenblickliche Kassation, Festung und was sonst noch verkündigte. Mein Vater versetzte, daß er in Eid und Pflicht stehe und seine Schuldigkeit getan zu haben glaube. Saldern schickte das Urtheil wirklich an Friedrich ein, mit mancher Beschönigung für den Referenten, den er wie einen in den Militärrechten noch unerfahrenen Menschen dargestellt hatte, selbst aber wenig von dieser Verwendung hoffend. Die Sache war in der That keine Kleinigkeit, denn über Disziplin verstand Friedrich bekanntlich wenig Scherz. Aber alles nahm eine günstige, selbst eine epigrammatisch-witzige Wendung. Der König, das Ganze durchsehend und der guten Absicht das Mittel vergebend, bestätigte wider Erwarten das Urtheil und hatte dem Remissorial eine seiner wunderbaren Handverfügungen beigelegt, ungefähr der Fassung: Vor diesesmal möge es passieren; Saldern solle aber darauf acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr solcherweise über Schnappten. — Der Offizier und Mißhändler wurde in eine Art von Strafbataillon versetzt, und die Angelegenheit brachte meinem Vater Ehre und Beglückwünschung, am meisten von Saldern selbst, der ihn lieb hatte. — Dieser That war er sich mit Freuden bewußt und durfte es auch sein; denn die Menschlichkeit mußte in jenen eisernen Zeiten Schleichwege gehen, wenn sie zum Ziel gelangen wollte. Ein Nebenzug in dem Ereignisse war folgender. Man hatte meinem Vater, als er seine Absicht, den Menschen zu retten, ausgesprochen, vorgestellt, der König werde ihn ja ohne Zweifel begnadigen. Darauf erwiderte mein Vater, die Gnade sei ungewiß, das Recht aber gewiß. Der Mensch brauche keine Gnade, sondern solle Recht bekommen. — Er ließ sich nicht träumen, daß seine Titulartheorie von der Monomanie beinahe fünfzig Jahre später unter den Richtern und Ärzten wirklich spuken gehen werde.

Ich habe den König „Friedrich den Zweiten“ genannt. Ich muß aber hinzufügen, daß ich ihn nie so in meines Vaters Hause nennen hörte. Die anderen sprachen vom alten Frixe, meinem Vater aber hieß er der König schlechtweg. „Als der König zur bayerischen Kampagne abreiste — als der König zum ersten Male das Podagra hatte — als der König dann und dann in Magdeburg war“ — in solcher Art wurde geredet. Viel las mein Vater in Friedrichs Schriften, von welchen er die Ausgabe von 1788 bei Voss und Decker besaß, über deren schlechte Redaction damals noch keine Klage geführt wurde. Wenn ich ihm nun einen Band derselben bringen sollte, so sagte er nur: „Hole mir den und den Band von des Königs Schriften!“ — Ich schlage soeben den ersten Teil auf, und darin finde ich unter neuem Datum vermerkt, daß einige Bände „von des Königs Schriften“ an einen Verwandten ausgeliehen worden seien. Wir lebten unter Friedrich Wilhelm dem Dritten; dem Vater aber war bei tiefster Anhänglichkeit an den regierenden Herrn Friedrich der Zweite der König ohne weiteren Beisatz geblieben. Sprach er von der Gegenwart, so sagte er: „Unser jetziger König.“

Unermeßlich war die Wirkung solcher Eindrücke auf das erste Erkennen. Durch den Vater, der selbst wie ein Wesen höherer Art und Ordnung vor den Kindern da stand, wurde der Gedanke an Persönlichkeiten vermittelt, zu welchen alles, was man sonst sah und hörte, nicht mehr zupakte. Denn auch die Ungerechtigkeiten und Tücken des großen Königs, von welchen, wie ich beispielsweise angab, zuweilen die Rede war, minderten an dem Bilde seiner Gewaltigkeit nichts, weil mein Vater jedesmal hinzusetzte: „Wenn Er sich dergleichen vorgenommen hatte, so konnte kein Mensch auf Erden dawider an.“ — Und so wurde ein Heroenkultus gestiftet, der auch eine Art von Religion ist; nur muß er nicht aus dem Begriff entspringen, wenn er diesen Namen verdienen soll, sondern aus den frühesten und dunkelsten Gefühlen. Der Atem der Fridericianischen Aufklärung umwehte uns von allen Seiten, und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig

zu; aber es fragt sich, ob, wie die Sachen wenigstens jetzt zu stehen gekommen sind, das religiöse Gefühl in Kindern nicht am gründlichsten durch eine solche Hingebung an große Menschen vorzubereiten wäre.

Fahle, unheimliche Schatten strichen je zuweilen durch die uns aufgetane Lichtwelt, deren Schimmer nur noch heller hervorstellend. Wir hörten vom „Hochseligen“ oder sogenannten „dicken Könige“ reden, vernahmen, daß man ihm habe Geister erscheinen lassen, daß seine letzten Tage nur durch künstlich bereitete Lebenslust zu fristen gewesen seien; der Name Bischoffs- 5 werder¹ wurde genannt und von Goldmacherei gesprochen. In der Nähe von Emden² wurde nie verabsäumt, uns ein einsam und wüßtliegendes Häuslein zu zeigen, in welchem die betrüglische, aber damals zu Ansehen gekommene Kunst getrieben sein sollte. Das hatte nun alles keinen rechten Zusammenhang, wel- 15 cher sich auch bei der eigentümlichen Natur jener Geschichten vor Kindern nicht wohl herstellen ließ; aber es erweckte doch den Gedanken, daß mit dem Tode „des Königs“ die Welt eine äußerst schiefe Richtung erhalten haben müsse. Als Söhne der Aufklärung verachteten wir alle Geisterseherei und Goldmacherei von 20 Grund des Herzens und konnten in unserer Geringschätzung nicht begreifen, wie man dergleichen habe glauben und dulden können. Ich grübelte und grübelte über die dunkeln Geschichten, die wie Gespenster mir in der Seele lagen.

Im Jahre 1805 im Sommer bemerkte man plötzlich eine 25 große Regsamkeit in der Stadt. Mehrere der alten Kommodenhäuser am Neuen Markte wurden abgeputzt, das Pflaster, was von da zum Fürstenwalle hinabführte, wurde ausgebeffert, das Gouvernementsgebäude, dessen oberer Stock durch eine hölzerne Überbrücke mit dem Fürstenwalle zusammenhing, instand gesetzt, 30

¹ Friedrich Wilhelms II. Günstling und Minister, der des Königs mystische Neigungen nährte und überhaupt von ungünstigem Einfluß auf ihn war. — ² Ort im Regierungsbezirk Magdeburg.

der Fürstentwall, von wo man die Aussicht auf einen bedeutenden Abschnitt der Elbe und ihrer Ufer hatte, mannigfaltig durch die strengen Linien der gegenüberliegenden Zitadelle und die Baumanlagen des Roten Horns, empfing an schicklichen Stellen einen Überzug von grünem Rasen, in den blühende Stauden und insbesondere blaue und rote Hortensien in unendlicher Anzahl eingesenkt wurden; endlich errichteten Werkleute und Tapezierer auf einem Vorsprunge des Walls ein russisches Zelt mit buntem Dache. Der Sinn dieser Anstalten wurde bald klar; es hieß, der König und die Königin würden Magdeburg besuchen. Damals erinnere ich mich zum erstenmal, von jener Fürstin reden gehört zu haben. Ich war von frühesten Kindheit an sehr neugierig und horchte überall zu, wo ich Erwachsene redend zusammenstehen sah, wie ich denn überhaupt eher ein Verhältnis zu älteren Leuten gehabt habe als zu meinesgleichen. Die Wirkung der annahenden Königin auf die Männerwelt war nun wirklich so, daß man jeden für einen Champion der schönen Majestät hätte halten dürfen. In der bürgerlichen Sphäre wurde damals weit weniger gereizt als jetzt. Viele hatten daher die Monarchin noch nicht gesehen, und alle waren voll Erwartung des Wunders oder Entzückens über die Wiederkehr hoher Freude voll. Man sprach nur von der Königin; sie wurde, wo auf sie die Rede kam, „die admirable Frau“ genannt. —

Nicht lange wahrte es, so legte eines Morgens mein Vater mit ernstem Antlitz seine gestickte Uniform an, in der ich ihn noch nie gesehen hatte, und in welcher er mir, Degen an der Seite, dreieckichten Hut auf dem Haupte, wunderbar und fremd vorkam. Ich drückte mich, nachdem ich den Glanz dieses Anblicks oben auf des Vaters Zimmer eingezogen, unten in eine Ecke des Hausflurs, um den Genuß noch einmal zu haben. Er schritt an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, nachdenklich vor sich hinsehend, und ich war ganz erschüttert und betäubt; denn ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein solcher Prachtrock in der Welt, geschweige daß er im Hause sei.

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, sprengten die roten Kammerhusaren — eine Art von Verwaltungsmiliz, die ein in diesem Friedensdienste unmäßig corpulent gewordener Rittmeister kommandierte — durch die Straße, lärmte und schrie das Volk und lief im wildesten Rennen nach dem Brückthore. Es war uns Kindern streng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen; aber wie wäre da Haltens gewesen! — Das Haus war von seinen Bewohnern geleert und nur der Gut einer alten Wärterin anvertraut. Der vorbeizukommen hielt nicht schwer. Rasch hatte ich die Thüre hinter mir und war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brückthore. Aber in der Nähe desselben kamen uns glänzende Equipagen entgegengefahren, nachflutete der Volksstrom dem Fürstenthalle zu, von diesen Wogen wurde auch ich gefaßt, nun schwamm ich mit der Flut und wurde von ihr ruckweise auf die Stirn des Walls befördert.

Dort stand Kopf an Kopf, und es schien fast unmöglich, bis zum Gouvernementgebäude vorzudringen, in welchem die Majestäten abgestiegen waren. Aber was wäre einem von Neugier brennenden Knaben in solchem Falle unausführbar? Gehend und kriechend, schiebend und geschoben, stoßend und gestoßen schrotete ich mich die schwarze Menschenmasse hindurch und gelangte endlich glücklich, wenn auch etwas gequetscht, an einen Ort, wo ich nun unter den Vordersten gerade der großen Sallontüre gegenüberstand, in welcher die Herrscher erscheinen mußten, wenn sie sich, wie jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

Da stand ich denn also an der glücklichsten Stelle. Aber bald überfiel mich ein entsetzliches Bangen. Im Kampf und Ringen stürmt der Mensch sich betäubtlos auf die schmale Zinne eines Turms hinauf; aber wenn er die Zinne erobert hat und nun da droben steht, kann ihm schwindlicht werden. Mir fiel plötzlich zentnerschwer aufs Herz, daß ich denn doch wider das ganz ausdrückliche Verbot meines Vaters da vorhanden

sei, welches mir so viel gelten mußte, als ein Befehl Friedrichs seinen Offizieren gegolten hatte. Meinem Geiste trat eine furchtbare Phantasia nahe; ich dachte, der Vater könne da statt des Königs oder der Königin in der Salontüre sich zeigen, sein Auge
 5 den Ungehorsamen entdecken. Zurückzuweichen war völlig unmöglich; die Menge hinter mir bildete eine undurchdringbare Mauer. Ich mußte also stehen bleiben, den Fügungen des Geschicks verfallen, und mich noch vor den beiden roten Kammerhufaren in acht nehmen, welche die Brücke nach dem Salon gegen
 10 den Andrang zu schützen hatten. Diese machten nicht viel Umstände mit dem Volke, und es ging hier zu wie allerorten bei solchen Gelegenheiten. Nicht die Drängenden erlitten unsanfte Behandlung, sondern die Gedrängten, die unschuldigen Vordersten.

15 Aber bald lösete ein reizendes Schauspiel alle Angst auf und jedes herbe Wesen. Die Königin trat in die Salontüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich; sie trug einen stahlgrün seidenen Überrock und war übrigens ohne Schmuck, einfach gekleidet. Das Volk begrüßte sie jubelnd, Mützen und
 20 Hüte schwenkend. Sie verneigte sich mit holdseliger Freundlichkeit nach allen Seiten, und nun wurde ich Zeuge eines Auftritts, der wohl verdient, erzählt zu werden. Auf silbernem Plateau wurde ihr eine Tasse dargeboten; sie nahm sie und frühstückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Brust näherte sich ihr
 25 aus der Tiefe des Salons und schien des Augenblicks zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühstück die Tasse abnehmen dürfte. Plötzlich aber sah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin sich auch unter den Vordersten befand.
 30 Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen und das lange goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erst mit dem Finger; da aber niemand die lebenswürdige Natürlichkeit dieser Gebärde begriff, so sagte sie jemand, der hinter ihr stand, etwas, worauf der Diensthende über die Brücke gegangen kam

und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Person wurde blutrot, gehorchte zitternden Schrittes und sah sich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte sie sagen: „Ich maße mir diese Ehre nicht an.“ Inzwischen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Tasse abnehmen; sie lehnte es aber ab, neigte sich dem Kinde, welches unbefangen umherlächelte, entgegen, faßte seine Händchen, streichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Tasse in dem Teelöffel zu kosten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach seinen Eltern und was dergleichen mehr war. Alles dieses geschah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich stand, so daß ich diese Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin sich so lieblich-mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeugte. Es wurde nicht gerufen oder sonst eine laute Freude an den Tag gelegt; aber rings um mich her hörte ich murmeln, daß das doch noch eine Königin sei, wie sie sein müsse.

Dieser Tag hatte für mich eine Belehrung unerwarteter Art in seinem Schoße. Ich wußte vom alten Frike, konnte alle Schlachten des Siebenjährigen Krieges nach der Schnur her erzählen; es war mir bekannt, daß die Kaiserlichen Magdeburg zerstört hatten, und die Königin von Preußen hatte ich soeben gesehen. Aber wie das alles mit der Gegenwart zusammenhing, darüber fehlte mir jede Vorstellung, und in betreff der aktuellen Regierung ging es mir wie Gözens Karl, als er nach dem Herrn von Verlichingen befragt wird.¹ Aus Rathmanns Geschichte waren mir die alten magdeburgischen Erzbischöfe als besonders kenntliche Figuren entgegengetreten, und ich glaubte daher an deren Fortbestand so treuherzig, wie Campos Kinder daran glauben, daß ihr Freund Robinson noch am Leben sei. Der Tag aber, von dem ich rede, sollte mich enttäuschen.

¹ Göz: „Kennst du den Herrn von Verlichingen?“ — Karl sieht ihn starr an. — Göz (vor sich): „Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht.“

Glücklich und unbemerkt war ich nach Hause zurückgelangt und saß meinem Vater bei Tische gegenüber. Er hatte sofort nach der Rückkehr von der Cour die Gala abgelegt, war jedoch schweigsam und ernst, und überhaupt herrschte eine gewisse feierliche Schwüle im Familientreise. Mir wurde dabei im Bewußtsein des verbotenen Genußes, den ich gehabt, nicht ganz wohl; ich hielt es unter diesen Umständen für doppelt geraten, der Unterhaltung mich nach Kräften anzunehmen, damit sie nicht etwa in verhängliche Nachsorschungen abspränge, und so fuhr ich plötzlich, als eine lange Stille im Gespräch entstanden war, mit der Frage heraus, wer jetzt Erzbischof von Magdeburg sei?

Hierauf sah mich mein Vater mit einem Blicke an, den ich nie habe vergessen können. Er hatte hellblaue Augen, die eines blitzenden Ausdrucks fähig waren. Diese blitzenden blauen Augen auf mich werfend und auf mir ruhen lassend, sagte er ganz ruhig und gehalten, aber so, daß mir der Ton durch Mark und Bein ging: „Das Erzstift ist lange aufgehoben und zum Herzogtum Magdeburg gemacht. Der König von Preußen ist Herzog von Magdeburg.“ --

„Und du hast heute gegen meinen Befehl die Königin gesehen“, dachte ich, würde nachfolgen, glühend in meiner Sündenschuld. Indessen verblieb es bei jener Auseinandersetzung, die mir eine ganz neue Welt eröffnete, mich aber fast so traurig machte, wie Robinsons junge Freunde wurden, als sie vernahmen, ihr insularischer Einsiedler sei längst im Himmel. Ich hatte mich inuner darauf gefreut, einmal einem lebendigen Erzbischofe in dem Ornat, den ich an ihren Stein- und Metallbildern im Dome sah, zu begegnen und mich lange im stillen verwundert, warum sich statt dessen nur Domprediger zeigten. Jetzt wußte ich freilich, woran ich war; der Herzog von Magdeburg wollte mir aber wenig behagen. — In einer so fabelhaften Welt leben Kinder, wenn ihnen die Geschichte und die Wirklichkeit auch noch so handgreiflich aufgerückt wird.

Die erste große Weltbegebenheit, welche meinem Sinne ein-
ging, war der Krieg der Österreicher im Jahre 1805¹. Die Dinge,
welche ich davon vernahm, sind charakteristisch, um die damalige,
jetzt unglaublich aussehende Stimmung in Norddeutschland zu
bezeichnen. Ich hörte nämlich eines Tages unter mehreren Be-
kannten des Hauses von dem nahen Ausbruche jenes Krieges 5
reden, und es war nicht anders, als wenn es ein Unglück wäre,
sollten die Österreicher siegen. An welche Schlußfolgerung diese
Sorge geknüpft wurde, ist mir entfallen. Sie erschien um so ver-
wunderlicher, als daneben her der Abscheu gegen den französischen 10
Bergewaltiger ging. Ein alter Doctor, der Hausarzt, hatte sich
besonders unter jenen Redenden hervorgetan, jedoch die Zweifel-
mütigen mit der Aussicht auf die gewisse Niederlage der Öster-
reicher beruhigend. Dieser war es auch, der meinem Vater in seine
Gartenstube die erste Nachricht von dem greulichen Unglücke 15
bei Ulm² brachte. „Was habe ich gesagt, Better?“ rief er schon
von draußen zwischen den Blumenbeeten meinen Vater an; „die
Halter³ haben tüchtige Schmiere gekriegt.“ — Ich saß, mit
meiner Rechentafel beschäftigt, in einen schwierigen Bruch ver-
tieft und dachte, als ich nun Mack's Kapitulation mit anzuhören 20
bekam, im stillen: „Da habt ihr es für den Sturm von Magde-
burg!“ — Wie erdichtet klingt es, es ist aber wahr, daß die dem-
nächst erfolgte Auflösung des Reichs und die Niederlegung der Kai-
serkrone bei uns nur Freude erregte. Es wurde darüber gewißelt,
gespöttelt, und ein munteres, lebhaftes Frauenzimmer, deren 25
Zunge bei keiner Gelegenheit zu feiern pflegte, habe ich ausrufen
hören: „Nun hat sich das Franzel selbst auf Pension gesetzt!“ —

Ein großer illuminierter Kupferstich hing in einem Bilder-
laden aus; da sahen wir einen untersehten Mann im bienenbesäten
Mantel von einem alten Manne in Purpur etwas empfangen, was 30
wir nicht recht unterscheiden konnten, und ringsumher Damen und

¹ Der dritte Koalitionskrieg gegen Frankreich. — ² Am 17. Oktober 1805 er-
gab sich General Mack in Ulm mit dem ganzen österreichischen Heere. — ³ Nach der
reichlichen Verwendung des in Süddeutschland so beliebten Zwischenwortes halt.

Herren, prächtig gelb, rot, blau, grün angestrichen, und man sagte uns, das sei die Kaiserkrönung Bonapartes. Mit diesem verknüpften wir den Begriff, daß er eine Art von Tollem sei, der sich zu seinem Vergnügen überall in der Welt herumhaue und herum-

5 schieße; daß er uns etwas tun könne, fiel niemandem ein. Wenn von seinen Siegen 1805 die Rede war und nebenher noch manches andere zur Sprache kam, was er getan, so hieß es immer: „Laß ihn sich nur erst einmal gegen die Preußen versuchen!“ Für uns Kinder hatte er durchaus etwas Lächerliches, und das kam

10 daher, weil seine einzige Verehrerin im Kreise der Bekanntschaft uns den Nachreiz durch ihre Person gab. Diese Bonapartistin war nämlich eine alte, unvermählt gebliebene Jugendfreundin der Großmutter, die uns um so mehr auffiel, als wir sie nur in Gesellschaft der Großmutter sahen, und da allerdings ein starker

15 Kontrast hervortrat. Die Großmutter, zu ihrer Zeit eine gepriesene Schönheit, war eine große, wohlerhaltene Frau in den Fünfzigern; die Freundin dagegen eine kleine, verwachsene Gestalt mit einem Gesichte grau, faltenreich, alträunchenhaft. Die Großmutter sprach laut, daß man es im dritten Zimmer hören konnte;

20 die Freundin hatte den asthmatischen piependen Ton, hüstelte zwischen jedem Satze und mengte in alles französische Phrasen, hinter deren jeder aber das Wörtlein „Hé quoi?“ angeflücht wurde, gleichsam als Ballast für das unter fremder Flagge fahrende Schiff. Da sie nun überdies auch Tabak schnupfte und immer

25 einen grünseidenen Hut trug mit roten Rosen, so war sie für uns eine entschieden komische Figur und hieß, wegen ihrer Anhänglichkeit an den frisch Gefrönten, Kustan; denn von diesem Leibmamelucken war auch schon vielfach die Rede gewesen.

Tante Kustan hatte sich also beizeiten für den Gewaltigen

30 entschieden und verhehlte nicht, daß sie ihn für den ersten Helden und größten Mann aller Zeiten halte. Toulon, Ägypten, Montenotte, Millesimo, Dego, Arcole, Lodi, Marengo¹ stäubten ihr

¹ Sämtliche Plätze waren Zeugen von Napoleons Erfolgen.

nur so von den Lippen, und da sie nach der Art alter Jungfrauen sehr viel sprach, so erfuhren wir von diesen französischen Heldens-
wundern nicht seltener als von den Schlachten des Siebenjährigen
Krieges durch den Vater. Es fehlte aber viel, daß sie auf uns einen
ähnlichen Eindruck gemacht hätten; denn Tante Kustan piepte, 5
hüftelte und näfelte sie ab, wodurch alle Würde des Vortrags
verloren ging. Es kam dazu der Umstand, daß sie in eigensinniger
Verkehrtheit dem Namen ihres Helden einen ganz ungehörigen
Pleonasmus gegeben hatte. Sie nannte ihn nämlich nie anders
als Neapoleon. Vergebens korrigierte sie die Großmutter jedes- 10
mal, so oft diese sonderbare Verlängerung hörbar wurde; umsonst
wurde sie auf gedruckte Dokumente verwiesen; sie blieb dabei, daß
das Wort Napoleon eine neidisch verkleinernde Kontraktion sei,
und daß der Name in seiner wahren Fülle so klinge, wie sie ihn
aus spreche. — Wir Kinder aber, die wir wohl wußten, wie es 15
darum stand, setzten bei uns in der Stille fest, daß an einem
Manne, den seine eifrigsten Anhänger nicht einmal richtig zu
benennen wußten, unmöglich viel sein könne.

Was meinen Vater betrifft, so nannte ihn dieser nur Bona-
parte, ist auch bei der Bezeichnung die ganze Zeit der Unter- 20
drückung hindurch verblieben. Übrigens stimmte er weder in die
Herabsetzungen der Österreicher ein, obgleich er auf dieselben vom
„Könige“ her nicht gut zu sprechen war, noch ließ er sich zu über-
mütigen Dingen wider den französischen Kriegesfürsten verleiten,
wie er denn der ernsteste und in sich gezogenste Charakter war, 25
der mir je vorgekommen ist. Sein Vertrauen aber auf Friedrichs
Staat und Heer sprach er bei jeder Gelegenheit herzhafte aus.
Dieses Gefühl steigerte sich noch, als auf einer großen Magde-
burger Revue plötzlich französische Marschälle von Hannover aus
als schlaue Ehrengäste erschienen. Der Herzog von Braunschweig 30
stand jener Heerschau vor, und eine ganze Woche lang sahen wir
alle Morgen die Regimenter im höchsten Staat mit den Fahnen
vom Siebenjährigen Kriege her, die nur in Fehlen flatterten, aber,
wie wir wußten, durch diesen Beweis des empfangenen Kugel-

legens um so ehrwürdiger waren, ausdrücken. Nicht genug konnte man sagen, wie die Marschälle, unter denen wir Bernadotte nennen hörten, des Lobens und Rühmens voll seien über die preussischen Truppen, und jeder, der davon sprach, tat, als sei ihm etwas
5 Schmeichelhaftes widerfahren.

Diese kindlichen Geschichten lehren, daß damals der Traum sicherer Größe nicht bloß von einzelnen Verblendeten und nicht von einer Klasse, sondern durch alle Stände und bis zu den Kindern hinab geträumt wurde. Es schien, als ob alle Welt einen
10 Taumelkelch getrunken habe; denn es gab doch Landkarten und statistische Bücher, und die sogenannte Rheinkampagne hatte doch endlich zu dem nicht sehr ehrenvollen Frieden von Basel¹ geführt; aber keine Erinnerung schreckte. Ja es war, als ob der Mann, der
15 sich andrer Orten so fürchtbar erwiesen hatte, in diesem Falle den Schwindel mehren sollte, anstatt von ihm heilen. Die preussische Armee, mit der Revolutionsmasse zusammengestoßen, schien da einem ihr nicht gemäßen Elemente begegnet zu sein; die Zweideutigkeit der Erfolge konnte aus einem gewissermaßen unanständigen Versuchen der Kriegesmeisterchaft wider rohes Natura-
20 listieren abgeleitet werden. Wie nun aber Napoleon als unbezweifelbarer Virtuose des Metiers hervortrat, so entstand sofort die Vergleichung mit Friedrich, und da dieser dem Durchschnitte der Menschen noch immer als der höchste galt, der überhaupt im Kriegeswesen gedenkbar sei, so fiel das Prognostikon unbedingt
25 ungünstig wider den französischen Helden aus. Man nahm an, daß Napoleon sich nach Regeln schlage, und die Regeln aus Friedrichs Schule, deren Tradition noch bei dem Kriegesstaate fortgepflanzt wurde, mußten natürlich die siegbringenden sein, wenn auch von noch so alten und kraftlosen Händen ausgeführt.
30 Möllendorf² wurde mit der größten Ehrfurcht genannt; doch

¹ Zwischen Frankreich und Preußen im April 1795 abgeschlossen. — ² Richard Joachim Heinrich von Möllendorf (1724—1816), preussischer Generalfeldmarschall, der sich in den Schlachten bei Leuthen, Torgau und besonders bei Burkersdorf ausgezeichnet hatte.

erinnere ich mich auch, daß Blücher schon damals in den Gesprächen stark hervorklang, und daß man wegen eines kühnen und gewaltigen Reiterangriffs (welcher, ist mir entfallen) an ihn die Aussicht knüpfte, vor ihm sei, wenn er zum Einhayen komme, kein Bestand; denn er reite alles nieder. 5

Indessen glaubte bei uns seit der Revue, welche die Marschälle besucht hatten, niemand mehr an den Krieg mit den Franzosen. Es hieß, daß sich nun die Obersten der fremden Armee selbst von der Vortrefflichkeit des preußischen Exerzitiums überzeugt hätten, und daß der französische Kaiser daher wohl Bedenken 10 tragen würde, eine schlimme Lektion in Empfang zu nehmen. Aber eines Tages sahen wir plötzlich in dem großen, gewaltigen Zeughause, welches zunächst dem Dome einem bedeutenden Teile des Neuen Marktes seine Front zutehrte (es ist nachmals abgebrannt), eine unruhige Bewegung. Die Flügelpforten des Gebäudes waren aufgetan; neugierig schauten wir in die geheimnisvollen schwarzen Räume, in welchen Geschütz an Geschütz, 15 Kugelhaufen an Kugelhaufen sich befand. Ein Zufall begünstigte meine Forscherbegier; ich drang in diese Werkstätte des Todes ein und gelangte selbst auf die oberen Böden. Dort sah ich mit schaurigem Vergnügen auf unabsehblichen Gerüsten den Feuergewehrestand des Magazins. Soldaten schleppten sich mit Flinten und Pistolen; unten wurden Kanonen und Lafetten untersucht, hinausgefahren, und zwei Offiziere, hinter denen ich herging, 20 hörte ich die charakteristischen Worte sprechen: „In vier Wochen wissen wir, woran wir sind.“ 25

Bald nachher wurde die Stadt der Schauplatz eines fortgesetzten Heereszuges. Regimenter zu Fuß und zu Pferde, Batterien, Fuhrkolonnen, Feldbäckereien, Pontons (die uns ganz besonders auffielen) 30 marschierten und fuhren wochenlang zum Brückthore herein, zum Sudenburger Tore hinaus. Eine Kriegeschar in Bewegung hatte damals anderes Beiwerk als jetzt. Der Troß in seiner Sonderbarkeit prägte sich der kindlichen Vorstellung tief ein. Schon die Packpferde waren uns merkwürdig, welche

den Regimentern die Zelte nachtrugen. Ein weitläufiges Geschwür von Leinwand und Stricken auf dem Rücken eines solchen Tieres und darüber hinaus die langen Zeltstangen balancierend! Pferd mußte hinter Pferd gehen, weil sich sonst die Stangen gestoßen hätten; man kann also denken, wie lang die Koppel wurde. Noch wunderlicher aber kamen uns die rot angestrichenen Küchenwagen der Generale und Obersten vor. Diese Wagen hatten nämlich zu beiden Seiten lange Gatter mit vorgehängten Freßtrögen, und hinter den Stäben stobelte sich und gackerte das Federvieh — Hühner, Kapauen, Truthennen, welches die Befehlshaber zur Sicherung ihrer Tafelfreuden mit in den Krieg nahmen. Eine solche Fürsorge kam selbst uns Kindern befremdlich vor, und ich erinnere mich, daß einmal einer meiner Spielkameraden bei dem Anblicke solcher beweglichen Hühnerhöfe ganz naiv fragte, ob es denn unterweges in den Dörfern keine Hühner gäbe? Herrlich nahmen sich unter dieser schwerfälligen Feldökonomie die leichten bunten Bosniaken und Towarczys¹ aus.

Tante Rußtan war, sobald die verhängnisvollen Züge begonnen hatten, noch quecksilbriger geworden und hatte die deutsche Mundart in ihren Reden immer spärlicher hören lassen. Sie gab uns sogar eines Tages mit Energie den Rat, uns nur fleißig auf das Französischlernen zu verlegen, welchen wir jedoch mit entschiedener Verachtung zurückwiesen. Am Siege wurde nicht gezweifelt. Es war eine seltsame Schlußfolgerung aufgetaucht, welche ihn logisch darweisen sollte. Napoleon wurde nämlich mit Alexander von Mazedonien verglichen; hinzugefügt aber wurde, Alexander habe auch nur über Perser seine Siege errufen; da nun die Preußen keine Perser seien, so habe es mit ihm nicht viel zu sagen.

¹ Ein preussisches Lancierregiment, 1800 aus den ehemaligen Bosniaken unter Friedrich dem Großen und den polnischen Slachzigen (Towarczys bedeutet Kameraden) gebildet; 1808 wurden Ulanen daraus formiert.

Die Armee war in Thüringen, und durch unsere niederfäch-
 sische Ebene breitete sich nun im September und in der ersten Hälfte
 des Octobers die tiefe Stille aus, welche großen Dingen vorher-
 zugehen pflegt. Diese erschienen dann vorgebildet in der trügend-
 sten Fata Morgana. Nämlich so: Am 14ten October 1806 war 5
 die Familie auf dem Neustädter Markte in einem verwandten
 Hause. Es war Herkommens, daß dieser Jahrmaktsstag dort
 mit einem großen Essen gefeiert wurde; alle Freunde und nähere
 Bekannte nahmen daran teil, und zuweilen drängten sich gegen
 fünfzig Personen in der kleinen Predigertwohnung zusammen. 10
 Für die Kinder war der Tag eine andere Weihnacht und monate-
 lang vorher Gegenstand der ausgelassensten Erwartung, denn
 alle Strenge der Disziplin hörte dann auf, und die wildesten
 Spiele durften ohne Scheu vor Nachahmung in Hof und Haus-
 flur getrieben werden. Es gehörte zu der Eigenart meines Va- 15
 ters, daß, so stramm er sonst die Zügel festester Ordnung hielt,
 er solchen Saturnalien¹ alles nachzusehen mußte. Am Abend
 jenes Tages sollte denn also auch wieder ein großes Rudel von
 Knaben und Mädchen mit Haschen und Kämmerchenvermieten
 durch den Flur, als trotz des ungeheuren Lärmens ein Geschrei vom 20
 oberen Teile des Hauses sich hörbar machte. Ein Teil der Spiel-
 genossen wurde dadurch nicht geirrt; mehrere aber ergriff doch
 die Neugier; sie liefen die Treppe hinauf, und unter diesen befand
 ich mich auch. Oben hatten wir folgenden Anblick: die Stube
 war gedrängt voll von Basen, Bettern, Öhmen, Mühmen, 25
 Freunden und Zugehörigen. In dem kleinen offenen Raume in
 der Mitte befand sich ein Mensch, der verrückt zu sein schien. Er
 sprang in kurzen Sätzen empor, hielt sich den Kopf mit beiden
 Händen, freischte, jauchzte, umarmte jetzt diesen und dann den.
 Man drang in ihn, er solle denn endlich sagen, was er wolle, 30
 und da gab er in abgebrochener, feuchender Rede, untermischt

¹ Altitalisches Fest, zu Ehren des Saturn und im Andenken an das sogen. goldene Zeitalter unter seiner Herrschaft vom 17. bis zum 21. Dezember in Rom gefeiert, wobei man sich einer allgemeinen Freude hingab.

von unartikulierten Tönen von sich, daß soeben bei dem Gouvernemen-
 5 tement eine Stafette eingegangen sei, der Post und Überlieferung,
 Napoleon sei bei Schleiz¹ total geschlagen und in voller Flucht
 nach dem Rheine. Hieran knüpften sich die glorreichsten Nach-
 richten von der Zahl der Toten, der Gefangenen, der eroberten
 Kanonen. Die Verluste gingen ins Unermeßliche.

Der freudigste Jubel brach aus. Man schüttelte einander
 die Hände; Tränen der Rührung wurden vergossen, die Seligkeit
 des Glücks leuchtete aus den Augen der ältesten und trockensten
 10 Personen. Ich habe, wenn ich nachmals über diesen Vorfall in
 meiner Erinnerung kam, stets innig empfunden, wie tief die edeln
 Regungen, welche da erweckt wurden, in der menschlichen Brust
 gegründet sind. Man konnte wirklich zu jener Zeit vom Staate
 nicht viel mehr wissen, als daß er eine Anstalt sei, worin die
 15 Soldaten Spießruten liefen, worin der Adel empfangt, der
 Bürger und Bauer aber zu geben habe, und dennoch jauchz-
 ten die Menschen über sein Glück, als hätten sie ein Vaterland,
 welches ihnen die köstlichsten Früchte der Freiheit und des Groß-
 sinns trage.

Die Nacht und der folgende Morgen ging im Schwelgen des
 befriedigten Patriotismus hin. Um Mittag kam aber der Vater
 mit einem ernsten Gesichte von der Kammer zurück und sagte:
 „Bei dem Gouverneur ist keine Stafette eingegangen, und man
 weiß überhaupt nicht, woher die ganze Nachricht rührt. Prinz
 25 Louis soll bei Saalfeld angegriffen und schwer verwundet wor-
 den sein.“² — Das klang nun freilich gar anders, und die un-
 bestimmte Ahnung eines Unglücks, welche sogleich hervortrat,
 erhielt die tiefste tragische Wendung. Denn der Prinz war für
 Magdeburg, was Achill für das Lager in der Ebene von Ilium
 30 gewesen. Er war Chef eines der bei uns garnisonierenden Regi-
 menter, Dompropst; aber über diese Prädikate hinaus lagen die

¹ Bei Schleiz fand am 9. Oktober 1806 ein Gefecht zwischen Franzosen und Preußen unter Tauenzien statt. — ² Prinz Louis Ferdinand fiel bekanntlich in dieser Schlacht am 10. Oktober 1806.

Zauber, mit denen er auf die Menschen wirkte. Seine Tapferkeit, Bonhomie, seine große Begabung für Musik nicht minder als seine Baghaligkeiten und forcierten Ritte nach Berlin und als selbst seine Schulden, Ausweifungen und Liebeshändel hatten ihn in alle Richten romantischer Beleuchtung gestellt. 5

Der Tag und der folgende verging still und gespannt, und ich weiß noch, daß ich in meinem Knabenkopfe darüber nachdachte, wie es möglich sein könne, daß die Menschen an einem Abende entzückt und am Tage darauf niedergeschlagen wären. Ich wußte freilich keine Lösung zu finden; aber die erste Ahnung von der tiefen Zweideutigkeit und Tücke des Lebens entstand mir damals und knüpfte sich so an ein furchtbares allgemeines Geschick. — 10

Niemand wußte, wie die Sachen sich verhielten. Ein Nachbar, von dem vielleicht noch öfter die Rede sein wird, trat aber 15 im Dunkel unter das Fenster, zu dem der Vater hinaus sah, und sprach von einer großen zweitägigen Schlacht bei Frankenhäusen, die, als der Kurier abgegangen, noch unentschieden gewesen sei. Auf so umstellende Weise bildete der Dunstkreis des Ereignisses seine Doppelheit ab. — Der Vater seufzte tief und stieß den 20 Schmerzensruf aus: „Gott, Friedrichs Soldaten werden denn doch wohl ihre Schuldigkeit tun!“

Der Morgen des 17ten Oktobers (wenn ich nicht irre) brachte den Jammer der kläglichsten Gewißheit. Schon in der Frühe war ruchtbar geworden, die Nacht zuvor sei ein verwundeter 25 Offizier vom Schlachtfelde angekommen, der dem Gouverneur die schlimmsten Dinge entdeckt habe. Der Tod des Prinzen wurde bekannt. Aber, was in gewöhnlichen oder nur nicht ganz entsetzlichen Verhältnissen wie ein Fall sondergleichen erschienen wäre, das verschwand hier fast unbeachtet vor dem Heranschreiten des 30 unerhörtesten Elendes. Denn um neun Uhr morgens begann der Rückzug (wenn man ihn so nennen will) der geschlagenen Armee, welche in Magdeburg sich wieder sammeln sollte, und er hat ununterbrochen den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht

5 sowie einen Teil des folgenden Tages fortgedauert. Aller Aufsicht entlassen, war ich als eilfjähriger Knabe beständig auf der Straße, habe ihn daher mit meinen Augen gesehen und kann mithin sagen, daß meine erste große Anschauung der grausen-

10 Um neun Uhr zogen die ersten Flüchtigen zum Sudenburger Tore herein. Haufen Fußvolks waren mit halben oder Viertelgeschwadern Reiterei vermischt; dazwischen fuhren dann wohl einzelne Kanonen oder Pulverkarren. Durcheinander trieben Uniformen aller Regimenter und der verschiedensten Grade sich zur Stadt herein. Auch einzelne Packpferde mit den balancierenden Zeltstangen wurden wieder sichtbar; Feldequipagen folgten, und selbst die erbärmlichen roten Küchentwagen blieben nicht aus. Zuweilen kam ein Stabsoffizier geprenzt, befohl
15 etwas mit heftigen Schreiworten an Leute, die nicht von seinem Regimente waren, und sprengte dann weiter, ohne darauf zu achten, ob sein Befehl ausgeführt wurde.

Das Volk hatte sich auf dem Breitenwege und am Neuen Markt in dichten Haufen versammelt und sah anfangs mit einer
20 Art von dumpfer Hoffnung dieser Verwirrung zu. „Es sind die ersten Ausreißer“, hörte ich mehrere Leute sagen, „die halten sich nie in der Ordnung. Nur Geduld, bald werden reguläre Regimenter kommen!“ — Aber es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es ging gegen den Abend, und noch hatte das Durcheinander nicht
25 aufgehört; noch immer wälzte sich der verworrene Knäuel, zu welchem der Schlachtengott hier ein Heer zusammengeballt hatte, durch die Straßen. Endlich kamen einige geordnete Scharen, gleichsam zur Probe und um doch auch eine Ausnahme von der grausen Regel zu zeigen. Gehüllt waren nun die Fahnen, die auf dem
30 Hinzuge so lustig im Winde geflogen hatten. Meistens zog alles ohne Sang und Klang einher. Nur einmal tönte die Musik hell, gleichsam ein Lachen der Verzweiflung über das gramvollste Gescheh. Das war, als das Trompeterkorps eines Kürassierregiments einpaßierte. Sie hatten ihr Regiment nicht hinter sich, waren

überhaupt ganz allein und für sich und bliesen so auf ihre eigene Hand den Dessauer Marsch, als sei alles in bester Ordnung. Sie sahen wohl aus, die Trompeter, und saßen auf feist genährten Pferden. Überhaupt fiel es auf, daß die Einzelnen nicht abgerissen oder abgehungert oder sonst zerstört sich ausnahmen; das Tiefste des Unglücks trat in diesem Kontraste persönlicher Wohl- 5 behaltlichkeit mit allgemeiner Vernichtung zutage.

Am Nachmittage wußte jeder, daß es ein preußisches Heer eigentlich nicht mehr gebe. Eine marklose Trauer lag auf den Gesichtern der Menschen. Doch selbst in dieser regte sich noch der 10 unbeschreibliche Geist, der jene Zeit charakterisierte. Ich hörte jemand zu seinem Nachbar sagen: „Das mag nun sein, wie es will! Schlecht ist es allerdings hergegangen; aber wir haben mit Ehren verloren; denn ich hörte soeben, daß die Franzosen in der Schlacht nicht aus dem Schritt, die Preußen jedoch nicht einmal 15 aus dem Tritt gekommen seien.“ Er wollte damit andeuten, wie vortrefflich unsere Armee bei Jena und Auerstädt exerziert habe.

Der König war angekommen und in der Dompropstei am Neuen Markte abgestiegen. Man wußte, daß er nach dem Fürstentwalle oder nach dem Gouvernementshause sich begeben hatte. 20 Eine große Menge Menschen war, seine Rückkunft erwartend, in der hinabführenden Straße versammelt. Es dämmerte schon etwas, als der König die breiten Steine an der Seite der Straße zu Fuße heraufgeschritten kam, nur von einem Adjutanten begleitet. Bei seinem Unblicke brach die Menge in ein laut hallendes 25 Vivat aus. Dieser Ruf mochte ihm so unerwartet sein, der Augenblick ihn in dem Bewußtsein seiner Lage so ergreifen, daß ihn die ihm sonst eigene Fassung verließ. Er zog sein Taschentuch hervor, bedeckte damit das Antlitz und ging so verhüllt einige Schritte weiter auf seinem Wege. Dann nahm er das Tuch wieder hinweg und 30 schritt nun ernst grüßend nach seiner Wohnung den Menschen vorüber, welche, erschüttert von der Träne ihres Herrschers, den gewaltigen Moment durch das tiefste, ehrfürchtigste Schweigen feierten.

Die Stadt war von den Trümmern des Heeres überfüllt, und an ein Einquartieren der Soldaten wurde in der allgemeinen Unordnung nicht gedacht. Die armen Menschen suchten sich gegen die Herbstkälte in den Vorhallen der öffentlichen Gebäude, unter
 5 Schwiëbbögen, oder wo sonst ein Schuttdach überhing, zu bergen, wie es eben gehen mochte. Viele Tausende aber, die zu spät gekommen waren, lagen auf dem nackten Pflaster, und um wenigstens im Rücken einen Widerhalt zu haben, hatten sie sich zu beiden Seiten der Gassen gegen die Häuser gesetzt. So bildeten sie
 10 lange Spaliere Frierender, Hungernder, Murrender. In der Klosterstraße, worin das Haus meiner Eltern stand, war ein solches hauptsächlich aus Überbleibseln von polnischen Regimentern zusammengesetzt. Der Hunger quälte sie und zwang manchen zur Befriedigung durch den verachtetsten Wegwurf, da die
 15 Mildthätigkeit der Einwohner einer solchen Menge doch nur spärliche Kost darreichen konnte. Am ersten und zweiten Tage mögen zwischen vierzig- und fünfzigtausend Mann in Magdeburg gewesen sein. Für einen Lederbissen galt es jenen armen Polacken, wenn sie zu dem hin und wieder empfangenen Kommißbrode
 20 eines Löffchens mit braunem Syrup habhaft werden konnten, in welches dann oft eine ganze Korporalschaft gierig die Brotschnitte eintauchte.

Indessen dauerte dieser Zustand nicht lange. Hohenlohe zog ab, und etwa zweiundzwanzigtausend Mann blieben in der
 25 Stadt, die der alte Kleist zu verteidigen denn doch notgedrungen sich das Ansehen leihen mußte. Es wurde sogar ein Wort ausnehmenden Heldenmutes von ihm umgetragen. Er sollte gesagt haben, er werde die Stadt halten, bis das Schnupftuch in seiner Tasche brenne. Jedermann machte sich daher auf eine Belagerung
 30 gefaßt und richtete sich auch im Hause ein wie in einer Festung. Die wertvollsten Sachen, das Silberzeug und was sonst einer wenig Raum einnehmenden Verpackung fähig war, wurde in Koffer und Kisten getan und darauf mit jaurer Anstrengung in den Keller befördert, den jeder für sich und die Seinigen auch als

Zufluchtsort im Fall eines Bombardements erlas und zurichtete. Namentlich galt es für ein Sicherungsmittel gegen Bomben und Granaten, die Zugänge mit großen Düngerhaufen zu verwahren, so daß die Häuser bald wie Polyphemische¹ Herdengrotten ausfahen und dufteten. Aber dieses und anderes dergleichen 5 wurde vor dem Antlitze der Gefahr nicht beachtet.

Am meisten Sorge machte den Hausvätern die Verproviantierung ihrer Angehörigen. Mein Vater hatte kurz zuvor einen einfältigen Bauerburschen in Dienst genommen, weil es seine 10 Sitte war, sich die Bedienten aus dem Stande der Noheit zuzuziehen; diesen sendete er nun in die nahen Dörfer aus, mit dem Befehl, an Lebensmitteln zusammenzubringen, was er bekommen könne. Der Mensch war bis dahin völlig unbrauchbar gewesen, faul, nachlässig, langsam bis zur Widerwärtigkeit; bei diesem 15 Verpflegungsgeschäfte aber nahm er sich, vermutlich aus dem Grunde, weil die Sache seinen Magen mit betraf, unglaublich dienstfertig. Als ein wahrer Eulenspiegel der Versorgung hatte er im Wortsinne der empfangenen Ordre an Lebensmitteln zusammengebracht, was zu bekommen gewesen. Mit einem vier- 20 spännigen Wagen passierte er ein, hochbefrachtet durch Säcke voll Korn, Mehl, Erbsen, Bohnen, Linjen, Kartoffeln; hinterher ging ein Gehülfe und trieb einen Mastochsen, mehrere Hammel und Schweine nach. Den Eltern wurde bei dem Anblicke dieser gigantischen Vorräte, die für einen zweiten Trojaniischen Krieg auszulangen schienen, doch bedenklich zu Mute. Man ließ von den 25 Säcken und von der Herde die Hälfte an Befreundete ab und hatte kaum für den Rest Platz im Hause.

So waren denn die Bürger wohlbereitet auf Erdulden und Aussharren, und es kam nun darauf an, was der Gouverneur tun würde. Ende Octobers hieß es eines Morgens plötzlich, man 30 könne nicht mehr zum Tore hinaus, weil die Franzosen davorständen. Jetzt also war die Stadt belagert, und wir Kinder

¹ Vgl. Homers „Odysee“, Ges. 9.

wurden mit in den Belagerungsstand erklärt. Der Vater ließ uns nämlich abends nicht mehr zu Bette gehen, sondern der Reihe nach in den Kleidern auf einem Strohlager niederlegen, damit wir gleich munter und marschfertig seien, wenn das Bombardement angehe und Feuer ausbreche.

5 Neh machte an einigen Abenden schwache Angriffe auf das Kröfentor und die Hohepforte, damit denn doch die Sache den Schein von so einer Art von Kriegsbegebenheit gewinne. Generalmarsch wurde geschlagen, ein halbes Stündchen an beiden
10 Toren geschossen und zwei oder drei Granaten fielen in die Stadt. Das war das Ganze. Der französische Marschall wußte, mit wem er zu tun hatte, und wollte einem Plaze nicht schaden, den er schon für das Eigentum seines Herrn ansah. Bei einer jener Gelegenheiten sollten wir zugleich erfahren, wie tief sich das Ver-
15 derben in den Stand eingefressen hatte, von welchem alles Heil des Vaterlandes erwartet worden war. Zwei Offiziere lagen bei uns in Quartier, zwei junge Leutnants. Als nun in einer Nacht das Schießen begann und die Trommel zum General-
20 marsch gerührt wurde, verfügte sich mein Vater zu den beiden hinunter, um sie zu wecken, kam aber nach einigen Minuten blaß vor Enttäuschung zurück. Denn als er den beiden gesagt, sie möchten aufstehen, der Feind greife die Stadt an und es werde Generalmarsch geschlagen, hatten sie verseht, sie würden liegen bleiben. Und als er mit Nachdruck seine Botenschaft wiederholt, hin-
25 zufügend, sie würden ihn wohl nicht recht verstanden haben, war ihm der eine ungeduldig in die Rede gefallen und hatte gerufen: Ja doch! Er solle sich doch deswegen keine unnütze Sorge machen; die Sache draußen werde schon ohne sie von statten gehen, und wirklich waren beide nicht zum Aufstehen zu
30 vermögen gewesen.

Nachdem wir etwa vierzehn Tage lang in einer stumpfen Erwartung hingelebt hatten, hörten wir von französischen Parlamentären, die mit verbundenen Augen zur Stadt hereingeleitet worden seien, und bald darauf geschah, was bekannt genug ist.

Der Fall von Magdeburg war schlimmer als die verlorene Schlacht. Denn daß sich alte, ermüdete Geister im offenen Felde wider Napoleon nicht zu helfen gewußt hatten, bewies doch eigentlich nur die Überlegenheit, die dem Genie immer beizwohnt. Allein ganz anders verhielt es sich hinter den Wällen einer mit zwei- und zwanzigtausend Mann Garnison und Vorräten aller Art wohl versehenen Stadt einem Feinde gegenüber, der nicht einmal Belagerungsgechütz mit sich führte. Hier hätte eine ganz gewöhnliche Pflichterfüllung zugelangt. Und wollte man auch diese zu schwer für einen halbkindisch gewordenen Greis finden, so war doch der Umstand einzig in der Kriegsgeschichte zu nennen, daß unter den achtzehn Generalen und höheren Offizieren, aus denen Kleist seinen Rat zusammengesetzt haben soll, nur einer der Kapitulation zu widersprechen wagte.

Beinahe hätte der Ehrgeiz der Gemeinen, welcher in diesem Falle da rege war, wo er die wenigsten Antriebe empfing, am Morgen der Übergabe gefährliche Auftritte erzeugt. Die Leute waren schwer gereizt durch die schmachvolle Überlieferung, welche ihrer vollen Kraft und Stärke feiges Erliegen zumutete. Schon am Abend des siebenten Novembers hatten sich einzelne Unruhige geäußert, man müsse dem Gouverneur die Fenster einwerfen. Nun hatte man am andern Morgen in der Frühe unvorsichtigerweise von den Branntweinvorräten, welche in den Gewölben der Festung lagerten, den Soldaten reichlich zapfen lassen, weil man lieber diesen das Gute gönnte als den Franzosen. Dadurch aber waren die Köpfe entzündet worden, und es bildeten sich, als die Stunde des schimpflichen Hinausmarsches herannahte, und als man wußte, daß die Franzosen bereits auf dem Glacis aufmarschirt standen, große Haufen, welche wie wütend durch die Straßen liefen. Verschiedenartig war das rasende Beginnen, welches diese Meuterer androhten. Die einen schriegen, sie wollten den alten Hund (womit sie den Anstifter des Elendes meinten) massakrieren; die anderen vermaßen sich, auf die Franzosen draußen losgehen zu wollen; mit Mord und Brand gegen die Stadt

warfen wieder andere um sich. Wenn der Aufruhr größere Massen ergriffen hätte, so wäre ein schweres Unglück zu besorgen gewesen. Denn Neys Schar wartete wohl nur auf eine günstige Gelegenheit, einzudringen und dann in der Stadt, als in einer
5 erstürmten, zu plündern.

Indessen wußten einige der im besten Ansehen stehenden Offiziere, welche den Haufen nachgingen, diese durch Zureden, Güte oder List zu beruhigen, auseinander zu bringen und unschädlich zu machen. Die Garnison wurde getrennt und zu ver-
10 schiedenen Thoren ausgeführt. Auf diese Weise nahm alles einen unschädlichen Verlauf. Man erzählte aber, daß ein großer Teil der Soldaten unterwegs zornig die Gewehre auf dem Pflaster zersemelt habe und ganz waffenlos oder doch nur mit ver-
stümmelten Waffen auf dem Platze angekommen sei, wo diese ge-
15 streckt werden sollten.

Französische Husaren mit dicken Haarzöpfen sprengten in die Stadt, Chasseure folgten, bald zogen auch Infanterieregimenter ein, die gegen unsere Truppen ein ziemlich bettelhaftes
Ansehen hatten; denn Ney führte eigentlich nur Halbgesindel.
20 Die sogenannte „Rösselbande“ war für die Festungen genügend erschienen, und die besten Regimenter hatten den Zug zu dem ernstern Kampfe in Polen und Ostpreußen angetreten. — Wir wußten jetzt wirklich, woran wir waren, wie jene Offiziere im Zeughaufe vorausgesagt hatten, und der eigentliche Stand der
25 Sache sollte bald ganz klar werden. Die Franzosen benahmen sich nämlich durchaus nicht wie in einem durch Kapitulation übergebenen Orte, sondern eine Menge von Exzessen bezeichneten den Tag ihres Einrückens. Nun hatte sich gleich aus den
Notabeln der Stadt eine Kommission zum Verkehr mit dem
30 französischen Heerführer und zur Besorgung der städtischen Angelegenheiten zusammengetan. Diese wandte sich an Ney, da bei den untergeordneten Befehlshabern nichts auszurichten war, und bat um Schutz. Ney empfing die Bittenden äußerst höflich, versetzte aber auf ihr Gesuch, daß er unmöglich glauben könne,

was sie ihm vortrügen; er kommandiere zu disziplinierte Truppen; eine kleine Erholung sei dem Soldaten auf seine Strapazen wohl zu gönnen. In der Nacht aber und am folgenden Tage mehrten sich diese Erholungen. Schränke wurden erbrochen, Silberfachen geraubt, Mißhandlungen an den ersten Eintwohnern, 5
Gewalttätigkeiten an Frauenzimmern verübt, so daß der Zustand nahe an eine Plünderung streifte und in diese übergehen mußte, wenn nicht von seiten des Macht habenden augenblicklich Einhalt geschah. Die arme Kommission begab sich daher wieder zu diesem, wurde anfangs gar nicht vorgelassen, nachher mit finsternem 10
Gesicht empfangen und heftig angefahren: er begreife nicht, wie ihn die Stadt Magdeburg immerfort behelligen könne, da sie sich noch gar nicht um ihn bekümmert habe! — Die Mitglieder sahen einander betroffen an, da sie wußten, daß keine Form verletzt worden war, die der Überwundene dem Überwinder schuldig ist. 15
Ungnädig entlassen, verweilten sie draußen im Vorgemache noch einen Augenblick, über den Sinn der dunkelen Rede nachdenkend. Den legte ihnen nun ein Commissaire-Ordonnateur aus, welcher mit ihnen in Neys Zimmer gewesen und ihnen gefolgt war, vermutlich abgesandt von dem Marschall, um der deutschen Be- 20
schränktheit zu helfen. Er sagte ihnen nämlich ganz freundlich, der Herr Marschall verstehe eigentlich unter dem Bekümmern das übliche Geldgeschenk, womit sich eine eroberte Stadt von der Einbuße ihrer Glocken loskaufen müsse, welche nach Kriegsrecht dem Eroberer angefallen seien. Nachdem die Kommission solcher- 25
gestalt den Sinn des französischen Kunstausdrucks gefaßt hatte, fragte sie schüchtern den gefälligen Zahlmeister, der aber in diesem Falle zum Einnehmer werden sollte, auf wie hoch denn etwa das „Bekümmern“ zu veranschlagen sei, und erhielt den Bescheid, einhundertfünfzigtausend Taler würden wohl hoffentlich ge- 30
nügen. — Dem ersten Entsetzen über diese unmäßige Forderung folgte dann ein förmliches Dingen und Feilschen, und man handelte bis auf einhunderttausend Taler (wenn mir recht erinnerlich ist) herunter. Fünfundsiebentzigtausend Taler wurden nun in

wenigen Stunden durch Beisteuern der reichsten Einwohner aufgebracht; über den Rest der Summe ließ sich Ney Wechsel gefallen. Es versteht sich, daß auch die Umgebung zu bedenken war, und daß namentlich der Dolmetsch des fremden Ausdrucks
 5 ansehnliche Übersetzungsgebühren empfing. Tante Kustan hatte als eine wohlhabende Dame gleichfalls ihren Scherz zur Bekümmerung zahlen müssen. Ihr Gesicht soll wunderbar ausge-
 sehen haben, als sie nach dem Geldschränkchen ging, die Rolle voll Goldstücke zu holen. Sie wußte nun desgleichen, woran sie
 10 war mit ihrem Helden, wenigstens mit seinen Leutnants.

Sobald Ney das Glockenlösegeld empfangen hatte, ergingen die geichärftesten Befehle, Mannszucht herzustellen. Einige der Eroberer niederen Grades, welche sich noch begeben ließen, auch zu ihrem Glockenanteile in den Kisten der Bürger zu gelangen,
 15 wurden mit strengster Strafe belegt, und jedermann war nun seines Eigentums und seiner Gliedmaßen sicher. Alle diese Vorgänge, über welche die Biographen des Fürsten von der Moskwa¹ schweigen, hörten wir vom Vater erzählen, der auch in die Kommission eingetreten war.

Die Zeiten, welche einem Schlage, wie er damals alle Verhältnisse zerschmetterte, folgen, sind eigentlich keine Zeit. Die Menschen leben nur vom Abend zum Morgen, ihre Vorstellungen
 20 schwärmen ohne Zusammenhang umher, den Entschlüssen fehlt jede Konsequenz, alles verzettelt sich, bröckelt auseinander und schnappt in den kurzatmigsten Anstößen nach Luft. Ein Land,
 eine Provinz, der jeder höhere Lebensatem solcherweise abgeschnürt wurde, bietet den Anblick eines niedergetretenen Ameisenhaufens dar. Die Tätigkeit der Herstellung ist groß; aber die Menschen
 25 wimmeln auch nur so durcheinander in tierischem Instinkt, die Eierchen wegzutragen, dieses Gängelchen und jenes Kämmerlein wieder auszuteufen. Der Egoismus zeigt sich in seiner häßlichsten
 30 Gestalt, und die Gemeinheit deckt ganz scheuolos ihre Blöße auf.

¹ Der Marschall (1769—1815) erhielt nach dem russischen Feldzuge von 1812 den Titel eines Herzogs von der Moskwa, wo er sich besonders ausgezeichnet hatte.

Eine Karikatur erschien, welche Kleisten mit Beziehung auf das erzählte renommiſtiſche Wort des ſajelnden Greiſes darſtellte. Das Schnupftuch hing ihm lang aus der Taſche, und ein franzöſiſcher Soldat ſteckte es mit einem Fidibus hinterrücs in Brand. Und es gab Menſchen, welche dieſes Witzbild über die Schmach 5 der eigenen Stadt kauften, auch darüber zu lachen imſtande waren. Wir Kinder mußten von allen Seiten den großen Kaiſer Napoleon nennen hören und ſeine außerordentliche Familie; da ſekten wir uns hinter unſere Luſchkäſtchen, illuminierten kleine Landſchaften und ſchrieben Dedikationen darunter „an Na- 10 poleon, den Unüberwundenen und Unüberwindlichen“, an die Kaiſerin Joſephine, an Murat.

Cylau¹ lönte nach einigen Monaten aus weiter Ferne herüber und Kolberg²; aber das war doch nur Schall und Rauch.³ Lange vor dem Tilſiter Frieden ſtand es in der Überzeugung 15 eines jeden feſt, daß das Vaterland für uns verloren ſei. Die Franzoſen übten eine Rachſicht gegen die Anregungen, die der Patriotismus hätte finden können, welcher von ihrer Verachtung zeugte. Schills Bild wurde bald in den Läden ausgeboten, Blücher ebenfalls, wie er bei Lübeck ſich tapfer durchhieb, Friedrich der Große 20 ſtand trübſinnig an eine abgebrochene Säule gelehnt, welche die Inſchrift: „Preußens Größe“ führte. Der Debit dieſer Darſtellungen wurde nicht gehemmt; ein Widerſpruch gegen die nachmaligen argwöhnlichen Beaufſichtigungen.

Aus hiſtoriſchen Träumen erwacht, die für Wirklichkeit ge- 25 golten hatten, ſtießen ſich nun die Menſchen gegen eine Wirklichkeit, die faſt wie ein grauer Traum ausſah.

¹ Schlacht bei Preußiſch-Cylau am 7. und 8. Februar 1807. — ² Verteidigt von Gneiſenau, Schill und Nettelbeck; hielt ſich ebenſo wie Graubenz allein unter den preußiſchen Feſtungen. — ³ „Name iſt Schall und Rauch, Umuebelnd Himmels-
glut.“ Worte Fauiſts zu Gretchen in der Katechiſationsſzene des erſten Teils der Goetheſchen Dichtung (B. 3457 f.).

Zwischenbemerkung.

Die Jugend wird, bis sie in das öffentliche Leben übertritt, erzogen durch die Familie, durch die Lehre, durch die Literatur. Als viertes Erziehungsmittel trat für die Generation, welche wir betrachten, der Despotismus hinzu. Die Familie hegt und pflegt sie, die Lehre isoliert sie, die Literatur wirft sie wieder in das Weite. Uns gab der Despotismus die Anfänge des Charakters. Ich werde in den folgenden Abhandlungen von diesen vier Erziehungsmitteln reden, mit der Familie aber den Anfang machen.

Bei der Charakteristik der älteren deutschen Familie werde ich nicht von vornehmen Häusern oder von solchen Gemeinschaften, worin ausgezeichnete Eltern, Freunde und Hausgenossen einen gesteigerten geistigen Zustand hervorbrachten, die Züge entlehnen, sondern meine Absicht ist, den Mitteldurchschnitt der damaligen deutschen Häuslichkeit zu schildern. Wie die Familie ausjah, wenn sie weder arm noch reich war, weder zu den Proletariern noch zu den Comitatäten gehörte, wenn die vier Wände des Hauses Verstand, Einsicht, Geminnung umschlossen, ohne daß gleichwohl diese Eigenschaften sich zur Höhe der Berühmtheit emporbrachten, werde ich anzugeben versuchen. Denn gerade solche Umstände haben beides geliefert, einmal das Niveau der Jugend, welches beschrieben werden soll, und dann auch wieder die Mehrzahl unserer größten Denker und Dichter. Von diesen nenne ich, wie sie mir eben einfallen: Reinhold Forster¹, Leibniz, Lessing, Schiller, Goethe, Hegel, Fichte, Klopstock, denen noch viele beizugesellen wären.

Die mittlere Region, welche ich im Auge habe, scheint also zur Hervorbringung des Volkes im besseren Sinne und seiner geistigen Anführer die geeignetste zu sein und die vorzüglichere Aufmerksamkeit zu verdienen, wenn deutsches Leben im allgemeinen zu erläutern ist. Was namentlich die höheren Stände jener

¹ Johann Reinhold Forster (1729—98), berühmter Reisender und Naturforscher.

Zeit betrifft, so haben ihre Genossen nur insofern an der großen Bewegung teilgenommen, als sie nach dem Zusammenbrechen der Verhältnisse nicht eigentlich mehr aristokratisch = vornehm weiter leben zu können sich beschieden, dadurch aber, bei man-
 5 chen fortdauernden äußeren Verschiedenheiten, sich dem inneren Kerne nach den Mittelklassen angeschlossen. Aus sogenannten geist-
 reichen Häusern aber oder aus Häusern berühmter Männer geht selten eine Jugend hervor, die für sich Charakter besitzt und ent-
 10 scheidene Farbe.

Die Familie.

10

Lord Byron hat gesagt, eine Familie käme ihm vor wie ein italienischer Salat, worin die verschiedenartigsten Ingredienzien nur durch Öl und Essig miteinander zusammenhängen. — Fühlte
 sich ein Engländer gedrungen, so zu sprechen, der doch sehr feste
 Formen in seinem Lande vor sich sah, wie soll einem Deutschen
 15 zumute werden, wenn er unternimmt, das seltsame Chaos von Egoismus und Opfermut, Tätigkeit und weichlich = bequemem
 Wesen, Täuschung und Wahrheit, Blutgefühl, Verdruß, Wider-
 willen und anhänglichster Liebe, welches die deutsche Familie
 heißen muß, als organisches Gewächs nachzuweisen? In der
 20 Tat, ich halte es für eine der schwierigsten Aufgaben, unseren
 Familiengeist, diesen Proteus, zu bannen, daß er Rede steht. Und
 doch ist er da, sogar weit mehr da, als anderer Orten; denn die
 Familie bedeutete von jeher mehr bei uns als bei den übrigen
 Völkern. Polen und Russen haben nur eine Art von Contuber-
 25 nium¹, Spanier und Italiener allenfalls den Instinkt, der sich
 der Kinder annimmt. Bei den Franzosen herrscht dagegen um-
 gekehrt eine ehrfurchtsvolle Pflege des Alters, wie noch neuer-
 dings Alletz² in seinem Werke über die Sitten und die Macht

¹ Eigentlich: Bretterkufe, Zelt. Die alten Römer bezeichneten damit auch die wilden, nicht gesetzlich abgeschlossenen Ehen von Sklaven und Sklavinnen, da diese gesetzliche Ehen nicht eingehen durften. — ² Pons-Augustin Alletz (1705—85), fruchtbarer französischer Schriftsteller, Verfasser von Handbüchern und Sammelwerken meist kompilatorischer Art.

der Mittelklassen in Frankreich bezeugt hat. Töchter insbesondere, die ihre Väter leidenschaftlich verehren, sind dort nicht selten; die Staël¹ war in dieser Beziehung kein Phänomen, sondern nur ein eminentes Beispiel. Dagegen ist die Ehe, welche doch
 5 immer der eigentliche Pulsschlag des Hauses bleibt, dort auch ganz entzaubert, dürr und heruntergebracht. Grijetten und Freundinnen befriedigen — nicht die Wollust — sondern das Herz. Eine Niederlichkeit des Herzens nennt Alle² den Zustand. Es gibt eine Menge derartiger Verbindungen, an welchen die Sinne
 10 kaum einen Anteil haben, wenigstens keinen entscheidenden. Ein scharfer Kontrast der Anomalie in den beiden Ländern, in Frankreich und Italien! Dort sucht der Mann seine Freuden außer dem Hause; hier ist es die Frau, welche sich den amico³ zu verschaffen weiß. Man kann nicht zweifelhaft sein, wo die Sitten
 15 einer Restauration näher stehen.

Blickt man nach England, so sieht die Sache sehr glänzend aus. Das behagliche Landleben der Gentry³, die Gemeinschaftlichkeit der Familiengenüsse, der einfache Freimut der englischen Frauen scheinen den Rückschluß auf eine hohe Vollkommenheit
 20 des häuslichen Zustandes zu gestatten. Allein sieht man schärfer zu, so möchte sich doch alles zulezt mehr auf das Gefühl des Comfort beschränken. Die englische Familie ist nur der englische Staat im kleinen. Der Hausvater ist der durch die Verfassung beschränkte König, der zwar innerhalb dieser Schranken des höch-
 25 sten Ansehens sicher sein kann, aber auch nur sein Reich unter der Bedingung hat, daß er die Frau, Kinder, ja selbst das Gefinde als konstituierte Gewalten achtet. Der Atem politischer Rechte durchweht wie alles auch die Familie dort, und der Spruch, daß eines Engländer's Haus seine Festung sei, ist bezeichnend; denn
 30 er deutet doch nur auf einen Wert der Sache nach außen, nicht

¹ Anne Louise Germaine, Baronin von Staël-Holstein (1766 bis 1817), Tochter Jacques Necker's, des Finanzministers Ludwigs XVI. — ² Freund im Sinne von Hausfreund, Liebhaber. — ³ Der niedere englische Adel, dann allgemein der unabhängige, gebildete Mittelstand.

auf eine Befriedigung im Inneren hin. Ihre neuesten Sittenschilderer Bulwer und Boz¹ zeichnen nie, so reich sie an Bildern des häuslichen Zustandes sind, die feineren Zauber der ehelichen Liebe, die tieferen Konflikte, die im Hause nur entstehen können, wenn es den ganzen Menschen absorbiert, den Schmelz, der über dem Verhältnisse der Eltern zu den Kindern haucht, sofern es in seiner zartesten Gefühllichkeit vorhanden ist. — Und die Roman- 5
schreiber, wenn sie so große Talente sind wie die genannten, geben über die Struktur der Sitte immer deshalb die beste Auskunft, weil man bei ihnen den Blick der Beobachtung gleichsam auf der Tat ertappt, während die absichtlichen Darsteller von Zuständen mehr befangenen Zeugen gleichen. — Wo es nun glücklich zugeht in den Geschichten jener Autoren und derer, die sich ihnen anreihen, da treten doch nur gemeinsame fröhliche Mahle, Partien, Spiele als Exponenten des Glücks auf, ohne daß sich an die- 15
sen äußerlichen Dingen etwas tiefer Geistiges entwickelte. Wo das Unglück kommen soll, wird es durch Schulden, Banqueroute, Verführer, Entführer, heimliche Bösewichter vertreten. Eugen Aram² ist im Grunde nichts weiter als ein gemeiner Mörder und dennoch fähig, ein schönes edles Mädchen zum Verderben zu 20
sejjeln. Eine solche Figur, nach Deutschland übertragen, würde uns kaum glaublich erscheinen. Boz läßt sogar seinen Narrn Snodgraß und seinen Feigling Winkle³ in den Hafen des häuslichen Glücks einlaufen, ohne daß eine Ironie über die Zukunft der Verhältnisse angedeutet würde. — Dagegen wird ein Eng- 25
länder nicht vermögen, aus dem Zimmer eines Gastwirts und aus dem Munde eines Gastwirtsjohns so tüchtige und erhabne Worte tönen zu lassen, wie sie Hermann zu Dorotheen spricht, nachdem er die Geliebte erlangt hat; die Kasuistik der „Wahlverwandtschaften“, ganz erwachsen auf den feinsten und unlösbarsten Konflikten der Familie, wird ihnen immer verschlossen bleiben, und schwerlich imaginieren sie auch je ein Verhältnis

¹ Schriftstellernamen von Charles Dickens. — ² Der Titelheld eines Bulwer'schen Romans. — ³ Figuren aus Dickens' Roman „Die Pickwickier“ (1837—38).

des romantischen Lichtes, wie das des Herzogs zu Eugenie¹ ist. Ich habe meine Beispiele absichtlich nur von Goethe entlehnt, weil er der größte Dichter der deutschen Familienempfindungen ist, sie am klarsten widerspiegelt.

5 Ich glaube, daß die Familie nur in Deutschland zur höchsten Gestalt sich durchbildete. Und es wäre auch schlimm, wenn dem nicht so wäre; denn eine geraume Zeit hindurch war sie das Einzige, was die Nation besaß, und noch zurzeit ist sie wenigstens das Einzige, was einer abgerundeten Bildung am nächsten blieb,
10 während alles andere sich erst bei uns im Werden befindet. — Die Basis nun, über welcher sich das eigentümliche deutsche Familiengefühl erhob, ist das Urgefühle der Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sei. Aus diesem Urgefühle entsprang in
15 späteren Zeiten eine durch Reflexion vermittelte Ahnung, daß auf das, was von dem Weibe in seiner innersten und ihm eigensten Tätigkeit ausgeht, nämlich auf das Kind, auch etwas von dem Heiligen der Hervorbringenden übergehe.

Beides, das Urgefühle und die abgeleitete Empfindung, haben, wie ich glaube, die beiden unterscheidenden Kennzeichen der deut-
20 schen Familie hervorgebracht, Kennzeichen, die nur auf deutschem Boden selbst ungemischt blieben, weil die auswandernden germanischen Stämme in der Fremde störende Eindrücke empfangen. Beide Kennzeichen treten hervor an dem Manne und Weibe selbst, und sind auch nur an diesen zu suchen, weil nur
25 sie die Faktoren der Familie bilden, welche als bestimmende Pole auf das übrige, was zu ihr gehört: Kinder, Hausgenossen, Diene, einwirken.

Das erste jener Kennzeichen ist, daß, wie ich glaube, nur bei uns die Ehe als Sakrament geknüpft wird, nicht im Sinne der
30 katholischen Kirche, sondern im menschlichen, aber eben deshalb göttlicheren Sinne. Das Weib weiß, wenn das Gefühl nach ihm verlangt, daß in dem Manne, wenn auch in einem noch so späten

¹ In Goethes „Natürlicher Tochter“.

und abgeblaßten Reflex, die germanische Uempfindung rege sei, daß er in ihr, wo nicht mehr ein Heiliges, weil dies zu hoch für unsere Zeiten klingen möchte, doch ein Unbeschreibliches und Unausprechliches suche und sehe. In dieser neuen Lage nun schlägt ihre Seele das Auge auf. Sie war, bis die Liebe sie erfaßte, 5 eigentlich noch nichts; in jener Empfindung des Mannes aber erkennt sie ihre höchste Würde und ihren vornehmsten Adel. Überströmend von Dankbarkeit, erfährt sie nun in ihrem Bewußtsein, daß der, welcher sie so erhöhte, ja das Werk Gottes eigentlich an ihr erst ausschuf, notwendig Gleiches in sich trage, da nur 10 das Gleiche das Gleiche erkennen kann.

Beide vereinigen daher in der Liebe nicht abge sonderte Geschmacksrichtungen, Neigungen, geistige oder gemüthliche Sympathien, sondern die Personen, d. h. das ganze, ewige, unberechenbare Wesen des Menschen. Nur in dem Glauben an eine solche 15 Vereinigung aber kann das Wort der Treue noch mit gutem Gewissen vor dem Altare ausgesprochen werden. Es sagt aber nicht etwa: ich will dir eigenfönnig anhängen, auch wenn ich erkennen sollte, daß du nicht zu mir gehörst, daß deine Schwächen und Fehler untragbar sind; sondern es will sagen und bedeuten: 20 weil ich dich als ein ewiges und unberechenbares, zu dem Ewigen und Unberechenbaren in mir gehöriges Wesen erkannt habe, so kann nie ein Fehler noch eine Schwäche an dir groß genug sein, um den Glauben zu zerstören, daß du aus dem uner schöpflichen Schätze deiner Person alles Schlimme vergüten kannst und werdest, entweder von dir selbst oder mit Hülfe meines Glaubens und meiner Liebe. — Dies ist das Wesen der deutschen Ehe; es folgt aber aus ihm, daß bei uns auch die Ehe zu der Liebe hin- 25 zutreten muß, soll sie von dem Zweifel, sie könne doch nur eine Grille, ein Anstoß, ein Irrtum, eine Leidenschaft sein, ausgeheilt werden. Denn niemand darf sich jenen durch nichts anderes willkürlich zu erregenden Prüfungsmoment vor dem Antlitze Gottes unterschlagen, will er im Strome deutschen Lebens verbleiben.

Das zweite unterscheidende Kennzeichen unserer Familie ist, daß die Eltern in dem Kinde gleichfalls die Person erkennen und es danach behandeln. Weil ihnen nämlich kein Raub der Sinne die Verehrung ihrer Personen übertäuben konnte, so er-
5 kennen sie auch mit der Geburt des Kindes, daß eine Person geboren sei, und dadurch wird das neue Verhältnis sogleich über den tierischen Instinkt hinweggehoben. Es geschieht dies, da sie ja wissen, daß neben den sinnlichen Kräften die Personen ihm das Dasein gaben. Sie betrachten es daher, sobald sich nur der
10 leiseste Anknüpfungspunkt für diese Überzeugung darbietet, als ein in die Fortsetzung der ideellen Menschheit eingeordnetes Wesen, als zur Zukunft des Menschengeschlechts gehörig, und sich verpflichtet, es für diese Zukunft zu erziehen.

Zwischen beiden göttlichen Momenten, nämlich zwischen dem
15 Sakramente der Treue und dem Sakramente der Hoffnung, wächst und quillt unsere Familie; denn mit Mann, Weib und Kind ist die Familie binnen ihrer notwendigen Grenzen vollendet. Es folgt daraus, daß, während sie bei anderen Völkern mehr Mittel zum Zweck oder äußere Veranstaltung ist, sie bei uns selbst den
20 Zweck bildet und alles Äußerliche in ihr dem Innerlichsten eingeschrieben und aufgetragen erscheint. Es folgt ferner, daß der Deutsche über sie hinaus sich schwerlich einen Zweck setzen kann; denn zu allen Zeiten kam es dem Volke in seinen besten Repräsentanten nur darauf an, daß diese sich als Person hatten und
25 besaßen und folglich auch andere als Personen erkannten, in dieser Erkenntnis aber sie hatten und besaßen. Mithin wird die deutsche Familie die unselbstische, erweiterte Person. Endlich folgt, daß, wenn gesagt worden ist, auf den Familien ruhe der Staat und solle darauf ruhen, dies für uns nur folgende Be-
30 deutung haben kann: Staat und Familie sollen auch bei uns in das engste Bündnis geschlungen werden, so jedoch, daß der Staat das notwendige, ehrwürdige und heilige Mittel bildet, um das Familiendasein zu erschaffen, freilich nicht das abgelegene und kümmerliche egoistische eines Pfahlbürgers, sondern das sich in

reicher Liebe mitteilende, stattliche, selbstvergeffene. Keinesweges aber kann jemals das Umgekehrte bei uns gelten. Nie kann die Familie das leblose Gerüst werden, auf welchem man in die lustige Region eines unter solchen Voraussetzungen auch gar nicht bei uns möglichen politischen Lebens emporflimmt. 5

Von den Beziehungen zum Staate aus soll die Familie entledigt werden aller Kleinlichkeit; in den Staat hinüber soll dagegen der Mann alle Wärme tragen, die er in seinem Hause empfangt, und für alles, was er da draußen leistete, soll ihn wieder die Blüte des Hausgeistes belohnen. Diese wäre wohl die rich- 10 tigste und schönste Wechselwirkung zwischen germanischem Staat und germanischem Hause, und auf solche Weise könnte sich ein modernes Rittertum erzeugen, weniger phantastisch und glänzend als das der Tafelrunde¹, aber tugendhafter, solider und vor allen Dingen aufrichtiger als jenes. Wenn die deutsche Hausfrau die 15 Dame würde, um deren Dank der Mann im Turnier des öffentlichen Lebens seinen Speer verstächt², so wäre jenes Rittertum eingesetzt.

Das Grundwort der deutschen Familie bricht in folgenden Äußerungen hervor. Zuvörderst sind nur in Deutschland die 20 Ehen möglich, welche man heilige nennen darf. Unter diesen verstehe ich solche, in welchen die Liebe bis zur Auflösung durch den Tod dieselbe bleibt, mag auch Gewohnheit, Krankheit, Alter allen Sinnenreiz zerstört haben. Ich unterscheide von denselben die sogenannten zufriedenen oder glücklichen, in welchen sich, wie 25 man anzugeben pflegt, die Liebe in Achtung oder Freundschaft umwandelt, und deren auch bei anderen Völkern viele vorkommen mögen; sondern in den Ehen, welche ich meine, dauert bis in die spätesten Jahre die Hingebung des ganzen Menschen an den ganzen Menschen fort, frisch, wie am Hochzeitmorgen, nur 30 freilich, daß das Wesen eines Greises und einer Greisin anders ist als das von Jüngling und Jungfrau. Eben weil nicht das

¹ D. h. der Tafelrunde des sagenhaften König Artus, die im „Merlin“ eine Rolle spielt.

Hinfällige und Vergängliche, sondern das Ewige und Dauernde sich miteinander vermählte, besteht das Gefühl in seiner Wesenheit, ohne Umstimmung und Verwandlung fort. Ich scheue mich nicht, unter den Paaren, von welchen zu reden erlaubt ist, weil
 5 öffentliche Schriften von ihrem Zustande Zeugnis abgelegt haben, Voß und seine Ernestine¹ zu nennen; denn der alte Sauer-
 topf geht euch nichts an, sondern die unbedingte Ergebung der
 beiden Personen aneinander bis in das hohe Alter. Will man
 Klopstock und Meta nicht gelten lassen, weil sie zu kurz ver-
 10 bunden waren, so werden doch Niebuhr und Solger² erwähnt
 werden dürfen. Wie manches Beispiel ließe sich von ungenann-
 teren Menschen anführen, wenn es schicklich wäre, Privatverhält-
 nisse an das Licht des öffentlichen Tages zu ziehen!

Charakteristisch ist ferner das Verhalten der Eltern zu den
 15 Kindern. Man sorgt in andern Ländern auch für seine Nach-
 kommenchaft; man erzieht sie, man gründet ihr Schicksal. Aber
 bemerklich bleibt dort, daß der Zustand der Alten als das Nor-
 male, wenigstens als das Positive angesehen wird, in welches
 das junge Geschlecht hineinzuwachsen habe, weshalb denn die
 20 Erziehung etwas von der Dressur behält und meistens durch
 Mieltinge ausgeführt wird, durch welche sie auch auszuführen
 ist, so lange sie jener Region zugehört oder mindestens angenähert
 verharret. Dagegen ist bezeichnend für unsern Zustand, daß
 deutsche Eltern in den Kindern die Zukunft zu erblicken pflegen,
 25 und zwar die Segnungen derselben, welche ihnen versagt blieben.
 In unsere Familie haben sich alle Geister des Ahnungsvollen,
 ohne welches der Mensch nicht zu leben vermag, geflüchtet. Wie
 nun die Ehe dem Deutschen das Ahnungsvolle in Gegenwart
 und Vergangenheit zuhaucht, so schimmern ihm ferne schöne
 30 Lichter vorwärts in der Kinderwelt. Ich werde später zeigen, auf
 welche Weise ein großer Mann dieses Zukunftsgefühl von der

¹ Voß war sehr glücklich verheiratet mit der Schwester seines Freundes Voie, des „Göttinger Hain“-Dichters. — ² Karl Wilhelm Ferdinand Solger (1780—1819), bedeutender Ästhetiker, von Zimmermann hoch geschätzt.

Jugend im allgemeinen aussprach; für jetzt genügt mir zu sagen, daß bei uns der Vater im Sohne denjenigen zu sehen pflegt, der es, „da den Kindern jetzt alles viel leichter gemacht werde“, weiter bringen solle als der Vater, daß die Mutter die Tochter vor den übeln Erfahrungen, die sie gemacht, bewahrt zu sehen wünscht. — 5
 Nirgendwo sind die Beispiele noch so häufig von Eltern, die sich auf das sorgfältigste selbst mit der Erziehung der Kinder beschäftigen, als bei uns, obgleich allerdings auch das Pensionswesen und die Abrihtung durch Fremde um sich gegriffen hat. Nirgendwo anders wurde mit Erziehungssystemen mehr hantiert, 10
 an der jungen Pflanze mehr experimentiert, um ihre verborgene Gabe und Frucht durch Gärtnerkünste zu entdecken, als bei uns. Und so ist denn auch die echt deutsche Unart, daß die Eltern in den Kindern oft schon Genies sehen, wenn sie noch in den Windeln liegen, doch nur ein geiler Schuß und Trieb aus edler 15
 Wurzel. Endlich: Es gehört bei uns zu den Ausnahmen, wenn das Weib anders als durch Neigung, oder durch das, was sie wenigstens dafür hält, Mitgründerin der Familie wird, während bei den jüdlischen Völkern an das Mädchen überhaupt keine Frage über ihr Loß ergeht, die Demoiselle aber durch den Ring sich nur 20
 zu allen Freiheiten der Sozietät beglaubigen und die Miß Regierungsrechte erwerben will. Das Weib ist nun aber das geborene Genie in der Liebe; und in dem Verhalten der Menschen gegen alles, was sich auf Neigung, insbesondere auf weibliche bezieht, legen sie unwillkürlich Geständnis ab, wie sie von der 25
 Person und ihrem schrankenlosen Dürfen denken.

Fassen wir das Betrachtete zusammen, so ergibt sich folgendes. Die deutsche Familie ruht auf dem Gefühle von der Person; sie baut sich auf und zeugt sich fort durch die Darstellung von Personen; nur als Personen treten Freunde, Hausgenossen 30
 und selbst Dienstboten an sie hinan, und sie verbindet sich mit ihnen nur als mit Personen. Durch diese Tatsache wird auch nur die Figur des deutschen Hausfreundes möglich oder der Freundin des Ehegatten, wie sie bei uns vorkommt. Während

anderer Orten der Freund im Verhältnis zur Frau stets der zweideutigste Charakter ist, und die Freundin die Frau ersetzt, so werden bei uns nicht selten Freund und Freundin unschuldige Ergänzungen der Personen der Ehegatten, wenn denn doch der Blick der Erfahrung deren Mängel aufweist. Die Fälle sind in Deutschland nicht selten, in welchen die Frau mit dem Geiste und Gemüte eines fremden Mannes eine innige Verbindung knüpft, ohne daß eine Verletzung der ehelichen Treue, weder der physischen noch der moralischen, stattfindet, und dasjenige läßt sich umgekehrt nach der andern Seite hin behaupten¹. — Im allgemeinen ist das deutsche Haus ein beseeletes. Die Beseeelung durchdringt es, welche überall auflebt, wo nicht Egoismen, Absichten und Berechnungen miteinander in Wechselbeziehungen treten, sondern die Personen. Der Ausdruck jener beseeelten Wechselbeziehungen aber ist die Liebe. Die Liebe soll sich im Hause verkörpern und Fleisch gewinnen, oder mit andern Worten dasjenige, was Christus meinte, wenn er vom Himmelreiche sprach.

Man wird lachen und rufen: „Wer übertreiben will, der übertreibe recht, damit der Übertreibung ihr Recht geschehe!“ — Geduld! — Meint ihr, daß ich die Rehrseite nicht kenne? — Ihr würdet mich mit dieser Meinung für gar zu unschuldig halten. Ich kenne den deutschen geblühten Schlafrock, das Landesprodukt, die gelben Pantoffeln, die weiße baumwollene Nachtmütze; den Born vaterländischen Tieffinns, den Bierkrug, und die Stütze des Charakters, die Tabakspfeife, kenne ich. Ich weiß von vielen zärtlichen Ehepaaren, die einander durch gegenseitiges Verhäticheln bis zur Nichtigkeit abschwächen; ich habe die Träne im Auge der gefühlvollen deutschen Frau gesehen, womit sie ihre kleinen Listen durchzusetzen wußte, und das Bewußtsein der höheren Mission blieb von mir nicht unbelauscht, in welchem sich der deutsche Mann zu Tische setzt, wenn ihm seine Gattin ein

¹ Zimmermann denkt hier an sein Verhältnis zu Frau Amalie von Eybel in Düsseldorf.

Leibgericht hat kochen lassen. Ich hörte die selbstgenügsamen, langweiligen Ermahnungen der vortrefflichen Eltern an ihre guten Kinder; ich sah die Tücke der Kleinen, die schon mit Empfindungen Komödie zu spielen wußten. Das Genie der Hausföhne im Schuldenmachen sah ich, und die edle Brüderie edler 5 Töchter bei dem harmlosesten Scherze, woraus erhellte, daß ihre Keuschheit, von verständigen Müttern unterrichtet, gar wohl Bescheid wußte. Es ist mir auch bekannt, daß hier und da Sitte ward, der Braut an ihrem Ehrentage einen Witwenkassenschein in den Trouffseau zu legen, damit doch ja auch dann die ersprieß- 10 liche Prosa nicht fehlte. Den ganzen Zettel- und Bettelkram der deutschen Familie, ihren blühenden Jammer und die empfindsame Hausheuchelei kenne ich also auch so ziemlich und habe hin und wieder darüber selbst gespottet. Endlich weiß ich, daß auch bei uns viele Geld- und Vernunfttheiraten geschlossen werden. 15

Aber um erst einmal bei diesen stehen zu bleiben, so pflegen sie dann auswärts auch reine *contrats de mariage* zu bleiben; in Deutschland aber ist der Fall gar nicht selten, daß der Altvater spruch wahr wird: „Die Liebe kommt in der Ehe.“ — Die einander wie in einem doppelten Blindkuhspiel haschten, nehmen 20 nachher die Binden ab und erkennen ein menschlich-schönes Antlitz; plötzlich springen Brunnlein des Lebens hervor aus der sandigen Wüste, und weil am Ende niemand bei uns ganz hart und herzlos die Ringe wechselt, weil das Bedürfnis und das Gefühl doch tief, wenn auch verborgen, in jedem wohnt, so taut 25 das Eis, in dem man zusammenkam, auf, und es wird noch Frühling, wengleich nur der Nachfrühling, der uns zuweilen im Spätherbst mit einigen Blüten überrascht. Nichts anderes als der Zug hoffender Ahnung, daß selbst kalte Verbindungen Geschick und Herz zu Ehren bringen können, hat die Stücke der 30 Prinzessin von Sachsen¹, deren Thema die Vernunfttheirat ist,

¹ Marie Amalie Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen (1794 bis 1870), Schwester des Königs Johann, veröffentlichte teils anonym, teils unter dem Decknamen Amalie Heiter eine große Anzahl von Lustspielen und Familiendramen.

so beliebt gemacht. Denn wahrlich, nicht die lauen Fabeln und die flauen Charaktere dieser Stücke konnten ihnen die Wirkung verschaffen, welche sonst nur die Interessen der Leidenschaft hervorbrachten. Aber jener Zug war es, den die Verfasserin mit
 5 Geschick und Konsequenz auszubeuten verstand; ihn würdigten die Deutschen, weil er ihrer Überzeugung gemäß war, und darum sind die Lügen und die Wahrheiten, die Oheime, Fürstenbräute und Landwirte mit Recht auf unserer Bühne einheimisch geworden.

10 Und nun die Karikaturen der Familie! — Man muß erwägen, daß, eben weil die Idee des deutschen Hauses eine sehr große und zarte ist, auch nur hochstehende Naturen sie rein auszuprägen imstande sind, und daß das, was in einem echten Charakter Wahrheit wird, in schwächeren Seelen zu Manier
 15 und Heuchelei umschlägt. Man findet zwar in der Manier und Heuchelei, von welcher ich die rohen Umrisse gab, einen Bestandteil von deutscher Bequemlichkeitsliebe und Charakterlosigkeit; aber über denselben hinaus geht doch die, wenngleich falsche Begeisterung für das süße Wohlsein in den engsten Banden, die
 20 feste Überzeugung von der souveränen Würde dieser Bande und die Zuversicht, daß außer denselben nichts Besseres und Höheres zu erstreben sei. Mithin also das, was auch die Grundlage der vollkommenen Familie bildet.

Das Komische läßt sich mit dem Moose vergleichen. Siehst
 25 du das kleine, dürre, gelbbräunliche, graue oder blaßgrüne Gewirr vom Weiten an, so erscheint es dir wie ein albern-einfältiges Spiel der Pflanzenwelt. Betrachte es aber näher! Schau hier ein schlankes Stämmchen, welches sich oben in symmetrischen Blätterbüscheln auseinander legt, dort einen gedrungenen
 30 Stamm, von welchem verchränkte Zweige pyramidalisch aufsteigen, endlich da eine runde Krone, die durch anscheinend regelloses Geäst entsteht — und du wirfst Palmen, Zedern und Eichen im kleinen sehen. Dasselbe Bildungsgesetz wirft du so in diesen Kleinigkeiten drunten am Boden tätig erblicken, wie wenn du

um dich und empor sehend die hohen Stämme, die lüftegewiegten Wipfel betrachtest. So wird dir auch dasjelbe Bildungsgeſetz höherer Natur offenbar werden in den Palmen, Zedern und Eichen der deutſchen Familie und in ihrem Moofe. Zwischen jenen Fürſten und dieſem Pöbel aber wird dir ein mittleres Gewächs als das verbreitetſte erſcheinen, nicht erhaben wie jene, nicht verächtlich wie dieſes, ſondern mäßiger Größe, doch aber groß genug, um von den oberen Lüften noch angeweht zu werden, welche die Kronen der Fürſten umſpielen. 5

War nun aber die deutſche Familie während der Unterdrückung verſchieden von der jekigen? — Ich glaube, ja; nicht dem Weſen, aber der Beleuchtung, der Betonung, der Landſchaft nach, in welcher die Gruppe jezt ſteht und damals ſtand. Und dieſe drei Dinge ſind für die Wirkung ſehr wichtig, beſonders auf ein junges und ungeübtes Auge, welches noch nicht gelernt hat, auch im ſchlechteſten Lichte, in der mißſtimmigſten Landſchaft die eigentliche Form der Gruppe zu erkennen. 15

Um mit zwei Worten anzugeben, wohin ich ſteure, ſage ich, die norddeutſche Familie (denn mit dieſer habe ich es immer nur zunächſt zu thun, da Süddeutſchland ſanfter vom Deſpotismus berührt wurde) hatte während der Unterdrückung abſoluten Wert und gegenwärtig nur relativen. 20

Zuerſt von der Gegenwart. Ich habe, wenn ich von ihr rede, die Familien im Auge, welche ſeit etwa einem Dezennio (ein paar Jahre ab oder zu thun nichts zur Sache) gegründet worden ſind, weil an ihnen ſich am unvermiſchteſten die Eindrücke der Jeztzeit ausprägen. Der Charakter des Friedens, in dem wir ſeit fünf und zwanzig Jahren leben, iſt mehr, als es je in Friedenszeiten vorkam, der des Vermittelns, des Verſchlingens des Einzelnen in ein Weltganzes. Es gelingt ſogar keinem, der aus früherer Zeit herübergekommen iſt, mehr, ſich rund für ſich mit den Seinigen hinzustellen, ſich zu iſolieren, den Kontakt 30

mit den wirkenden Potenzen abzuwehren; den hartnäckigsten Widerstand bricht endlich doch die Macht der Umstände. Wieviel mehr muß dies in Familien jüngerer Datums der Fall sein! Jene Macht der Umstände ist aus unzähligen Agentien
5 zusammengeſetzt. Einige der bedeutendſten müſſen wir angeben und, wo es not tut, erörtern.

Mit den Fremden ward nicht alles Fremde vom deutſchen Boden vertrieben, konnte nicht vertrieben werden. Aus der ſchmachvollſten Wirtſchaft, aus dem Schleuderſyſtem, welches eine Ge-
10 walt, die ſich wenig um das Beſte des Landes kümmerte, geübt hatte, waren dennoch für Tauſend und aber Tauſend Rechte entſprungen, die geſchützt werden mußten. Was gegen die Befreiung geliefert und gezahlt worden war, das mußten die Befreiten oder der befreiende Staat — erſetzen; für die Sache der weſtfälischen
15 Domänenkäufer¹ ſprach nur eine Stimme, obſchon man wußte, daß im Durchſchnitt da Händel vorlagen, wie ſie zwiſchen einem Bankerottierer und habſüchtigen Bucherern abgeſchloſſen zu werden pflegen; Einrichtungen der fremden Verwaltung blieben beſtehen oder wurden nur umgetauft, wie denn die verſtärkte
20 Federkraft der ezeſutiven Gewalt, die in einzelnen Zweigen des Regiments für nötig erachtet worden iſt, nur auf dem franzöſiſchen Prinzip beruht. In ganzen Landſtrichen dauerten fremdes Recht und fremdes Gerichtsverfahren fort; in anderen wurde beides unter gewechſelten Namen nachgeahmt. Endlich wurde in einigen
25 Verfaſſungsurkunden der Hinblick auf Frankreich ſichtbar. Ja, man kann ſagen, daß der abſtrakte Begriff des Staats, wie ihn die Friiderizianiſche Zeit nur erſt als Luxus des Geiſtes gebildet, die franzöſiſche Revolution aber unter dem Namen des ſouveränen Volks praktiſch gemacht hatte, auch nur durch die Revolution
30 nach Deutſchland geſchleudert worden iſt. Alſo in vielen Beziehungen ein Miſchzuſtand und gerade in denen, welche zu den Fundamenten der Geſellſchaft gehören. Offenbar wäre das reine

¹ Vgl. die Anmerkung am Schluſſe des Bandes.

und ungetrübte Resultat des Sieges gewesen, wenn mit den Fremden auch alles, was von ihnen oder auf ihre Veranlassung gestiftet war, zur Niederlage kam. Ich sage nicht, daß diese möglich war, sondern ich will nur andeuten, welches die Folgen sind, wenn ein Volk so tief herabstank, um sieben Jahre lang unter der Herrschaft eines anderen stehen zu müssen. Die Natur kann sich in einem solchen Falle durch ein Fieber helfen, welches den größten Krankheitsstoff auswirft; aber die Nachwehen des Fiebers bleiben lange: das Zittern der Nerven, die Schwäche, die Unsicherheit des ganzen Befindens; und in diesen Nachwehen schleichen doch noch die Reste des Übels umher. Die Nachwehen unserer Krankheit und des kritischen Fiebers sind nun in der hier bezeichneten Richtung eine gewisse Halbheit, ein Gespaltenes und Doppeltes im Bewußtsein von den öffentlichen Dingen, in den Begriffen von Recht, Eigentum und Besitz. In diesen Regionen sind die Stifter der neueren deutschen Familie sämtlich entwickeltere oder unentwickeltere Hamlete. Und es kann nicht anders sein. Die um das Jahr 1830 Familien gründeten, waren damals durchschnittlich etwa in der Mitte oder gegen das Ende ihrer zwanziger Jahre; sie waren daher zur Zeit der Befreiung ungefähr Zwölffjährige. Ihren ersten Blicken erschien ein starker und mahrender Geist, dessen unzweideutiges Gebot ihnen jedoch in der Skepsis der nachher vor ihnen auftretenden Wirklichkeit problematisch werden mußte. Sie konnten keine Vergleichung der doch im ganzen erträglichen Gegenwart mit dem früheren traurigen Zustande anstellen; sie verglichen nur die unbedingten Erwartungen einer vollen und großen Nationalität, welche ihre Jugend besflügelt hatten, mit der bedingteren und mäßigeren Erfüllung. Es kam dazu, daß der Kontrast der äußeren politischen Verhältnisse kaum größer gedacht werden konnte. Deutschland hatte seine Waffen bis in das Herz des feindlichen Landes getragen, und wenige Jahre später stand der besiegte Feind wieder tonangebend in den großen Angelegenheiten da, während Deutschland abermals bestimmt schien, in diesen Dingen die

Rolle des Zuschauers oder wenigstens des zuletzt Befragten zu spielen.

Nun aber tragen alle Schöpfungen des Menschen das Gepräge der Stimmung an sich, in welcher er schafft. Die neuere und neueste Familie wurde von Zweifelnden, in dem Unbehagen eines kaum lösbar erscheinenden Zwiespalts Befangenen gegründet, und deshalb ist der Moment ihrer Gründung meist weit entfernt gewesen von dem altväterischen Genügen, von der naiven Zuversicht der früheren Zeit. Er erschien vielmehr den Gründern zwar wie ein heiliger, aber doch wie ein dunkeler, nicht wie eine Lösung, sondern wie eine Schürzung des Knotens. Beide Teile glaubten in ihm nicht ihr Geschick zu ordnen, sondern erst recht die kühnste Frage an das Geschick zu richten.

Man wende nicht ein, daß ich der Hamlet-Stimmung so vieler Gegenwartigen eine zu beschränkte Ursache gegeben habe. Ich werde nachher noch andere bestimmende Motive aufzählen, aber diese sind untergeordneter Art. Der Hauptgrund des geistigen und gemüthlichen Schwankens bleibt das Bewußtsein von der Größe der vorangegangenen Arbeit und von der scheinbaren Kleinheit oder unreinen Natur der Ausbeute. Man wende ferner nicht ein, daß ja doch gar manche durch die Fortdauer der fremden Nachwirkungen im Vaterlande oder durch die politische Schwäche Deutschlands in ihrem Empfindungskreise kaum berührt zu sein scheinen. Die unbewußten Eindrücke sind im gesellschaftlichen Körper oft die mächtigsten, und er hat ein noch zärteres Gemeingefühl als der Organismus des Leibes, in welchem an keiner Stelle eine Affektion sein kann, ohne daß nicht das Ganze irgendwie eine Umstimmung erfahren sollte.

Sonst sagten die Leute, die sich verbinden wollten, zueinander: „Du bist mein Alles, meine Welt, das Ziel jeglichen Wunsches.“ Jetzt pflügt der Mann von dem Mädchen seiner Wahl zu rühmen, daß sie ihn verstehe. Und so spricht umgekehrt das Mädchen auch. Dieses Merkwort gehört nun aber recht eigentlich der Freundschaft an, die sich immer auf Objekte

bezieht. Denn man kann einander nur über Objekte, über einzel-
 nes verstehen, wenn auch über noch so vieles; es ist durchaus
 unmöglich, daß der ganze Mensch den ganzen Menschen verstehe;
 vielmehr gibt es für das Verständniß da immer einen Bruch,
 nur aufzulösen durch die Sehnsucht quand même. Die Liebe 5
 hat eine leise Schattirung von der Freundschaft angenommen,
 die Ehe daher, der Keim und Ausgangspunkt der Familie, etwas
 von ihrem univervellen Gehalte eingebüßt. Denn die Freundschaft
 läßt mancherlei, ja sogar oft sehr vieles neben sich zu;
 die wahre Liebe duldet eigentlich nichts Zweites in der Seele. 10

Die Journale! — Wer zählt sie, wer schälte nicht die meisten
 wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer ent-
 zöge sich gleichwohl dem Einfluß des alles durchdringenden
 Elementes, welches, von der Schnellpresse zu einem früher un-
 glaublich gehaltenen Grade der Expansion gesteigert, einen jeden 15
 anweht und ihn zwingt, aus demselben einen Teil seiner Respi-
 ration zu nehmen? Dieses Element, eine neue Art von Gas,
 würde sich ungefähr so beschreiben lassen: Auf Treue und Glau-
 ben annehmen das, was eigentlich erlebt und erschaut werden
 muß; Studien, die man selbst nicht zu machen imstande ist, 20
 durch andere für sich anstellen lassen. Ich zweifle, daß die eigent-
 liche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders
 als durch den unmittelbarsten Anblick erkannt werden kann; ge-
 wiß ist, daß nur der mit der Wissenschaft, mit der Kunst, mit
 der Poesie in ein lebendiges Wechselverhältnis tritt, welcher zu 25
 den Quellen selbst schöpfen geht. Wie wenige haben zu jenem
 Anblicke die Gelegenheit, zu diesem Gange, der ein stiller,
 angestrebter, oft wiederholter sein muß, die Muße! Dennoch
 sind die Forderungen an jeden so gestellt, daß er über alles eine
 Meinung haben soll und bei Gelegenheit auch genötigt ist, 30
 sie zu äußern. Die wunderbarsten Ansprüche auf Polyhistorie
 sind rege geworden. Wer darf heutzutage nur im gewöhn-
 lichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren
 Dingen zugleich Bescheid zu wissen wenigstens vorgibt, als die

sonst im Kopfe eines Gelehrten beieinander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzustehen, ist schon ein bedeutender; er darf nicht vielen zugemutet werden.

5 Das Bedürfnis univerveller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gären und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt sich der Beweis führen, daß ein sogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über
 10 dem, was ihm andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dies nicht leicht jemand Wort haben wollen; dennoch aber ist es so, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz sein würde, um die Kunden selbst dem sogenannten Wissenden darzureichen; den Mangel dessen, was er-
 15 lebt werden muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale sind also eine gewaltig wirkende geistige Potenz. Man darf sie nicht scheuten; denn sie haben sich nicht selbst gemacht, sondern die Zeit machte sie; man kann ihren Geist aber
 20 auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche sind gegründet worden in der redlichen Absicht, selbstständig, belehrend, frei zu sein; eine Zeitlang blieben sie diesem Vorjake treu, endlich aber scheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mund-
 25 recht zu machen, und selbst die besten schlugen daher auch um in das Appretieren, in den Anschluß an gewisse Schulen oder Parteien.

Nun aber fühlt sich kein strebender Mensch (denn die ganz leichten Köpfe lasse ich aus der Rechnung hinweg) dauernd
 30 von Schemen und Klängen befriedigt oder von Resultaten angesprochen, zu denen ihm die Vorderjake fehlen. Es ist ein unabweisliches Verlangen seiner Natur, den Dingen selbst in das Antlitz zu schauen, Ordnung und Zusammenhang in seinen Vorstellungen zu stiften. Jenes Nachsprechen auf Treue und Glau-

ben ermüdet ihn bald, efelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome sich oben halten will, außer stande, durch eigene Kraft zu schwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korfgürtels sich bedienen. So entsteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, ist, daß sie sich im stillen den geistigen Forderungen, die sie auch an sich ergangen glauben, nicht gewachsen halten, wissen, wie übel es um die Mittel stand, welche sie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weise des Materials habhaft zu werden. Es existiert jetzt eine weitverbreitete Gesellschaft empor sich Schraubender und empor Geschrobener¹, deren Zustand fast an den frevelhaften Raufsch und an das ernüchterte Glend der Opium-Esser erinnert.

Noch tiefer greift das Reisen in den Zustand der jetzigen Menschen ein. Sonst, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren, wurde zwar auch gereiset; indessen gehörte es für die Mittelklassen zu den Ausnahmen, und wo es da stattfand, wurde es durch Geschäft, bestimmte Zwecke oder durch eine besondere Eleganz des Geistes und der Verhältnisse herbeigeführt. Jetzt ist das anders. Daß jemand zu Hause bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß alles, was nur die Mittel erschwingen kann, welche die neueren Erfindungen so sehr herabgesetzt haben, sich jährlich oder in nicht viel längeren Zwischenräumen über hundert deutsche Meilen wenigstens fortbewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter diesen Reisenden sind Geschäfts- oder Zweckreisende; die große Mehrheit reißt, um zu reisen. Die Figur des reinen Reisenden oder des Reisenden schlechthin, welche sonst nur bei den Engländern vorkam, ist seit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutschland übersiedelt worden.

¹ An sie dachte Zimmermann bei der Satire seines „Zulifantchen“. Vgl. S. 7 ff. dieses Bandes.

Sie reisen, um zu reisen. Sie wollen der Qual des Einerlei entfliehen, neues sehen, gleichviel was, sich zerstreuen, obgleich sie eigentlich nicht gesammelt waren. Ist diese Wanderlust zu scheitern? Auch nicht. Sie ist natürlich und zum Teil wenigstens
 5 Nachwirkung der politischen Stürme. Napoleon hat die Völker einst zueinander spazieren geführt; das mußte aufhören; die Reisen der Einzelnen sind aber gewissermaßen die leisen äußersten Kreise der einst so gewaltig im Mittelpunkte erregten Flut. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner
 10 Schilderung gilt. Montaignes¹ Spruch soll mir auch zu statten kommen: „Ich will nicht belehren; ich erzähle.“

Die Folgen der Rejemode erzähle ich denn so: Man hat wohl gesagt, daß in der Fremde das Heimische dem Menschen doppelt teuer werde; indessen ist dies doch nur für kurze Zeit der
 15 Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechselten Bodens bleibt doch die in steigender Progression fortschreitende Neigung zum Wechsel. Reisen erweitern wohl den Sinn, aber sie erkälten ihn auch; sie sind wie ein starkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erschütterung hervorbringt, die dann eine
 20 nur um so tiefere Erschöpfung der Kräfte nach sich zu ziehen pflegt. Man sollte Reisen immer nur als Belohnungen sich verstaten; nur in der vollkommensten Harmonie mit sich und seinen Umgebungen darf der Scheidende ein Pfand der Versicherung sehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unlustig ermüden
 25 werde. Sie als Mittel der Herstellung von Verstimmungen und Zerwürfnissen zu betrachten, ist sehr bedenklich; meistens brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß sich wundern, daß noch keiner unserer Novellisten den Charakter des Reisenden schlecht hin, des reinen Reisenden
 30 aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reisende ist durchaus Egoist; die Begegnenden sind ihm Mittel zu seinen Zwecken. Weil nun aber die Selbstsucht un-

¹ Michel Eyquem de Montaigne (1533—92), der berühmte französische Moralphilosoph und Vater des „Essay“.

verhüllt einen gar zu schlechten Anblick gewährt, so wird unterwegs eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben; es wird ein gewisser Anteil an den Zuständen, über welche der rasche Fuß hinstreift, ein Eingehen in die Verhältnisse der Gastfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer seinen 5 Worten keine Konsequenz zu geben braucht, kann leicht zartfönnig, großmütig, die Billigkeit selbst sein. Deshalb stellen Reisende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachteiligenden Schatten; das hingeworfene Wort des Vorübergleitenden wird nicht selten zum stillen Samen der Verwirrung. Man sollte daher gegen 10 niemand mit seinen Äußerungen vorsichtiger sein als gegen den Wanderer; denn jedes Zutraun ist wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, so muß der Boden haften, in den ihr Keim gesenkt wurde.

Alle Nachteile des modernen Reisens verschwinden übrigens, 15 wenn ein bestimmter Zweck sich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menschen in sich zusammenhält und ihm die Ruhe der Häuslichkeit sogar süßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders denn so sein. Welche bessere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgesetztes Bergnüt- 20 gen? Die Menschen sollten daher, wenn sie ihr Bündel schnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen und, dieser zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Person habe mich immer sehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiset bin, nur um zu reisen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu 25 suchen, sondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundigung im Auge zu haben pflegte. Man verliert dann zwischen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimseins; Heimat und Fremde fallen nicht auseinander, sondern werden durch einen zarten Faden verknüpft. 30

Was soll ich noch von den Vereinen sagen, welche auch dazu beitragen, die Menschen über die Grenzen ihrer Privatinteressen hinüberzuführen? Irgend einem Vereine gehört jetzt jedermann

an, sei es nun ein Kunstverein, eine Gefängnisgesellschaft, eine Aktientompagnie oder sonst so etwas. Die große Bedeutung dieser Affoziationen habe ich in der Einleitung anerkannt; für die Mehrheit der Einzelnen geben aber auch sie ihren Beitrag der

5 Beunruhigung. Denn wer das Innere solcher Vereine kennt, weiß, daß immer nur wenige darin die Arbeitenden, mit dem eigentlichen Mechanismus und den Arkanis¹ der Sache Vertrauten sind, und daß an die übrigen nur gewisse allgemeine Resultate gebracht werden, welche sie hinnehmen, ohne bei ihrer Er-

10 zeugung tätig gewesen zu sein. Sie sind daher lediglich Konsumenten der Gesellschaft, wie alle Konsumenten aber zu übertriebenen Hoffnungen oder zu unmäßigen Befürchtungen, zu hohen Forderungen und bitteren Anklagen aufgelegt, weil nur die Arbeit das rechte Lot und Blei für das Fahrwasser der menschlichen

15 Dinge in die Hand gibt. Es ist gewiß: Was einer sich nicht erarbeitet, das besitzt er auch nicht; der Verfall des Adels seit dem Untergange des Rittertums beweist diese Wahrheit. Es beweist sie das Einschlummern Spaniens nach dem Entdecken der amerikanischen Minen. — Man könnte sagen, daß, wie die Lehre der

20 Journale ein Surrogat des Wissens und der Wahrheit gibt, die Tätigkeit der Vereine vielen Menschen ein Surrogat des eigentlichen Handelns darbiete. Scheinwissen macht nur unsicher; Scheinhandeln aber tötet das Herz der Entscheidungsfähigkeit ab. Woher kommt es, daß man sich jetzt zu so wenigen gesunder,

25 gerader, einfacher, aus der vollen Brust kommender Taten versehen darf? Der allgemeine Egoismus, über den man klagt, ist nur die Äußerung der Sache selbst unter anderem Namen, nicht die Ursache. Auch ist das, was man den modernen Egoismus nennt, wenigstens etwas ganz anderes, als was man früher so

30 bezeichnete. Die Güter, welche man allerdings sucht, werden nur zu einem Teile um ihrer selbst willen erstrebt; zum anderen und vielleicht größeren Teile sieht man in ihnen Träger geistiger

¹ Geheimnissen.

Früchte, die jeder brechen möchte. Es ist ja eine ebenso allgemeine Klage wie jene über den vermeintlich herrschenden Egoismus, daß niemand seines Lebens und des Seinigen recht froh werde. Ebenjowenig kann Sittenlosigkeit, welche zu anderen Zeiten die Tatkraft abschwächte, an der jetzigen Herzensmattigkeit schuld sein; denn die Sitten sind im allgemeinen keusch, wenigstens viel reiner als sonst. Das Geschlecht, welches da lebt, ist, wenn auch keine Heermannschaft blonder, blauäugiger Germanen, doch nicht ein entnervtes.

Wahrlich, die Zeit bietet ein sonderbares Schauspiel dar in Beziehung auf Energie. Man erinnert sich an ein allbekanntes Distichon von Schiller über den Geist der Einzelnen und den ihrer Verbrüderungen.¹ Man könnte jetzt, in das Gegenteil hinüberparodierend, sagen, daß, wo viele zusammenhandelten, ein Riese erscheine, der, wenn man die Handelnden einzeln betrachte, sich in lauter Zwerglein zerkrümele. — Hierin erscheint aber recht eigentlich einer der Punkte, auf welchen der Übergang von der subjektiven zur objektiven Periode stattfindet.

Von diesen Potenzen, denen sich noch unzählige kleinere aus dem weitächtigen Kulturzustande der Gegenwart anschließen, ist die heutige deutsche Familie gleichsam wie von einer Säure durchzogen und in ihrer festen Textur etwas gelöst. Das Haus hat gewissermaßen einen Gehalt in sich aufgenommen, der es in der Zukunft sicherlich zu einer ihm entsprechenden Form ausweiten wird, vorderhand aber freilich für die von früherer Zeit her gezogenen Grenzen zu groß erscheint und die Wände schüttern, die Balken krachen macht. Es fand übrigens wie in allen Wandlungen der Zustände eine generatio aequivoca² statt. Die Verwandlungszeichen draußen und die im Hause waren ziemlich zu gleicher Zeit da.

¹ „Jeder, sieht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;

Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummkopf daraus.“

Schillersches Distichon vom Jahre 1796, überschrieben: „G. G.“, b. h. Gelehrte Gesellschaften. — ² Urzeugung.

Zu den seltensten Ausnahmen möchten heutzutage Familien gehören, die, wenn sie sich auch nur ein Weniges, ja nur ein äußerst Weniges über die gemeine Meeresfläche erheben, nicht alle Anstrengungen machten, zu den sogenannten geistreichen gezählt zu werden. Das Wort ist durch diese künstlichen Aufschwünge bei den Denkenden so in Verruß geraten, daß man es kaum noch ohne spöttischen Nebengedanken nennen hört. Die „Geistreichen“ werden mich entschiedener Spießbürgerlichkeit bezüchtigen; ich kann mir aber nicht helfen, zu sagen: So manches Haus, welches ich in ihrer Weise habe sich abmühen sehen, kam mir vor wie eine Versammlung großer Kinder, welche allen Fleiß und Ernst daran setzten, Seifenblasen in die Luft zu treiben. — Sollte die Familie, wenn der alte beschränkte Standpunkt für sie nicht mehr zu halten ist, wenn die geistige Flut der Zeit in ihr Gefäß aufgenommen werden muß, dies nicht auf eine edlere und gründlichere Weise bewerkstelligen können, als leider häufig geschieht? Ich will zweierlei herausheben.

Unsere Mädchen werden zum Teil noch jämmerlich erzogen. Ihre Seele wird abgerichtet zu allerhand Scheintweisen und Flitter — eine Dressur, die durch die neuerdings erwachte Manie, sie fremde Sprachen lernen zu lassen, nur noch an Breite gewonnen hat —, aber sie wird nicht erfüllt mit dem Marke des Wissenswürdigen, mit einigen großen Gestalten der Geschichte und Literatur. Leer bleiben daher so viele, und der Ehestand kann, wie er sich meistens gestaltet, das Übel nicht heben; denn nun sollen sie repräsentieren, sollen Damen sein, sollen über alles zu sprechen imstande sein, ohne von etwas die Stellung und den Zusammenhang zu kennen. Wäre es denn nun da nicht schön, wenn der Mann dem Weibe noch nachhülfe, so weit dies möglich ist? Würden die Stunden, die sonst in Dumpsheit oder Zerstreuung hingehen, nicht würdig angewendet, wenn der Mann die Verjämmerung der Lehrer einbrächte, und erhielte die moderne Häuslichkeit dadurch nicht eine neue, schöne, ihr gemäße Grundlage?

Es ist hier wahrlich nicht auf Hervorbringung gelehrter Ra-
rifaturen abgesehen, noch auf eine pedantische Didaskalie. Aber
wenn zwei Menschen so eng verbunden sind wie Ehegatten, so er-
gibt sich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfnis, den
Knoten durch gemeinsames Erkennen, durch Bewundern und Ver- 5
ehren des Trefflichen Hand in Hand, immer fester zu schürzen. Ge-
wiß ist, daß unsere Frauen dadurch nicht weniger Frauen würden,
wenn sie, anstatt an elenden Romanen des Tages oder am Spü-
licht der Frömmerei sich Indigestionen zuzuziehen, ein wenig mehr
die gesunden Gedanken großer Schriftsteller in sich aufnahmen; 10
wenn sie für das Gewäsch, welches ihnen das letzte Zeitblatt zu-
trägt, erführen, wie es etwa auf unserer Erde aussieht, oder auf
welche Weise dieser und jener erhabene Mensch sein Leben zu fas-
sen wußte. Ich rechete hier nicht mit Windmühlen, sondern be-
rufe mich auf das Zeugnis der Beobachtenden, ob man nicht 15
und zwar vorzugsweise gerade aus dem Munde jüngerer Frauen
jetzt eine Anzahl der oberflächlichsten, absurdesten, den Mangel
jeder Grundlage der Bildung verratenden Urteile zu hören
bekommt?

Ferner: Sollte es nicht endlich Zeit sein, eine wahrhaft 20
deutsche Geselligkeit wieder zu versuchen, nicht in dem Sinne
des Liedes, daß gestern abend Better Michel da¹ gewesen sei,
sondern in dem Gefühle und mit dem Bedürfnisse, daß es den
Zusammenkünften der Deutschen wohl anstehe, wenn jeder aus
ihnen eine erhöhte Stimmung und eine Bereicherung des Geistes 25
mit nach Hause bringt? Wäre so viel daran verloren, wenn der
deutsche Salon, welcher allerorten die Battants² weit offen
getan, allgemach wieder geschlossen würde? Ich kenne den fran-
zösischen Salon nicht aus eigener Erfahrung, sondern nur aus
Beschreibungen; sind diese treu, so erbaut er sich auf Überein- 30

¹ Das Lied, das gleichsam zur Nationalhymne des deutschen Philistertums
gestempelt wurde, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden. Es wird
auch in Goethes Gedicht „Musen und Grazien in der Mart“ verspottet. — ² Flügel-
tilren.

künftigsten der Meinung, die in der noch immer leichtesten Konver-
 sation von der Welt ausströmen, und es durchweht ihn ein
 flüchtiges Etwas, der Äther des Pariser Daseins, welches alle
 Stockungen verflößt, alle Spannungen mildert, die Friktion nur
 5 gerade so weit zuläßt, als sie zur Erhöhung des Lebensreizes
 dient. Außerdem ist der Salon dort nicht selten Herd politischer
 oder literarischer Vorbereitungen, ein Analogon des englischen
 Meeting. Alles das ist französisch und national, und von allem
 dem ist nichts deutsch. Wir haben keine vertragenen Meinungen;
 10 wir wissen nicht zu konverfieren, am wenigsten leicht; selbst unsere
 Frauen sind darin keine Meisterinnen, und ganz fehlt unserem
 Salon das oben angedeutete flüchtige Etwas. Es entspringt bei
 den Franzosen aus dem Bewußtsein, daß ihre Gesellschaft ihr
 höheres Lustspiel des Lebens sei, daß also alle Konflikte, die
 15 in ihr hervortraten, nur künstlerische Geltung haben dürfen und
 künstlerisch behandelt werden wollen. Zu einer solchen komödien-
 haften Behandlung sind wir aber viel zu schwerfällig. Wir
 wollen in unserem Salon auch belehren oder belehrt werden,
 überzeugen oder uns überzeugen lassen; wir nehmen unsere
 20 Antipathien zwischen die vier Wände mit, welche bei unseren
 Nachbarn die Stätte eines neuen Gottesfriedens umzirken; wir
 schmollen und grollen; wir haben Ambitionen, wo wir nur Ver-
 gnügen haben sollen.

Endlich gehen bei uns nie von den Salons Erfolge aus.
 25 Die Literatur treibt ihre Wurzel anderwärts; die öffentlichen
 Verhältnisse, wo dergleichen sind, entziehen sich ganz der Herr-
 schaft der sogenannten guten Sozietät.

Auf diese Weise hat unser Salon eine ziemlich mißfarbige
 Gestalt bekommen. Die Präsidentschaft führt eigentlich ein stilles
 30 Unbehagen und eine gelinde Langeweile der meisten. Über diesem
 unfruchtbaren Lettenboden¹ (um bei einer so disparaten Sache
 aus dem Bilde zu fallen) lagert sich nun eine dünne Schicht

¹ Letten sind an Ton und Eisenoxyd reiche Lehmarton.

fruchtbareren Erdreiches, in welchem aber doch nur die kümmerliche Flora einiger Redensarten, Komplimente, Schmeicheleien, schwerer Dissertationen, die sich zu Gesprächen verdünnen, und leichter Gespräche, die sich zu Dissertationen verdicken, verschiedener unterhaltungsbedürftiger, mehrerer flüsternder oder bou- 5 dierender¹ Damen fortzukommen vermag.

Ich glaube nicht, daß ich zu schwarz gesehen habe. Deutsche Salons habe ich vielfältig kennen gelernt und an vielen Orten und von guter Fabrik. Ich muß nun gestehen, daß ich meine 10 geselligen Freuden immer weit ab von dieser Geselligkeit angetroffen habe. Und da daselbe mir von manchem andern, dessen Urtheil ein unbestochenes war, gesagt worden ist, so wird wohl eine Wahrheit und nicht eine säuerliche Verstimmung ausgesprochen worden sein. — Im Gegensatz zu jener läßt sich nun wohl 15 eine echt-deutsche Geselligkeit denken, deren Beschreibung als eines Dinges, welches erst werden soll, freilich schwer ist. Sie würde aber von einem allgemeineren Bedürfnisse, wahlverwandte Naturen zu finden, verbunden mit der Scheu, ohne dieses Bedürfnis mit jemand zu verkehren, ausgehen.

Die Familie der Gegenwart hat also von dem schönen 20 Grundschema der Liebe, welches ich früher aufzeichnete, eine Ausbeugung nach der Rechts- und Verstandesphäre hin genommen. Gewisse Normen treten in ihr markierter hervor und bringen sie einem kontraktlichen oder verfassungsartigen Verhältnisse näher. Alles ist einfacher im Hause geworden; wenn man will, ver- 25 nünftiger, aber auch nüchterner, kälter. Skandalöse Geschichten hört man seltener als sonst; noch seltener sind die tiefeinschneidenden Zwiespalte der Pflicht und Neigung, die poetischen Irrsiale des Herzens, an welchen eine abgewichene Periode reich war; aber dafür hat das eheliche Band selbst etwas Herbes und Phanta- 30 tasielojes bekommen. Die Eltern stellen sich früher als sonst zu ihren Kindern in das Verhältniß älterer Freunde, woraus deut

¹ Boudieren, d. h. maulen, schmollen.

folgt, daß die Kinder noch früher Gedanken der Emanzipation hegen und zwar nicht auf Schuldenmachen und Ausschweifungen, sondern auf alle Befugnisse der Kultur und Zivilisation gerichtete. Bezeichnend für den Geist der Gegenwart ist das häufig in den Familien vorkommende Verlangen nach einem Talente in ihr. Es hat seinen Ursprung in dem Widerwillen gegen die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebensganges, in dem Grauen vor den geheimen Schrecken der Zeit und in dem richtigen Gedanken, daß das große Talent nicht allein für die Welt, sondern auch für das Individuum die glücklichste Himmelsgabe ist, weil es dasselbe am sichersten durch alle Stürme trägt; überfieht aber, daß es nichts Unglückseligeres gibt als mühsam gepflegte Halbtalente.

Im ganzen fehlt es der deutschen Familie an dem früheren durchgehenden Genügen in sich selbst; sie wird eingeschränkter als sonst wie eine Freude empfunden und steht wenigstens nahe daran, wie eine Notwendigkeit erkannt zu werden. Auf mannigfache Weise suchen sich die Frauen zu helfen. Ich schweige von den Schriftstellerinnen; auch von den an der Emanzipationsfrage¹ sich Beteiligenden schweige ich und bringe über diese berühmte Frage nur dahin meine Meinung bei, daß die Frauen dadurch weit weniger die ostensible Absicht, gleiche Rechte mit den Männern zu erlangen, verfolgen, als vielmehr wünschen, auf einem Umwege die Forderung an ein Wiedererwachen wärmerer Neigungen in den Männern geltend zu machen. Das Thema, welches Aristophanes in der „Thyisstrata“ cynisch, roh, frivol abhandelte, wird in der Gegenwart geistig, zart, verschämt wieder aufgenommen. Ziehen die Männer in den Krieg, sei es mit dem Speer oder mit Gedanken, so tun die Weiber, als könnten sie für sich bestehen. Sind die Männer verliebt oder nur galant, so denkt keine Frau an Emanzipation

Nur über die Frauenvereine seien einige Worte vergönnt! Auch sie gehören zu den Symptomen, daß der Frau das Haus

¹ Über Immermanns Ansichten von der weiblichen Emanzipation vergleiche die Einleitung des Herausgebers zum „Tulifantchen“ auf S. 8 f. des vorliegenden Bandes.

zu leer oder zu kalt geworden ist. Nur ehelos schließt in Zeiten, welche einen einfacheren Bildungstrieb haben, das Weib Vereinigungen mit ihresgleichen: die Nonne, die barmherzige Schwester beruht auf diesem Grundsatz. Wenn Mistreß Fry¹ unerschrocken mit dem Evangelium in der Hand unter die Verworfenen ihres Geschlechts zu New-Gate tritt, so ist das der Heroismus einer Einzelnen, der wie jede große Tat zur Nachäferung fortreißen und zur Stiftung einer Komitee führen kann. Wenn im Kriege sich die Frauen verschwiftern der Kranken und Wunden annahmen, so geschah es, weil unter so außerordentlichen Umständen eben nicht anders geholfen werden konnte, und wenn in England ein Magdalenenhospital der Prostitution entgegenwirkt, so läßt sich sagen, daß jeder Frau die nähere Berührung mit dieser Pest in ihren persönlichen Umgebungen verhänglich erscheinen mußte. — Wenn aber in ruhigen Friedensjahren allerorten Frauenvereine entstehen, um die Armut zu unterstützen oder sich des verwaisten Alters anzunehmen, so läßt sich wenigstens eine aus der Sache hervorgehende Notwendigkeit nicht begreifen, welche die Frauen zwänge, auf solche Weise den reingezogenen Kreis weiblicher Individualität zu überschreiten. Vielmehr wird die Frau, in deren Gemüte wirklich alles an der rechten Stelle ist, in deren Seele ein vollkommen ungetrübter Friede wohnt, Werke der Mildtätigkeit in der unscheinbarsten, verborgensten und vor allem in der personellsten Art verrichten, ohne Abkältung durch fremde Medien, weil sie auch solchen Werken ein mit der Liebesfähigkeit wenigstens verwandtes Mitleid, eine individuelle Teilnahme an dem Gegenstande der Fürsorge schenken zu müssen glaubt, weil die rechten Werke bei ihr nur aus solchen Empfindungen aufblühen. Nichts ist der Frau im Gleichgewicht fremder als die sogenannte allgemeine

¹ Elizabeth Fry (1780—1845), die Tochter eines englischen Quäkers, war um die Verbesserung des Gefängniswesens in England unablässig bemüht. Sie errichtete unter anderem in London eine Schule für die Kinder der Gefangenen in Newgate und eine Lehr- und Arbeitsschule für verurteilte Gefangene.

Menschenliebe, nichts steht ihr näher als ein warmes Interesse an dem besondern Falle. Von ihr gilt in noch höherem Grade, was Pascals Schwester in seiner Lebensbeschreibung von ihm erzählt, wo sie über seine zärtliche Liebe zu jedem Armen, der ihm
 5 aufstieß, redet:

„Tous ces discours nous excitoient et nous portoient quelquefois à faire des préparations, pour trouver des moyens pour des réglemens généraux, qui pourvussent à toutes les nécessités; mais il ne trouvoit pas cela bon, et il disoit que
 10 nous n'étions pas appelées au général, mais au particulier, et qu'il croyoit, que la manière la plus agréable à Dieu étoit de servir les pauvres pauvrement, c'est à dire chacun selon son pouvoir, sans se remplir l'esprit de ces grands dessins, qui tiennent de cette excellence, dont il blâmoit la recherche
 15 en toute chose.“¹

Wenn also, wie jetzt der Fall ist, es zur allgemeinen Sitte wird, daß die Frauen Milde und Wohlthätigkeit gleichsam als Geschäft treiben, so ist dieser Umstand eine Anomalie und läßt auf ein gestörtes Gleichgewicht zurückschließen, wobei wir natürlich die feinsten und der gestörten selbst vielleicht nicht bemerkbaren Irrungen im Auge behalten müssen.
 20

Überhaupt dürfen wir nie vergessen, daß in einer solchen Charakteristik, wie ich sie von der deutschen Familie der Gegenwart zu geben versuchte, die Züge nahe aneinander gerückt sind, zwischen welche des Lebens unerlöschliche Fülle eine Menge
 25 versöhnender und tröstlicher Gestaltungen wirft. Sie ist nur wie ein Grundriß oder eine Charte, zum Orientieren bestimmt. Trittst du an das Gebäude hinan, trägt dich das Segel zur

¹ „Alle diese Gespräche regten uns an und brachten uns bisweilen dazu, Vorbereitungen zu treffen, um Mittel für allgemeine Anordnungen zu finden, die allen Nöten abhelfen könnten; aber er fand das nicht gut und sagte, daß wir (Frauen) nicht zum Allgemeinen, sondern zum Besondern berufen seien, und daß er glaube, die Gott wohlgefälligste Art sei, den Armen ärmlich zu dienen, d. h. jeder nach seinem Vermögen, ohne sich den Kopf mit großen Plänen anzufüllen, die etwas von jener Vortrefflichkeit an sich haben, die in jeder Sache zu suchen er tabelte.“

Rüste, so siehst du gefällige architektonische Linien, sanftes Vorland, romantische Klippen, bebüschte Zungen, wo du auf dem Papiere nur scharfe Winkel, trockene, unschöne Umrisse siehst. — Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß unser Familienleben an einer hoffnungslosen Auszehrung deshalb leidet, weil es hin und wieder sich einer gewissen Müdigkeit nicht erwehren kann. Als ein gutes Zeichen, es sei nur in einem Zustande der Durchbildung begriffen, muß angesehen werden, daß der Mangel gefühlt wird ohne den Gedanken an schlimmen Erfaß. Eine heimliche Unruhe, gleichsam ein stilles Nachtwandeln bei Tage, treibt die Menschen aus der Enge des Hauses in ferne und fremde Dinge. Diese genügen ihnen dann doch auch wieder nicht, sie fallen von ihnen ab und in das Haus zurück, wo aber die frühere Empfindung sich ihrer von neuem bemächtigt. Ein ziemlich schwindelhafter Kreislauf! das muß man einräumen. Aber die Umgetriebenen empfinden ihn mit schmerzlicher Bitterkeit, sie empfinden ihn als tragische Verlegenheit, und wo es bei dem reinen Bewußtsein eines moralischen Übels bleibt, da ist noch Heilung zu erwarten. Noch suchen die Männer nicht fern von ihrem Herde häusliche Freuden, noch haben die Frauen von den Genüssen der Repräsentation und Sozietät, die ich anführte, kaum Genuß.

Der Hinblick auf zwei psychologische Phänomene der französischen und deutschen Frauentwelt schließe diese Betrachtung. *Aurore Dudevant*¹ und *Charlotte Stieglitz*² stellen Extreme des verwundeten weiblichen Gefühls, des Leidens an unfählich unerträglicher Häuslichkeit dar. Der tiefste Riß, der in Frankreich und der in Deutschland durch die Familie gehen konnte, ist in ihren Schicksalen abgebildet. Beide mögen unglücklich gewesen

¹ *Amantine Lucile Aurora*, Baronin von *Dudevant*, der eigentliche Name der berühmten französischen Romanschriftstellerin *George Sand* (1804—1876). — ² *Charlotte Stieglitz* (1806—34), die Gattin des schwächlichen Dichters *Heinrich Stieglitz* (1801—49), der zur Schule des „*Jungen Deutschland*“ gehörte. Sie gab sich selbst den Tod, weil sie in krankhafter Überreizung hoffte, durch einen tiefen Schmerz heilend auf ihren Gatten einzuwirken und sein Schaffen zu befruchten.

sein in einem Grade, den man vielleicht nicht zu ermessen, gewiß nicht zu schildern vermag. Aber Aurora entweicht dem jurienwimmelnden Hause, Charlotte stirbt darin. Die Französin weiß sich zu trösten, sie legt Mannskleider an, raucht Zigarren, speku-
 5 liert in den Fonds, rächt sich durch Romane von unvergleichlicher Berbe und wird eine berühmte Schriftstellerin. Die Deutsche versteht nur sich zu opfern, in einem erhabenen Wahnsinne, für ein Phantom, für ein Nichts allerdings; aber das nimmt dem Opfer seine rührende Größe nicht. Wir haben von dem Fatum
 10 unserer Landsmännin zwar keinen ergreifenden Roman als Frucht pflücken dürfen, aber in Charlottens Totenantlitz wie in einem magischen Spiegel, wenn auch etwas fremdartig, doch kenntlich aussehend, die Quelle der Jugend erblicken können, aus welcher sich deutsches Leben immerdar tränkt.

15 Mit diesem Bilde der modernen Familie in lauter Halb-
 tönen sei nun die Gestalt der Familie verglichen, über deren Dach die Wucht der Weltereignisse stürzte. An ihr war alles noch winklich, barock, kurios; desto zusammengefaßter kann der Bericht von ihr sein.

20 Weil der öffentliche Zustand von Deutschland seit dem Westfälischen Frieden ein völlig nichtiger gewesen war und auch Friedrich die Kraft und Zuversicht der Menschen nur erst in eine Vor-
 schule genommen hatte, von welcher sie nachher die hohe Schule der Selbsterkenntnis in Not und Trübsal beziehen sollten,
 25 so hatten sich alle echten Triebe des deutschen Gemüths in die Familie geflüchtet. In diesem engen Rahmen hatte sich das Gemüth zu jener Enge, Sentimentalität, Bequemlichkeit und zu der mit
 30 Isolierungen immer verknüpften wunden Strenge zusammengezogen und zersplittert, abgeflacht und zugespitzt, über die ich nicht weitläufig werden will, weil man allbekannte Dinge nicht immer von neuem erzählen soll. Ich verweise auf Fißland; er ist der getreueste Cicerone durch alle Schätze und Kuriositäten

des damaligen deutschen Familienlebens. Meine Achtung für ihn als Dichter will ich niemandem aufreden; als Quellschrieffsteller wage ich ihn gegen jedermann zu vertreten. Da ist er von unschätzbbarer Reichhaltigkeit. Er hat mit einem Auge, welches für die Wahrnehmung des Kleinen recht eigentlich organisiert zu sein schien, gesehen, mit der musterhaftesten Treue beschrieben. Es ist bekannt, wie er sich über die Genesis seiner Arbeiten selbst erklärt hat. „Ich mache“, sagte er, „bei meinen Stücken keinen Plan, sondern mir schwebt eine Figur vor, die mir gefällt, die mich interessiert. Zu ihr gesellen sich andere Figuren; es bilden sich Beziehungen und Verhältnisse; ich lasse die Leute reden, wie es ihnen gemäß ist, und bin oft selbst neugierig, wohin die Sache führt, deren Entwicklungen ich im Anfange nicht vorhersehe.“ — Diese scheinbar auf ein höchst tadelnswertes Arbeiten deutende Äußerung bezeichnet doch nur in unserem Falle die organische Entstehung jener sonderbaren Stücke, welche weiter nichts sind als Studien der Beobachtung in dramatischer Form, und welche diesen Charakter nicht haben könnten, wenn der Verfasser den Reichthum seiner Wahrnehmungen durch eine schärfere Fabel geschmälert hätte. Es tut mir wohl, bei dieser Gelegenheit meinen Respekt vor einem viel getadelten Manne auszusprechen. Um ihn endlich im richtigen historischen Lichte zu sehen, muß man ihn nur mit seinem Rival vergleichen, mit Rokebue. Bei dem ist alles schwammig, verblasen, liederlich; er verläuft sich, wenn nicht in der ganzen Anlage einer Arbeit, was auch oft genug vorkommt, doch jederzeit an-irgend einem Punkte in das völlig Dumme und Alberne, wie denn zum Beispiel einem seiner am besten geführten Stücke, dem „Taschenbuche“, ja doch das Schnupfen der alten Haushälterin als Platitude eingimpft werden mußte. Von diesen Mängeln trifft man bei Ziffand nichts an. Seine Region ist eine beschränkte, aber mit dem Durchblick auf eine weite Perspektive, nämlich auf die unzerstörbare Macht und Würde des Hauses; und in jener Beschränkung waltet er durchaus als Meister von der Kanzelleigröße des alten Dall-

ner¹ bis zu dem vor dem Geheimenrat Wallenfeld² stumm geigen-
 den Jean² hinunter. Jedes weiß er an seinen Ort zu stellen; fehlt
 ihm auch bei der Planlosigkeit der Fabel die eigentliche Strategie
 des dramatischen Feldherrn, so ist er dagegen in der Taktik der
 5 einzelnen Szenen desto vortrefflicher. Darin ist alles geübt,
 ökonomisch, wirksam. Er ist, was Koberg nie war, nämlich
 auch für seine Person ein bedeutender Mensch. Seine kluge Füh-
 rung der Berliner Bühne unter den schwierigsten Umständen, die
 Achtung, in welche er sich bei dem Hofe und den höchsten Per-
 10 sonen in einer dieser Achtung noch gar nicht vorarbeitenden Zeit
 ohne niedere Künste zu setzen mußte, seine vornehme und impo-
 nierende Erscheinung daheim und auf Reisen — alles dieses
 rechtfertigt das Urteil, welches ich von mehreren Personen, die
 zu urteilen fähig waren, über ihn vernahm, und welches mit dem
 15 übereinstimmt, was Goethe von Schiller gesagt hat: „Er wäre
 überall an seinem Platze gewesen, auch im Staatsrate.“³

Das Iffländische Hauswesen Norddeutschlands war nun,
 als der große Stoß von 1806 das Werk der Zerstörung voll-
 endete, welches die Okkupation Hannovers begonnen hatte, zu
 20 einem Gipfelpunkte gediehen. In der Blüte von Gefühl und
 Empfinderei, von Schroffheit und Weiche, von tüchtigem Ver-
 stand und willkürlichster Einbildung, von Übersehen der wichtig-
 sten Dinge und Wichtigehmen der kleinsten Kleinigkeiten erfuhr
 es jenen Stoß. Er erschütterte die Häuser bis zu den Grundfesten
 25 des materiellen Bestandes hinunter. Es ist doch eine Täuschung,
 daß man ein Vaterland entbehren oder daß für dieses Vaterland
 ein Traumbild einstephen könne

Die Entbehrung hatte niemand gefühlt; das Traumbild, was
 als Ersatz der Wirklichkeit gegolten, war zerstört; die Familien
 30 schwebten also gleichsam in der Luft. Die Not war nicht klein,

¹ Figur in Ifflands „Dienstpflicht“; vgl. auch Vb. 3, S. 75, 3. 4 dieser Aus-
 gabe. — ² Figuren in Ifflands Schauspiel „Der Spieler“. — ³ „Er ist so groß
 am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde.“ Goethe zu Eckermann
 am 11. September 1828.

jeder mußte sich einschränken, viele darben; gegen diese Bedrängnisse der unermesslichen Mehrheit schwand das Wohlleben einzelner, was diese sich allerdings durch schlaues Benutzen des allgemeinen Ruins oder durch gefälliges Anschmiegen an die Fremden zu bereiten wußten.

Die Einwohner des preussisch gebliebenen Staates hatten eigentlich gar keinen Zustand mehr; die neuen Westfalen, welche aus Niedersachsen, Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen und einigen alten Westfalen koaguliert¹ waren, hatten einen Halbzustand, ähnlich dem des Zusammenwohnens in einem teuren und dabei schlechten Gasthose; sie machten zwar untereinander wohl Gasthofsbekanntschaften, aber immer mit dem Gedanken an baldiges Umziehen. Ihre Furcht empfand zwar, daß bei Sturm und Unwetter das löcherichtste Obdach immer noch besser sei als keines; jedoch erzeugte dieses Gefühl des Einigermassen-Geborgenseins keinesweges eine Neigung zu dem traurigen Schutzmittel. Am meisten mögen die Sachsen in der alten Weise sich fortgedacht haben; doch kam auch bei ihnen allgemach die Überzeugung zum Durchbruch, daß ein zu mächtiger Freund eine gar bedenkliche Gabe des Schicksals sei. — Die Städte, welche jetzt überall mit den Häusern zu den Thoren hinauswandern, verödeten; in den Straßen begann Gras zu wachsen; ein eigenes Haus, wonach sonst jeder verlangt, wurde an vielen Orten wegen der Heereszüge ein Fluch. In meiner Vaterstadt kam einmal ein altes Mütterchen auf das Rathhaus gegangen, überreichte der Serviskommission, ganz froh und erleichtert durch ihren Entschluß, die Schlüssel ihres Häusleins und sagte, die Herren möchten nun damit anfangen, was ihnen gut dünke; sie habe aufgegeben, was ihr doch nicht mehr gehört, sondern der Einquartierung.

So war das Gefühl und die Lage, als man sich von der ersten Betäubung erholt hatte und wieder um sich zu blicken begann. Die Theilnahme an den öffentlichen Dingen, soweit sie sich

¹ „Zusammengeronnen.“

nicht in Haß entlud, schränkte sich darauf ein, daß jeder in seinem Kreise einzelnes, wie Schulen, Stiftungen, Vermächtnisse, Anstalten, vor dem Angriff der Fremden zu erhalten suchte; der Patriotismus, wenn man das so nennen will, wurde durchaus lokal, korporativ; man sieht, wie die gewaltigste Zerstückelung hier die ersten Keime des Verbindungsgeistes hervorrief, aus welchem naturgemäß ein erneutes öffentliches Leben der Deutschen nur emporwachsen kann.

Aber die Familie hatte in ihrem innersten Wejen, welches ich in die Beseelung durch Liebe gesetzt habe, durch Napoleons Sieg nicht gelitten. Im Gegenteil, da ihr jede Neigung, sich nach außen zu wenden, nachdrücklichst verleidet wurde, da für keinen Besseren in den Beute gewordenen Landstrichen irgend ein Antrieb vorhanden war, im Gemüte mit dem Staate anzuknüpfen, so zog sie sich nur um so straffer, krampfartiger in sich zusammen. Was einer in seiner Frau, in seinen Kindern, in den Hausgenossen und nächsten Freunden hatte, das besaß er noch und außerdem nichts. Das Gefühl dieses Zusammenhangs mit allen seinen Konsequenzen wurde daher noch gesteigert; jedes Haus war nur für sich da, und in dieser Isolierung und gesonderten Existenz tritt uns nun das Hauptunterscheidungszeichen der deutschen Familie während der Unterdrückung von der jetzigen in ihrer Verflöschung nach dem Allgemeinen hin entgegen.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, der Familiengeist habe, durch die Not belehrt, seine Roboldstücke abgestreift. Im Gegentheil; das Wort von Tacitus kam abermals zu Ehren: „Inter adversa gliscit superstitio.“¹ Alle Abenteuerlichkeiten und Velleitäten prägten sich nur noch schärfer in den gereizten Seelen, welche in diesem Gebiete allein noch ihre Selbstständigkeit fühlten, aus.

Sonderbar mag der Zustand in Preußen gewesen sein. Die Last der Tyrannei war dort noch schwerer, unter ihr aber be-

¹ „In schweren Zeiten nimmt der Aberglaube zu.“

stand denn doch der wundgedrückte Staat mit seinem Königs-
 hause, seinen Gesetzen und älteren Einrichtungen fort. Dazu
 kamen die Arbeiten der Wiedergeburt, die bald nach dem Sturze
 begannen, sowie die Einflüsse Fichtes und Jahns auf ihre nicht
 kleinen Kreise. Es ist unwahrscheinlich, daß dort die Isolierung
 der Familie in sich so groß gewesen sei wie links von der
 Elbe; der Blick mehrerer Menschen auch aus der Mittelschicht
 der Bildung mag sich in jenen Gegenden in das Öffentliche ge-
 senkt haben, wenngleich die Städteordnung, die hier scheinbar
 den größten Anreiz hätte geben müssen, als ein zu neues Insti-
 tut in der That am wenigsten wirksam war und nur von einem
 Teile der Städte als willkommene Gabe empfangen, von einem
 anderen Teile aber als Mittel beargwöhnt wurde, drückende
 Lasten durch die Belasteten verteilen zu lassen und sie dadurch
 scheinbar leichter zu machen. Jedenfalls aber war das Sym-
 ptom, welches ich angegeben, dort nur ein schwächeres und fehlte
 nicht. Denn die Hoffnungen, wo sie bis zu dem Bündnisse von
 1812 bestanden hatten, waren gebrechlich; die Bürde aber
 war stark.

Eine besondere Äußerung des sich isolierenden Familien-
 gefühls war der Nepotismus jener Zeit. Auch jetzt herrscht der
 Nepotismus; die Mehrzahl der einigermaßen wichtigeren An-
 stellungen geschieht in seinem Geiste, aber er wird sorgfältig
 verborgen, und nur dem Kundigeren gelingt es, in jedem Falle
 seine geheimen Fäden aufzufinden. Damals aber war er etwas
 Eingestandenes; selten hatten die, welche das Geschick anderer zu
 gründen imstande waren, Hehl, daß sie vorzugsweise für ihre
 Angehörigen und Freunde sorgten, ja, es wurde wohl für einen
 Familienehrenpunkt gehalten, in dieser Weise zu verfahren. Sehr
 natürlich, wenn man die Lage der Dinge, wie sie war, in das
 Auge faßt.

Auf das heranwachsende Geschlecht wirkte daher die Familie
 nicht als Teil eines Ganzen, sondern als rundes Ganzes. Sie er-
 schien ihm als eine Theokratie des Gefühls, als eine ehrwürdige

Usurpation. Der Sohn sieht jetzt den Vater in Verwicklung mit so manchem Übermächtigen und dabei Vernünftigen. Früh fängt er daher an, den Vater mit Dingen und Personen zu vergleichen. Ein solcher Seitenblick war der damaligen Zeit sehr fremd. Womit der Vater nicht fertig werden konnte, das war
5 das Unvernünftige, Schlechte; durch keine Niederlage ging die Autorität verloren. Die Alten taten und verlangten allerhand, was der erwachende Verstand der Jungen nicht billigen konnte; das erweckte aber nur den stillen Wunsch der Jungen, auch der-
10 einft so selbstständig zu werden, um dergleichen ebenfalls tun und verlangen zu dürfen. Man vergönne mir die Erzählung einer lächerlichen Kindergeschichte! Das Oberhaupt einer Familie hielt Rührei für eine der Jugend schädliche Speise. So oft sie daher im Hause bereitet wurde, erhielten die Kinder von derselben nur
15 eine äußerst geringe Spende, während der Vater zu sich nahm, soviel ein Mann in seinen Jahren bewältigen konnte. Der Älteste, in dessen lebhaftem Geiste ein frühes Freiheitsgefühl spukte, hatte diese ungleiche Verteilung der Güter auf Erden lange still gefränkt erdulden müssen. Endlich machte sich die Empfindung
20 unter seinen Kameraden Luft. Wir saßen an einem Sonntagnachmittag zusammen und unterhielten uns, vom Spiel ausruhend, von dem, was jeder vornehmen wollte, wenn er erwachsen sein werde. Die Reihe kam auch an jenen Frondeur, und dieser rief: „Ich lasse mir dann alle Abende noch einmal soviel
25 Rührei machen, als mein Vater jetzt ißt.“ — Ein brennender Durst nach den Studentenjahren, von welchen man den Himmel aller Freiheit sich verhoffte, war ebenfalls der Ausdruck jener Wünsche. Die jetzige Stimmung junger Leute in Beziehung auf diese Periode läßt sich mit dem damaligen leidenschaftlichen Begehren
30 nicht vergleichen.

Aber die geheimen Leiden, Bitterkeiten und Anklagen jenes jugendlichen Alters raubten dem kindlichen Gefühle nichts. Die standen als der Mittelpunkt der ganzen kleinen Welt da, und eine einfache Pietät, eine schlichte Unterwerfung machte sich

daher von selbst. Was aber in dieser durch Willkür und Unrecht hätte erschüttert werden können, wurde wieder befestigt durch den Anblick der Not, die jene litten. Die Kinder sahen die Eltern Not leiden, wenigstens Bedrängnis und Verdruß mancher Art, und deshalb wurden sie ihnen Gegenstand eines ehrfurchtsvollen 5 Mitleids. Die Jugend kommt meistens gut aus der Hand der Natur; deshalb ist ihr eine zärtliche Teilnahme an den Leiden älterer Personen gar nicht so fremd, wie die Liebhaber der Erbsünde meinen. Nur verschwindet das Mitleid rasch aus der Erinnerung, wenn das Leiden aufhört. Hier aber waren dauernde 10 Bekümmernisse, und deshalb bildete sich auch die sympathetische Empfindung stationär aus und gab dem ganzen Verhältnisse eine eigene warme Färbung.

Patriarchalischer als jetzt war mithin die Gewalt in der *ecclesia pressa*¹ des damaligen deutschen Hauses. Auch nach 15 außen machte sich dieser patriarchalische Charakter geltend. War gleich von einer früheren noch größeren Herbigkeit des Regiments schon viel abgeschliffen, so standen doch noch manche Ecken und Kanten da, die jetzt sonderbar auffallen würden. Im allgemeinen galt der Grundsatz, daß die Kinder der Eltern Eigentum seien, 20 und daß ein jeder mit seinem Eigentume schalten dürfe, ohne daß andere Einspruch zu erheben das Recht besäßen. Nichts Seltenes war es, daß die Eltern, gleichsam um ihr Eigentumsrecht durch untrügliche Zeichen abzustaben, die Kinder durch seltsame Kleidung oder andere Auffälligkeiten auszeichneten. Barmhagen er- 25 zählt, daß ihn sein Vater als Türke habe gehen lassen. Dieser Zug gehört nun allerdings einer älteren Periode an. Aber auch ich erinnere mich noch mancher Dinge ähnlicher Art. So wohneten zwei Familienväter als nächste Nachbarn nebeneinander, deren Eigentumsseifer gleich groß war, sich aber verschieden äußerte. 30 Der eine hatte fünf rasch aufeinander gefolgte Knaben. Diese ließ er eines Tags plötzlich völlig uniformiert in rote Jacken mit

¹ „Gebrückte Kirche“, hier allgemein soviel wie Bedrängnis.

blauen Samtfragen und Silberstickerei und in gelbe Rankinghöschen stecken, in welchem schreienden Puzze sie dann wie Jockeys verjüngten Maßstabes auf der Straße umherwandelten. Der andere gestattete an dem Haupthaare seiner Kinder nicht Schere noch Schermesser. Sie mußten ihre Mähnen bis auf die Mitte des Rückens hinabwallend tragen, obgleich keines etwa besonders schönes Gelock führte, sondern alle nur sogenannte Lichtpieße, an denen nichts zu schonen war. Dergleichen würde nun jetzt manche Verwunderung erregen; damals aber unterlag es keiner Zensur.

Freilich gab es auch manches Haus, in welchem die weiche Erziehung herrschte, über die Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ zürnt und Tied in der „Verkehrten Welt“ spottet. Es fehlte nicht an diesem und jenem Ehepaare Rabe¹, welches die „verehrungswürdigen Kleinen“ zu den Gebietern des Hauses erhob. Aber auch diese Abirrungen verloren sich nicht aus dem patriarchalischen Gebiete, dessen Kennzeichen darin bestehen, daß der Untergebene etwas tun muß oder sich erlauben darf, weil der Vorgesetzte, bloß durch sich und seinen Willen bestimmt, ihm gebietet oder gestattet. Es waren schwächliche Despoten, solche Eltern, wie sie aber in größeren Verhältnissen auch vorkommen, wo dann Weiber oder Eunuchen herrschen, ohne daß gleichwohl dadurch der Despotismus in das Repräsentativsystem oder in den Liberalismus umschlüge. Unter solchen Einflüssen entstehen Ungezogenheiten, die Widerstandslust wird genährt, und es kann bis zum offenen Aufruhr kommen; aber alles bleibt in der Sphäre Absaloms und Davids. Der moderne Geist, der die Familie zu durchziehen angefangen hat und dem jetzigen jungen Geschlechte zeitig die Ahnung gibt, daß ihm gegen das ältere Rechte zustehen, daß beide sich unter der Herrschaft eines gemeinsamen Begriffs befinden, war jener verkehrten Welt fremd.

¹ In Tieds „Verkehrter Welt“ (4. Akt, 2. Szene) tritt das Ehepaar Rabe mit seinen „verehrungswürdigen Kindern“ auf.

er mir in die Hand gebe, worauf mir denn von ihm schmale Portionen zugingen, wöchentlich etwa ein Buch, meistens Reisen.

Daß eine solche Unterjagung, die in dem vollen Wachstum des Naturtriebes einschneidet, nichts verdingt, war natürlich. Ich befriedigte mein Gelüste nun heimlich, wie es nur immer an-
 5 gehen wollte, nur noch glücklicher im verbotenen Genuß. Eines Tages saß ich denn auch im stillen Hinterstübchen, hingenommen von einer alten Schwarte und meines Wahnens völlig sicher. Die Lektüre war eine völlig unschuldige; ich las in einer Wiener Über-
 10 setzung vom Jahre 1720 oder da so herum den „Christlichen Märtyrer Polheutt, aus dem Französischen des Herrn Peter Corneille“. — Polheutt will sich taufen lassen; dann will er doch wieder nicht, weil seine Gemahlin schlechte Träume gehabt hat, und dann geht er doch mit Nearch ab, sich taufen zu lassen. Paullina, die
 15 Gemahlin, erzählt Stratonice, daß Sever geliebt habe; aber:

„Bei aller großen Brunst, die er und ich auch hatten,
 Von meinem Vater nur erwartet' ich den Gatten,
 Wen er mir geben möcht', zu freien stät's bereit . . .“¹

Auch sie sagt, wie schlecht sie die Nacht geschlafen habe. Felix,
 20 der Landpfleger, kommt und meldet seiner Tochter, Sever, der alte, totgeglaubte Galan, lebe und sei vor den Thoren von Melitene; sie müsse ihn durchaus mit Höflichkeit empfangen, da er ein großes Tier bei Hofe geworden sei. Paullina will nicht. Da sie
 aber eine Komposition von Tugend und Gehorsam ist, so wirkt
 25 der Vater mit seinem Ansehen auf die letztere Spezies, und Paul-
 lina ruft:

„Ja denn! Ich muß von neu'm bezähmen mein Gefühl,
 Bin Cures Nachtgebots ergebnes Opferpiel!“²

¹ Erster Aufzug, 3. Szene:

„Parmi ce grand amour que j'avois pour Sévère,
 J'attendois un époux de la main de mon père;
 Toujours prête à le prendre.“

² Erster Aufzug, 4. Szene:

„Oui, je vais de nouveau dompter mes sentiments,
 Pour servir de victime à vos commandements.“

Bei diesen verhängnisvollen Worten ergriff mich die Nemesis. Ich hörte meinen Namen mit dem bekannten erschütternden Tone hinter mir rufen, erschraf, der christliche Märtyrer flog, wie sein Kopf im späteren Verlauf der Tragödie, blitzschnell unter den Tisch; ich wandte mich, mein Vater stand in der Kammer. Er sagte nichts, deutete nur mit dem Finger nach dem Buche, ich erhob es, reichte es ihm dar, ungefähr mit der Empfindung im Herzen, die ich nachmals, da ich den „Polyeukt“ ohne Furcht lesen durfte, an Nearchen kennen lernte, als er nicht so rasch wie der Held in jene Ewigkeit einzugehen wünscht. Mein Vater sah das Titelblatt an, steckte das Buch zu sich, unbeweglich blieb sein Antlitz, kein Vorwurf überschritt die Lippen, schweigend verließ er die Kammer. Ich wußte aber, was es an der Zeit sei, noch ehe ein dritter kam, der mir ankündigte, der Vater habe als Strafe festgesetzt, daß ich heute und morgen und übermorgen für mich bleiben solle und nicht am Tische der Eltern essen dürfe. Diese Ehrenbuße war mir die empfindlichste; aber weder meine Tränenklage noch die fürbittende Vorstellung des wohlwollenden Dritten, daß jener armenische Blutzeuge unter Kaiser Decius wohl unmöglich meine Einbildungskraft habe vergiften können, vermochte sie zu wenden. Es blieb bei der Sentenz, und sie kam ohne Milderung zur Vollstreckung; denn mein Vater dachte wie der Große Kurfürst:

„Ich will, daß dem Gesetz Gehorsam sei.“¹

Mehrere Jahre waren vergangen; aber eine zweite heftige Neigung, die mich von früh an peinigte, hatte sich nicht gesänftigt. Alles Dunkle, Geheimnisvolle, Umhüllte reizte mich über die Maßen. Schon als Kind zerlegte ich Spielzeug, um die Maschinerie zu erkunden, welche da draußen hüpfende Lämmer, hackende Bauern, tanzende Schäfer hervorbrachte. Pflanzen, die mir aufstiegen, wurden mit dem anhangenden Erdreich aus der Erde gehoben, um das Wurzelgeflecht und die dazwischen wimmelnde

¹ „Mehr Schlachten noch als die hab' ich zu kämpfen, Und will, daß dem Gesetz Gehorsam sei.“ Kleist, „Prinz Friedrich von Homburg“ (2. Akt, 9. Auftritt; S. 733 f.).

Würmerwelt anzuschauen. Versiegelte Pakete alter Skripturen, die ich irgendwo gesehen, kamen mir nicht aus dem Sinn und galten mir für die Bewahrer merkwürdigster Geschenke; hinter jeder zugeschlossenen Türe witterte ich in Gelassen, die mein
 5 Fuß noch nicht betreten hatte, die größten Entdeckungen. Genährt wurde dieser Drang durch das düstre, winklichte Haus, in dem wir wohnten, und durch das Alter des Vaters, hinter dem eine so lange Vergangenheit sich ausbreitete.

Besonders war der finstere Oberboden des Hauses der Schau-
 10 platz meiner Spürwanderungen. Es stand allerhand Gerät und Gerüll¹ dort umher; das Sparrenwerk sah so sonderbar aus. Mein Vergnügen war, die verblichnen Schirme und Tapeten, die sich dort befanden, zu mustern; ich durchkroch ihn häufig in allen Richtungen und ließ keinen Winkel unbesucht, wobei ich mich an
 15 manchen Balken stieß.

Nun brachte mich aber eine Bodenkammer, welche nie auf-
 getan wurde, fast zur Verzweiflung. Es hieß, daß der Vater darin
 allerhand Sachen aus der Zeit vor seiner Verheirathung aufbe-
 wahre. Was hätte ich darum gegeben, in die Kammer einzudrin-
 20 gen! Ich suchte die Öffnung mit klugen Redeweisen zu veran-
 lassen; es war aber umsonst. Oft lag ich mit dem Auge am Schlüßelloche, konnte aber nichts erspähen als eine unmäßig
 große Bache², welche von der Decke herabhing und die Aussicht
 versperzte.

Wir wollten ins Mansfeldische zum Oheim reisen. Im Hause
 wurde gepackt; ich trieb mich im ersten Stock in der Nähe der
 Bodentreppe umher. Eine Magd stieg diese empor. Ich hörte
 oben aufschließen, nicht wieder zuschließen, die Magd kam her-
 unter, einen Koffer mühselig hinter sich her zerrend, dem ver-
 30 mutlich ein anderes Reiseerforderniß aus der Kammer nachgeholt
 werden sollte. Nun war der langersehnte Augenblick gekommen,
 der denn auch atemlos benutzt wurde. Ich war im Nu oben und

¹ Soviel wie Gerümpel. — ² Das zur Aufnahme von Gepäck dienende Be-
 hältniß an einem Reisewagen.

in der Kammer. Die Zeit war kostbar; ich hielt mich daher bei der Wache nicht auf, die wie der Schlauch des Aolus geschwollen dasthwebte, noch bei den Billardqueuen, der eingelegten Armbrust, der Windbüchse, den Jagdtaschen und einer purpurroten Wildschur, sondern schoß auf ein Repositorium zu, welches in der dunkelsten Ecke des spinnenvollen Raums stand. Da lagen in den Gefachen umschnürte Pakete über Paketen, buntes Gequäst und Getroddel, Glaskästen und Wachsfiguren drinnen, austrangierte Dosen und schadhast gewordene Perlemutterfutterale. Aber von einem unteren Brette strahlte mir in mattem Glanze etwas entgegen; danach streckte sich meine Hand aus, denn ich war überzeugt, daß das der eigentliche Hort dieser Zauberhöhle sei. Ich hielt einen zinnernen Becher von mäßigem Umfange mit Fuß und bauchiger Wölbung zwischen den Fingern und entfernte mich eiligst mit meiner Beute. Auch im Hause hielt ich mich noch nicht für sicher, suchte mir vielmehr vor dem Tore einen abgelegenen Platz zwischen den Elbweiden, um die Art des Talismans zu erprüfen.

In der That war derselbe von einer Beschaffenheit, die auch wohl die Aufmerksamkeit eines anderen als eines Knaben rege machen konnte. Ringsherum nämlich und von oben bis unten sah ich in gleichmäßig abgetheilten Quadraten über fünfzig Schildeereien eingegraben und dem Auge kaum lesbare französische, lateinische, deutsche Verse darunter. Die Gegenstände derselben waren zwar äußerst verschiedenartig; ein Mann mit der Krone auf dem Haupte in Fesseln, ein Schiff, von den Wellen umhergeworfen, ein in die Höhe gewachsender Kürbis, ein Baum, an dessen Wurzel der Faller hakte, Prometheus mit dem Geier, Tantalus, Tityon, die Furien, Hunde, die den Hirsch verfolgten, und noch vielerlei mehr aus der Natur, der Geschichte, dem Fabelkreise. Aber nachdem ich einige Unterschriften entziffert und die Darstellungen untereinander verglichen hatte, erkannte ich, daß ihr Zweck nur einer und derselbe sei, nämlich in wechselnden Bildern das traurigste Geschick zu versinnlichen.

Diese Konjektur fand in einigen vergilbten Blättern, die in

dem Becher lagen, Bestätigung. Sie waren ganz mürbe. Mit ausgebläster Dinte bekannte darin jemand, der sich aber nicht nannte, daß er die Arbeit zur Erheiterung seiner jammervollen Stunden vorgenommen habe. Jede Schilderei wurde nummer-
 5 weis beschrieben, die Unterschriften hatte der Unglückliche auf dem Papiere wiederholt. Da war er gekrümmt in schweren eisernen Banden und hatte keine Ruhe wie Manasse¹, der König von Juda, als er gefangen saß zu Babel; seines Lebens Schiff war hin und her gestürmt worden und endlich untergegangen. Stolz
 10 und verwegene Wünsche hatten in ihm getrieben, wie die Ranken am Kürbis des Propheten Jonas²; auch an seine Wurzel war die Art gelegt, auch an seiner Leber nagte der Geier; die Qualen der Unterwelt, welche der Verfertiger abgebildet hatte, die Furien waren ihm nicht fremd; tausend Sorgen verfolgten ihn
 15 wie Hunde den Hirsch.

Die Arbeit war äußerst fein, aber nur sehr flach eingegraben; sie ließ auf ein Instrument wie eine Radiernadel schließen. Auch darüber belehrte das alte mürbe Papier. Mit einem spitz abgeschliffenen Nagel war, so sagte der Unbekannte, das Leiden=

20 werk vollbracht worden.

Da saß ich nun mit meinem Zauberbecher zwischen den grauen Weiden und zerbrach mir den Kopf. Daß er eine Kerkerarbeit sein mochte, konnte ich aus dem Könige in Ketten sowie aus manchen andern Anspielungen schließen; auch daß der Ge-
 25 fangene eine Person von Stand und Bildung gewesen war, verriet die Bilder und ihre Unterschriften. Aber wer in aller Welt war er gewesen? Welches entsetzliche Schicksal hatte ihn in den Abgrund solchen Elends hinuntergestoßen? Und wie kam mein Vater zum Besitze dieses Schmerzensdenkmals? — Ich
 80 rieb an ihm wie Maddin³ an der Lampe; es erschien aber kein

¹ Unter den apokryphischen Schriften des Alten Testaments steht auch „Das Gebet Manasses, des Königs Judas, da er gefangen war zu Babel“. Vgl. dazu 2. Buch der Chronika, Kap. 33, V. 12 f. — ² Prophet Jonas, Kap. 4, V. 7. — ³ Held eines Märchens in „Tausendundeiner Nacht“.

Geist, das Geheimniß zu offenbaren. Endlich ergriff mich, als die Sonne sank, unter den einsamen, traurig-flüsternden Stämmen, den Wellen der Elbe gegenüber, die auf dem nassen Sande zu meinen Füßen andringlich ihre Schaumkreise absehten, ein Grauen; ich schüttelte mich und eilte mit dem gefährlichen 5 Kleinode unter dem Tuche nach Hause.

Die Reise in das Mansfeldische, sonst eine Jubelfahrt für die Kinder, konnte nun meine grübelnden Gedanken nicht zerstreuen. Ich schlich mich, so oft es unbemerkt geschehen konnte, beiseite und dachte über meinen Becher nach, der mir allmäh- 10 lich der Kern einer romanhaften Geschichte zu werden begann. Wir kehrten zurück, und meine geheimen Aufregungen dauerten fort. Niemandem sagte ich etwas von der Sache, weder meinen Geschwistern noch meinen vertrautesten Schulkameraden. Sie blieb mein teuerstes, aber auch mein quälendstes Eigentum. Ich 15 war etwa vierzehn Jahre alt, also schon fähig zu kombinieren. Eine Erzählung von der Eisernen Maske fiel mir in die Hand. Hier fand meine Entdeckung Grund und Boden in einem rätselhaften Geschehe anderer Zeiten; ich meinte, der Becher möge wohl von einem ähnlichen Staatsgefangenen herrühren, und 20 hatte nicht übel Lust, meinem Vater in einer uns verborgenen Periode seines Lebens die Rolle des Gouverneurs von der Insel St. Margareta¹ zuzuteilen.

Es wäre nun wohl das Kürzeste gewesen, ihm meinen unschuldigen Raub zu gestehen und ihn um den Zusammenhang zu 25 befragen. Denn unschuldig war der Frevel im höchsten Grade gewesen; ich hatte den Becher bei der ersten günstigen Gelegenheit wieder an seinen Ort zu bringen mich beeifert, da mir nichts im Sinne gelegen als die Stillung meiner Wißbegier. Aber keine menschliche Macht hätte mich zu einem solchen Wagnis bewogen. 30

¹ Der Mann mit der eisernen Maske heißt ein 1703 gestorbener, geheimnisvoller Staatsgefangener aus der Regierungszeit Ludwigs XIV. Er wurde 1679 dem Gouverneur von Piquerol, Saint-Mars, übergeben und folgte diesem bei dessen Verlegung auf die Insel Marguërite.

Ich wußte, daß mein Vater mir nichts tun würde, da er nur mit Blicken und kurzen Worten zu wirken pflegte. Die Gewalt dieser Blicke und Worte war aber für uns so mächtig, daß wir uns mehr davor fürchteten als andere Kinder vor den härtesten Strafen.
 5 Ich blieb also lieber gepeinigt und unaufgeklärt. Erst weit später, in fremdem Lande, durch einen launigen Zufall, erfuhr ich, was ich damals so vergeblich forschend betrachtet hatte.¹

Im April 1813 bezog ich die Universität Halle. Mein Vater hatte in dem sehr richtigen Gefühle, daß Lebensabschnitte die
 10 besten Früchte tragen, wenn der neue Boden unvermischt gelassen wird, festgesetzt, daß ich ein ganzes Jahr lang nicht nach Hause kommen und die ersten Ferien zu einer Reise nach Thüringen und Franken benutzen sollte.

Die Honigmonate meiner jungen Freiheit, welche mit den
 15 blutigen Rosenmonaten der deutschen Freiheit zusammentrafen, waren süß. Nach Siebichenstein und Crellwitz wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Rähnen, die nicht viel breiter und sicherer waren als die Kanots der Wilden, bis zur Hölth-Bank befahren; zwischen den grünen Büschen des Siebichensteiner
 20 Gartens oder unter den Felsen von Crellwitz lagerte sich die junge Horde, seelenvergnügt bei der schmalsten Kost, und dort ging uns Tiedcs Gestirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten, und das uns mit unsäglicher Freude erfüllte. Wirklich stieg da die wundervolle Märchenwelt uns auf in der alten
 25 Pracht², und wie oft stürmten wir, jauchzend über den Jäger

¹ Vermutlich stammt der Becher von dem Freiherrn Friedrich von der Trend (1726—94), der, angeblich eines Liebesverhältnisses mit Friedrichs des Großen Schwester Amalie wegen, von diesem lange in strenger Gefangenschaft gehalten wurde. Von 1754 bis 1763 befand sich Trend in einem unterirdischen Kerker der Kasematten zu Magdeburg. — ² Anspielungen auf Tiedcs Erzählungen und Komödien. Die Verse

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
 Die den Sinn gefangen hält,
 Wundervolle Märchenwelt,
 Steig' auf in der alten Pracht!“

bilden den Schluß des „Aufzugs der Romanze“, mit dem Tiedcs „Kaiser Octavianus“ einsetzt.

im „Kunenberg“, über den Rater, die Studenten Löwe und Tiger, das Kottkäppchen und den König Gottlieb, in mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt, heim! Über diese Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die weimariſche Geſellſchaft, damals in der
5
höchſten Blüte, ſpielte in Halle, und ſo erlebte ich etwas, was unſchätzbare in eines Menſchen Geſchick iſt, nämlich: der völlig offene und unentweihete Sinn wurde gleich von einem Höchſten in ſeiner Art entzündet.

Ich fühlte mich ſeit meinen erſten Kinderjahren leidenschaft- 10
lich zum Dramatiſchen hingezogen; man kann aber nach dem biſher Erzählten ſich wohl vorſtellen, daß mir der Beſuch des Schauſpiels eben nicht reichlich verſtattet wurde. Ich war bis zu meinem ſiebenzehnten Jahre vielleicht drei- oder viermal im Theater geweſen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Fal- 15
ſches noch nicht geirrt worden war, dieſe Offenbarung des Feinen, Würdigen, dieſe Muſik des Vortrags, dieſer Reigentanz des Gangs und der Gebärden, dieſer Älther der Poeſie, wodurch der große Dichter ſeine Anſtalt zum Abdruck der eigenen harmoni-
ſchen Bruſt gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die 20
Rede, ſondern entzückt war ich und verückt; die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle, und die Andacht zum Gottesdienſte des Wortes, welcher darin ſeine Stätte fand, flammte vermutlich brünſtiger als die frühere des Orts. Formgebend für meine ganze ſpättere Zeit 25
ſind dieſe Eindrücke geweſen, was ich an einem anderen Orte¹ näher darlegen werde.

Für jezt muß ich ſagen, daß der Student denn doch auch ſtudierenſhalber ſich auf der Univerſität befindet. Und ſo waren Logik, Metaphyſik, Inſtitutionen, Naturrecht ſehr gewiſſenhaft 30
angenommen und bezahlt worden, wurden auch nach Gelegenheit beſucht. Regelmäßig hörte ich dagegen Schüz² über Hora-

¹ In ſeiner geplanten Geſchichte der Düſſeldorfer Muſterbühne wäre Zimmermann darauf zurückgekommen. — ² Chriſtian Gottfried Schüz (1747—1832),

zens „Episteln“ und die „Frösche“ des Aristophanes. In diesem Collegio stellte sich gleichfalls zu jeder Stunde ein feiner, blasser Mann im erbsengelben Oberrock, das Buch wie wir anderen Schüler unter dem Arme, ein, der uns am Abend als Posa, Don 5 Manuel, Wiburg, Klingsberg hinriß oder zu lachen machte. Es war Wolff¹. — Zu Hause las ich daneben fleißig im Tacitus, der mir immer der Nächste unter den römischen Schriftstellern war und geblieben ist.

Aber zwischen alle diese Freuden und Lustigkeiten, zwischen 10 den Ernst und Jubel einer sich zum ersten Male fühlenden Kraft trat plötzlich der Mann, welcher damals den Königen wie dem letzten Bauer zu schaffen machte. Der Aufstand der Jugend in den Landstrichen links der Elbe fand zwar in Masse erst nach der Schlacht bei Leipzig statt; aber dennoch war von Halle schon 15 vor dem Schlusse der Kollegien im März 1813, angefeuert durch geheime Sendboten aus Berlin, eine beträchtliche Schar zu den preussischen Fahnen aufgebrochen, meistens zu dem Lützow'schen Freikorps. Nach dem Sturme durch Kleist im April waren die 20 siegenden Preußen von den Einwohnern mit Jubel empfangen worden. Man wußte, daß Napoleon das eine wie das andere wisse, und es schwebte daher in den ersten Sommermonaten eine Gewitterluft über der Universität, die freilich uns junge Leute wenig angriff. Auch hofften die Vorstände und Behörden noch 25 können. durch Mittelspersonen von Einfluß den Schlag abwenden zu

Auf einmal verkündeten während des Waffenstillstandes und, wenn ich nicht irre, noch im Juli die Zeitungen, der Kaiser werde in den nächsten Tagen von Dresden abreisen und Nieder- 30 sachsen, besonders Magdeburg, in Augenchein nehmen. Wir Studenten achteten dessen wenig; denen aber, die etwas zu ver-

angesehener Philolog, Gründer der „Allgemeinen Literaturzeitung“, siedelte 1804 von der Universität Jena nach Halle über. Er war verheiratet mit der bekannten Schauspielerin Henriette Henkel. — ¹ Pius Alexander Wolff (1782—1828), berühmter Schauspieler und dramatischer Dichter („Preziosa“); eine Hauptzierde der Weimarer Bühne und mit Goethe befreundet.

antworten hatten, mag übel zumute gewesen sein; denn Halle mußte von dem Strahle dieser Reize berührt werden.

Ich wollte eines Vormittags mir aus den Institutionen das Nötige über die Falcidische Quart¹ holen, fand aber statt eines gesammelten Auditoriums nur einen Haufen unruhiger Kommilitonen, denen der Fiskal eben angekündigt hatte, daß nicht gelesen werde. Auf ferneres Befragen eröffnete er uns, daß der Kaiser soeben der Universität eine andere und zwar eine tödliche Quart versetzt habe. Die Universität war nämlich aufgehoben oder hatte, wie der damalige Kurialstil lautete, „aufgehört zu sein“. Napoleon war in der Nacht an Halle durchpaßiert, hatte draußen vor dem Tore umspannen lassen, die akademischen Behörden, die ihm ihre Aufwartung machen wollten, heftig angelassen und ihnen unter schweren Drohworten für ihre Personen kurzweg erklärt, er brauche keine Studenten, sondern nur Soldaten und Bauern. Er war darauf wie der Dämon in das Dunkel entchwunden; in der Frühe aber hatte ein offizieller Aufhebungsbefehl aller Ungewißheit ein Ende gemacht.

Die Professoren hingen die Köpfe; die Logik kam nicht bis zu den Schlüssen, die Metaphysik blieb in der Ontologie stehen, Professor Hoffbauer konnte sich, ungestört vom Naturrechte, der alleinigen Beobachtung seiner Hunde widmen, die Scherze des alten Schütz gerieten unter Schloß und Riegel. Die Studenten bezahlten ihre Wirte oder bezahlten sie auch nicht und reisten ab; die Weimaraner gingen nach Weimar zurück; die Fridericiana wurde wüst und leer. Ich glaubte, für so außerordentliche Umstände sei der Befehl meines Vaters nicht gegeben worden, und da ich überdies nicht wußte, was ich an einem Orte ferner solle, wo es keine Vorträge mehr gebe, so machte ich mich auf den Weg und wanderte zu Fuß im stärksten Sonnenbrande die stau-

¹ Falcidia lex war ein römisches Gesetz aus dem Jahre 40 v. Chr., nach dem der Erblasser nur einen bestimmten Teil seines Vermögens, nämlich drei Viertel, mit Vermächtnissen solle beschweren dürfen. Falcidische Quart heißt dasjenige Viertel, das dem Erben durch keinerlei Legate beeinträchtigt werden durfte.

bige Chaussee nach der Heimat hinunter. Sobald ich aber unser Haus betreten hatte, überfiel mich die Ahnung, daß ich auf gefährlichem Boden stehe. Beklommen erwartete ich die Rückkunft meines Vaters, der sich in seinen Geschäften auf der Präfektur befand. Als er kam, trat ich ihm begrüßend entgegen. Er maß mich mit seinen Augen, lehnte die Annäherung ab und sagte mit festem Accent: „Ich habe dir verboten, während des ersten Jahres nach Hause zu kommen. Du wirst dich hier ausruhen; wenn das geschehen, aber zurückkehren, wohin du gehörst, und für dich studieren, bis ich über dich anderweit bestimmt habe.“

Dabei blieb es denn auch. Ich verweilte zwei Tage in Magdeburg, bestand vor meinem Vater ein juristisches Tentamen und kehrte dann in die Lücke zurück, welche eine Hochschule früher ausgefüllt hatte. Die Einsamkeit, in welcher ich nun zwei Monate leben mußte, ohne Verwandte, Freunde, Ratgeber an einem fremden Orte in so jungen Jahren, hatte etwas von manchem Callot'schen¹ Bilde, auf welchem sich Hexen, Teufel und Frazen umherjagen. Fouqués „Zauberring“ hatte ich zu lesen bekommen, Arnims „Gräfin Dolores“ und „Mhasber“², Brentanos „Ponce de Leon“ und noch anderes, was dieser hyperromantischen Richtung angehörte. Ich fing an, mich bei hellem Tageslicht vor Gespenstern zu fürchten. Die winnkelnden, spukhaften Gestalten huschten durch mein weites ödes Zimmer in dem stillen Klügel'schen Hause. Dazu goß der Regen im August in Strömen herab und bannte mich vollends in jene phantasmagorische Stubenatmosphäre. Ich weiß nicht, wohin diese Eremitenlage mich noch gebracht haben würde, wenn nicht die Tage vor der Leipziger Schlacht dem ganzen Wesen ein Ende gemacht hätten. Die allgemeine Bewegung, welche nun unsere Gegenden ergriff, riß mich auch fort und trieb mich in die Wege, welche so viele andere gingen. Ich machte eine größere Reise, als mein Vater sie für mich im

¹ Jacques Callot (1592—1635), berühmter französischer Zeichner, Kupferstecher und Radierer. — ² D. h. „Halle und Jerusalem“, worin der Ewige Jude die Hauptrolle spielt.

Sinne gehabt hatte. Und auch nach dem von ihm gesetzten Probejahre sollte ich ihn nicht wieder erblicken. Er starb in der durch Tauenzien belagerten Festung, während ich im Felde war.

Jene Strenge, nur noch um einiges gesteigert, würde an Titus Manlius¹ im Latinerkriege erinnern können. Dennoch 5 habe ich mich nicht geschämt, von ihr zu erzählen; denn meine Worte sollten dem ehrwürdigen Schatten, den ich in meinem Gedächtnisse heraufbeschworen, ein frommes Opfer darbringen.

Es ist ein Gemeinplatz, womit man eine straffe Behandlung 10 junger Personen rechtfertigen will, daß man sagt, wer dereinst das Befehlen verstehen solle, müsse erst haben gehorchen lernen. Man reicht damit nicht weit. Denn nicht jeden bestimmte sein Schicksal zum Befehl; auch machen sich die meisten und die wichtigsten Dinge in der Welt ohne Heischen und Gehorchen.

Aber leben soll ein jeder lernen und am Leben sich orientieren. — Wie nun nichts schwerer ist, als durch die platte, gegenstandslose Ebene den Weg zu finden, dagegen im Gebirg Fels, 15 Kuppe und Waldwasser dem geübten Auge bald Richtung und Richtsteg zeigen, so geht es auch im Geistigen und Sittlichen zu. Der Mensch lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegengetreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens aus, welches dann doch kein dürres Skelett 20 bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt. Die unbestimmte Denkungsweise, welche vermitteln will, wo es nichts zu vermitteln gibt, die uneinbarsten Gegensätze in ein und dasselbe Netz der Begriffe einzufangen trachtet, alles halb anfakt, weil sie 25 alles nur halb sieht, diese Denkungsweise, aus der wir im öffentlichen wie im Privatleben so unzählige Mißgriffe haben entspringen sehen, bequem der natürlichen Trägheit des Menschen, wird von dem fern gehalten, dessen Bewußtsein sich entwickelte 30

¹ Der als Konsul und Feldherr seinen eigenen Sohn hinrichten ließ, weil dieser wider den Lagerbefehl sich in einen Zweikampf mit einem Latiner eingelassen hatte.

am Gewährwerden einer unbefieglichen Duplizität, der früh lernte, daß es ein Widerhaltiges und Übermächtiges gebe, welches keinem Begriffe sich fügt, und der beizeiten scharf um sich sehen mußte, um einer fremden Willensgewalt gegenüber an den
5 Dingen eine Stütze zu finden.

Strenge Erziehung ist daher ein Segen und eine Ausstattung für alle Tage. Der, dem sie wurde, erlebt in sich die Erziehung des Menschengeschlechts, in welcher das Geheiß, Isaak zu opfern, und der Gesetzesdonner vom Sinai auch frühere Stufen waren als das sanfte Joch des Menschensohnes. Sie richtet
10 ihm sein Lebensgebiet zu einem Gebirge mit festen Umrissen zu und macht ihn selbst zum Gebirgsmanne, während ein weiches und breiartiges Element leicht in die Ebene verlaufen macht, darin die stumpferen und langsameren Stämme wohnen.

Freilich muß die Strenge, wenn sie wie etwas Heiliges auf
15 die Jugend wirken soll, durchdrungen sein von der Reinheit, die an sich selbst auch keinen Flecken duldet, von der Liebe, die wie ein milder Quell aus den schroffen Felsen des Charakters bricht, und von der Kraft, sein Dasein für die der Zucht Unterworfenen
20 opfern zu können. Alles das hatte ich neben und über allem Zwange anzuschauen, und deshalb darf ich sagen, daß durch jene altrömische Art mir vorbereitet worden ist, später von manchen Irrstegen mich wieder in die Straße zu finden. Sie mag der Gegenwart allerdings fremd und schauerlich genug vorkommen.

25 Der Oheim.

Ich habe die früheren Abschnitte mit Federn geschrieben, welche kurze Spalten hatten und vorn mehr breit als spitz abgekappelt waren; gegenwärtig schnitt ich mir ein halbes Duzend mit langen Spalten und nachgiebigen Spitzen. Einige darunter
30 haben auch Zähne.

„Wozu diese kleinliche Bemerkung?“

Dazu, Herr Doktor, um Ihnen zu erklären, warum „Mein

Oheim" anders geschrieben wird als der „Abisbrief" und auch anders als die „Knabenerinnerungen" und die „Familie".

„Sie hängen also von Ihrer Feder ab?"

Jawohl, Herr Doktor! Sie ist ja mein Handwerkszeug. Der Jäger hängt von seinem Gewehr ab, der Fischer von seiner 5 Angel, der Kaufmann von seinem Gelde, der Schneider von seiner Schere, der Philosoph von seinem System, der Aristokrat von seinem Rittertum, der Offizier vom Exerzierreglement, der Pietist von seinem Herrgott. Es hängt alles in der Welt von seinem Handwerkszeuge ab, und die rechte Kunst besteht nur darin, daß 10 Handwerkszeug immer in gutem Stande zu erhalten oder vielmehr in dem Stande, wie er sich für das gerade vorliegende Geschäft schickt.

Manches Handwerkszeug ist einfacher Art, zum Beispiel das des Philosophen, des Aristokraten, des Pietisten. Wird das 15 System, das Rittertum, der Herrgott nur jeden Samstag blank geschauert, so können damit jene Dubriers schon wieder eine Woche lang zurechtkommen: der Philosoph kann das Leben in seiner Mausfalle einfangen, der Aristokrat sich blähen und bei Gelegenheit Speichel lecken, der Pietist Engelnchen greifen, die Komödie verdammen und mit Gottes Hülfe Rehbraten essen. Be- 20 schwerlicher schon hat es der Schneider: er braucht große und kleine Scheren; der Jäger gar ist Büchsen benötigt und leichter Flinten, auch Schrotens von verschiedenen Nummern; am meisten aber ist ein Sittenschilderer mit seinem Handwerkszeuge geschoren. Er muß Schwanensfedern haben, Rabensfedern, Stahlfedern, 25 harte, weiche, stumpfe, spitze Federn, zuweilen auch Federn mit Zähnen, wenn die Sitten danach sind.

„Mein Geist regiert meine Feder."

Deshalb wächst auch auf Ihren Domänen nur Windhafer. — 30

„Sie scheinen des trockenen Tones satt¹ und der großen Verheißungen in der Einleitung müde zu sein."

¹ „Ich bin des trocknen Tons nun satt", sagt Mephistopheles gegen Schluß der Schülerzene im ersten Teil des Goetheschen „Faust" (B. 2009).

Nein, Herr Doktor! Aber der Weltgeist stimmt keinen trockenen Ton an; er schlägt zu gleicher Zeit alle Töne an, von dem Brummbaß der Kanonen bis zum Diskant der Piccolflöten hinaus; er stellt in demselben Salon Schlachtstücke und Farcen aus; er ist der moderne Tragiker, der auch in den ernstesten Katastrophen dem Grazioso¹ seine Mission erteilt.

Ein Mann, der im Begriff ist, de bonne foi an seinen Schreibtisch zu treten, setzt sich weiter gar nichts vor, als die Feder gerade so zu schneiden, daß sie den Ton ungefähr treffen kann, den der Weltgeist bei der und der Passage anschlug. Die in der Dämonologie Erfahrenen wollen aber behaupten, in die Hand führen bei dieser Aktion allerhand Geisterlein, magnetisierten das Messer und von diesem aus den Kiel.

Zuweilen steckt der Weltgeist die Könige in das bunte Kleid. Karl der Zehnte hatte es an, als er bei schönem Abendwetter im Juli 1830 auf den Balkon seines Schlosses trat, sich des sanften Windes erfreute und sprach: „Der ist gut für meine Flotte von Algier.“ — Er gemahnt uns, wie Falstaff, da er im Garten des Friedensrichters Schaal war, von Pistol die fröhliche Botenschaft empfing und ausrief: „Laßt uns Pferde nehmen, wissen sie auch sind; die Gesetze Englands stehen mir zu Gebote!“² Ich habe es nicht mit einem Grazioso so vornehmen Ranges, auch mit keinem, der Ordonnanzen brütete oder nach fremden Pferden verlangte. Mein Grazioso war ein Bürgerlicher und ein Unschuldiger; aber ein Grazioso war er doch inmitten der großen Welttragödie und des ernstesten Familiendramas.

Er gehörte zu den Artikeln, die auf dem Lager nachgerade ganz eingegangen sind. Jede einigermaßen wohlaffortierte Familie vor dreißig, vierzig Jahren besaß mindestens ein solches Exemplar, winklicht, in allerhand Spinnweben verfangen, kunterbunt. Wo sind sie geblieben? Wo ist die Komik des Lebens geblieben? Der Teufel hat sie nicht geholt. Der Verstand entführte

¹ Name der komischen Figur in der spanischen Komödie. — ² In Shakespeares „Heinrich IV.“, zweiter Teil, Aufzug 5, Szene 3.

sie. Das Lächerliche ist nach der noch immer brauchbarsten Definition ein Kampf mit dem Verstande. Lange stand das Treffen im Gleichgewicht; endlich hat der Verstand gesiegt und die Triebe, Neigungen, Gedanken, die ihm das Widerspiel hielten, in den Sack gesteckt.

5

Es wurde sonst einem armen Teufel, wenn er auch mehr als gewöhnlichen Mutterwitz besaß, so schwer gemacht. Ein Poet, ein Nichtphilister war ein Familienunglück. Was sollten sie beginnen, wenn sie nicht geradezu Genies waren? Sie gingen unter die lächerlichen Figuren, wurden Sonderlinge, zuletzt komische Alte. Wo ist die Wiese, das Feld, der Wald für den Nachwuchs heutzutage? — Den ärmsten Teufeln wird es jetzt so leicht gemacht. Meistenteils sind komische Figuren verdorbene Talente. Woher sollen sie sich rekrutieren in einer Zeit, die nicht einmal ein Talentchen umkommen läßt, sondern bei jedem Quentlein Witz, Phantasie, Wissen gefällige Hebammendienste leistet? Seht die Legion junger Doktoren der Philosophie, auf einige Schulbrocken etabliert, von denen doch jeder noch sein Auditorium findet, den Froschlauch der Versemacher mit dem adäquaten Verleger * * *, die großen Farbenkasten, Akademien geheißten, voll mittelmäßiger Maler, die nichts vermögen, als ihre Modelle abzeichnen und doch diese Munda als Bilder verkaufen, die Herde abgerichteter Virtuosen, die — die — ich würde außer Atem kommen, wenn ich alle jetzt zur Blüte gebrachten Keimlein vom Pfopsrange aufzählte.

25

Herr Doktor, Sie, dessen Geist seine Feder regiert, erzählen Sie mir bei Gelegenheit Ihre Lebens- und Bildungs Geschichte! Ich will Ihnen von meinem Oheim Yorick erzählen. Sie wissen aus Ihrem „Hamlet“, welches Amt Yorick bei dem alten Könige von Dänemark bekleidete¹. Ich versichere Sie, daß Sie kein Oheim Yorick werden, auch wenn Ihre Fräulein Schwester heiraten sollte.

30

¹ Yorick war „des Königs Spaßmacher“ (Aufzug 5, Szene 1).

Mein Oheim Yorick wäre, hätte ihn ein Graf oder ein reicher Patrizier erzeugt, ihm die besten Lehrer gehalten und ihn nachher, mit Wechselln und einem Führer versehen, durch Europa reisen lassen, wahrscheinlich ein bedeutender Mann, gewiß wenigstens ein geistreicher Mäcen geworden. Da aber nur ein armer
 5 Schulrektor sein Vater war, den er noch als Knabe verlor, da er auf dem Hallischen Waisenhanse über Tertia nicht hinausgelangen konnte, weil er sich sein Stückchen Brot suchen mußte, und da er dann in Europa nichts weiter zu suchen hatte als
 10 dieses Stückchen Brot, so wurde er eben nur mein Oheim Yorick.

Ich will es machen, wie Tristram Shandy¹ es mit seinem Onkel Toby machte: ich will ihn beschreiben, dadurch, daß ich sein Steckenpferd beschreibe.

Die Art der Schilderung, welche darin besteht, daß man
 15 sagt, was ein Ding nicht sei, scheint mir eine ganz vortreffliche zu sein. Der Zuhörer hat immer ein gewisses Vakuum in der Seele, von einigen Erwartungen umrandet, und indem man nun von diesen Erwartungen eine nach der anderen absticht — etwa wie der Gärtner auf seinem Beete das Loch erweitert, darin ein
 20 Baum treiben soll — desto größer wird das Vakuum, desto heißer die Begierde, es ausgefüllt zu empfinden, desto zufriedener später das Gemüt über jede noch so mäßige Füllung.

Ich will deshalb, Herr Doktor, zubörderst Ihr Vakuum erweitern und Ihnen vertrauen, was meines Oheims Steckenpferd nicht war.

Mein Oheim Yorick pflegte uns Kindern, nachmaligen jungen Leuten (denn seine Erzählungen blieben verschiedene Perioden hindurch dieselben), in seiner energischen Manier zu erzählen, er habe, als er Anno 1777 aus der Pforte des Hallischen Waisenhanse
 30 in die Welt getreten sei, um Ökonom zu werden, acht ostenfible Stücke in seiner Ökonomie besessen und mehr nicht,

¹ „Tristram Shandy“ (1759 ff.) ist der Titel eines bedeutenden Romans von Lawrence Sterne (1713—68), dem großen englischen Humoristen; Onkel Tobys Steckenpferd ist das Befestigungswejen.

nämlich: 1) einen runden groben Hut; 2) einen Rock von schwarzem Kommißtuch; 3) eine Weste von demselben Stoffe mit zinnernen Knöpfen; 4) ein Paar kurzer, gelber, lederner Snerpressibles (der Oheim nannte dieses Stück deutsch); 5) ein Paar schwarzer wollener Strümpfe; 6) ein Paar Hackenschuhe mit Zinn schnallen; 7) das Hallische Gesangbuch; 8) einen Kamm. — Von diesen acht Stücken habe er aber Nummer 7, das Gesangbuch, im ersten Wirtshause liegen lassen; denn er sei sich noch mit Schauer bewußt gewesen, wie oft er daraus unter freiem Himmel bei Winterfrost, wenn ein Missionar vom Waisen-
hause entlassen worden, mit den anderen Knaben halbverklommen habe singen müssen.

Der Ideenkreis, auf den sich diese Erzählung bezog, gehörte nicht zu seinem Steckenpferde; denn er trug sie jederzeit ganz grimmig und giftig vor und spuckte dabei aus.

Er hatte sich während seiner kümmerlichen Jugend durch Fleiß und Rechtlichkeit so empfohlen, daß die Sterne ihm auf einmal günstig zu schimmern begannen. Ihm wurde, als er noch in seinen besten Jahren war, die Pachtung eines großen Staatsgutes zuteil, welches unter der französischen Herrschaft in das Loß des Herzogs von Dalmatien¹ fiel. Sowohl der König von Preußen als der Herzog von Dalmatien waren ihm gelinde Pacht herrn; man sah auf den sicheren Mann und nicht auf tausend Taler Pacht schilling mehr. Er lebte daher wie ein Farmer von Old-England bequem und aus dem Vollen, sah seinen Weizen vom fettesten Boden mit Vergnügen einfahren, fuhr selbst in seinem Landauer spazieren und legte, wenn er einhundert Taler auf die Pacht einrollte, eine ebenso große Rolle für sich zurück.

Dies war der Beruf meines Oheims, aber nicht sein Steckenpferd.

¹ Der Marschall Soult hatte von Napoleon I. nach dem Tilsiter Frieden eine Herrschaft im Königreich Westfalen und den Titel eines Herzogs von Dalmatien erhalten.

Er war ein sehr corpulenter Mann und trug in der Regel einen kornblumfarbigen Leibrock mit Messingknöpfen.

Weder der Rock noch seine Corpulenz machte ihm aber besondere Freude. Als Steckenpferd war also keines von beiden anzusehen.

5 Er war der Tourist der Familie. Nach Leipzig zur Messe reiste er wenigstens alle zwei Jahre. Tief in Thüringen war er eingedrungen, ja sogar einmal bis nach dem Fränkischen hin geschweift, nach Bad Liebenstein. Dort hatte er einen innerlich illuminierten Berg¹ gesehen, wie er sich ausdrückte. Auch zum
10 Kongresse von Erfurt im Jahre 1808 war er gereist und mit den beiden Kaisern im Theater gewesen, obgleich er zu dieser Freude sich in seidene Strümpfe bequemen müssen, das erste Mal in seinem Leben. Napoleon, sagte er, habe aus seinem Fauteuil nicht ein Auge von der Darstellung abgewendet, wovon
15 die gleiche Aufmerksamkeit aller Zuschauer die Folge gewesen. „Wie Talma² spielte“, sagte er, „das war was Grasses“; er wollte damit die Erhabenheit des Spiels bezeichnen. Wir bekamen eine Nachahmung des berühmten Tragikers von ihm zu schauen, worüber uns vor Verwunderung die Haare zu Berg
20 standen. In diesem wiederholenden Abbilde stach besonders der mit weit geöffneten Augen, zitternden Gesichtsmuskeln, donnern-der Stimme vorgetragene Ausruf: „O mon père!“ hervor.

Allein er setzte seinen Reiseberichten hinzu: der Wein sei in den Gasthöfen geschwehelt, man bekomme darin nur enge und
25 schlechte Betten, müsse von dem unausstehlichen Gedränge bei festlichen Anlässen leiden und freue sich, wenn man sein Haus wieder erblicke. Er reiste aus Pflicht, um der Gefahr des Versagens zu entgehen; auf seinem Steckenpferde ritt er aber unterwegs nicht.

30 Er liebte, seinen jugendlichen Zuhörern die ungeheuerlichsten Geschichten zu erzählen von ausgetretenen Bächen, von Wolfen-

¹ D. h. ein künstlicher feuerspeiender Berg, wie ihn die Knaben in den „Epigonen“ (Bd. 3, S. 211, 3. 14 dieser Ausgabe) konstruieren wollen. — ² François Joseph Talma (1763—1826), der große französische Schauspieler.

brüchen, von fremdartigem Getier, welches ihm in den Wäldern um sein Pachtgut aufgestoßen. Die alte Holzzelle, so hieß das Amt, war vor der Säkularisation ein Jungfrauenkloster gewesen; der Oheim hatte bei seinem Antritt ein zugegeschüttetes Berlies aufnehmen lassen und darin wenigstens ein Duzend Skelette von eingemauerten Nonnen gefunden. Schade, daß auch kein Knöchlein aufbewahrt geblieben war, da wir so gern etwas von diesen Schlachtopfern der Klosterzucht gesehen hätten! Er besaß einen Brunnen, über dem ein eigenes Haus sich erhob, in den Felsen gehöhlt, nur mittelst eines großen Tretrades zu benutzen, von wirklich schauerlicher Tiefe. Aber dem Oheim genügte diese Tiefe nicht; er behauptete, es gehe da unten von dem abgründlichen schwarzen Wasserpiegel ein Kanal nach dem süßen und salzigen See bei Seeburg. Von Jahr zu Jahr versprach er, sich mit uns in den Abgrund hinunterzulassen und unter den Bergen weg nach den Seen zu fahnen. Es ist aber nie etwas daraus geworden. Endlich trug der Oheim zu öfterem außerordentliche Dinge von seiner Brautfahrt und Anwerbung vor, bei welcher Romanze jedoch die Tante, die eine sehr ernste und gehaltene Frau war, das Zimmer zu verlassen pflegte.

Diese historisch-poetischen Übungen waren ein Splitter von des Oheims Steckenpferde, aber nicht der ganze Gaul.

Mich will bedünken, Herr Doktor, Ihr Vakuum sei jetzt groß genug geworden, Sie seien beinahe ganz leer. In diese Grube senke ich meines Oheims Steckenpferd.

Das Steckenpferd meines Oheims Yorick war, Steckenpferde zu haben. Ich will mich darüber deutlicher machen.

Ein jeder Mensch sollte billigerweise eine Jugend haben und seine Jugend genießen. Es ist einer der seltsamsten Mängel in einem Lebenslaufe, wenn der rechte Schimmer der ersten Tage fehlt; man kann sagen, daß alle späteren Bewegungen des Lebens dann etwas von den Zuckungen haben, die der Galvanismus hervorruft. Was für eine Jugend nun die hatte sein müssen, welcher die Ausstattung durch die acht beschriebenen Stücke

zuteil geworden war, läßt sich un schwer erraten. Und gleichwohl hatte der arme Schelm im schwarzen Waisenhäuserrock empfun-
den, er habe Wig, Munterkeit, Sinne, Lust zu genießen, Drang
zu lernen und zu erfahren. Glückliche Menschen hatten es sich
5 vor seinen Augen an den wohlbesetzten Tafeln des Lebens
schmecken lassen; er aber war genötigt gewesen, immer seitwärts
vorbeizuschleichen und sich den Mund zu wischen. Ein ärgerlich-
lustiger Humor, ein verdrießliches Lachen bemächtigte sich seiner
Seele. Das Leben rumorte ihm in den Gliedern und warf sich
10 ihm, da es keinen rechten Ausbruch tun durfte, auf die Nerven.

Als er daher in Fülle und Wohlleben kam, setzte er sich vor,
das Verjäumte nachzuholen. Nicht, daß er ausgerufen hätte:
„Jetzt will ich jung sein!“ sondern es machte sich ganz natürlich.
Die verjehrte Kindheit und Jugend trat an ihm gleichsam wie
15 ein Auschlag hervor. Alle Pöffen, Abenteuerlichkeiten, Gelüste,
Schwabenstreiche, welche andere Menschen in ihren frühen
Jahren abschäumen, drangen unserem Bierziger über die Haut
und waren noch nicht erschöpft, als meine Erinnerung begann,
wo der Oheim denn doch sein halbes Jahrhundert hinter sich
20 hatte. Wir lebten in protestantischen Landen, und deshalb hatte
er kein wunderlicher Heiliger werden können; aber ein wunder-
licher Kauz war er geworden, so wunderbar, wie Natur, die
Enkelin Gottes, welche vom Großvater den Ernst, von sich selbst
aber die Launen hat, nur je einen zu formieren imstande ge-
25 weßen ist.

Er war der Puch¹, der Prospero¹, der Graf Hodiş² unserer
Jugend. Wenn wir als Kinder vom Unhalt'schen aus in die
mansfeld'schen Berge hineinfuhren, an ausgewaschenen Stellen

¹ Figuren in Shakespeares „Sommernachtstraum“ und „Sturm“. — ² Albert Joseph, Graf von Hodiş (1706—78), Kämmerer am Hofe Kaiser Karls VI., bekannt durch seinen phantastischen Kunstsin. Er lebte nach seiner Entlassung im Jahre 1743 auf seinem Landgute Roswalbe in Österreichisch-Schlesien, das er zu einem Wohnsitz von verschwenderischer Pracht, aber auch voller Seltsamkeit umschuf. Durch seinen Aufwand erschöpfte er endlich sein großes Vermögen. Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

vorbei, die uns Abgründe bedünkten, wenn wir später als Studenten die Straße von Halle her über den salzigen und süßen See hinausgewandert waren und nun in die grüne Hügelspalte eindrangten, an deren oberem Saume Holzzelle lag, so wehte es uns aus den Wipfeln der Waldbäume, von den engen und tiefen 5 Seitenpfaden des Forstes an wie lauter Ahnung, Lust, Freiheit. Darauf zeigte sich das weiß und rote, weite, mauerumgebene Amt mit seinen Gärten, Höfen, Scheuren und Stallungen. Das geräumige Wohnhaus, worin eine Familie mit zwanzig Kindern vollaus Platz gehabt hätte, der Oheim aber mit der Tante kinder- 10 los horstete, tat seine gastliche Pforte auf, gab uns bunte Erinnerungen, buntere Hoffnungen. Das Amt lag ganz einsam; die nächsten Menschenwohnungen waren über eine halbe Stunde entfernt; nach Eisleben hatte man eine starke Meile. Als Fouqué Mode geworden war und wir die „Fahrten Thiodolfs des Is- 15 länders“ gelesen, nein! nicht gelesen, verschlungen hatten, nannten wir im Winter das durch unwegsame Schneelager von der Welt geschiedene Paar: Oheim Nefiolf und Base Gunhild.

Aber im Sommer war es schön und lustig im alten Nonnenkloster, dem schon seit einem Säculo alle drei Gelübde fehlten. 20 Nach der einen Seite liefen vom Amte die herrlichsten Kirschplantagen aus, die von weißschimmernden hellgrün-zitternden Birkenhölzchen umstanden waren; nach der andern Seite trat man aus dem Garten unmittelbar in die fettesten Wiesen. Sie senkten sich einige hundert Schritte weit zu Tale, und der Eichen- 25 und Buchenwald bot seine Schatten. In dem stach da und dort spitzes Geklipp hervor, Steinbrüche rissen sich dicht am Wege senkrecht abgeschnitten auf, hohe Mauern standen an einer einsamen Stelle wie Fingerzeige in verschollene Zeiten da; unten im Grunde aber rieselte zwischen Waldblumen ein Wässerlein, 30 welches aus einer übermauerten Grotte, eiskalt und perlenklar, entsprang und der Nonnenbrunnen hieß. Man legte dieser Quellflut besondere heilende Kräfte bei; ich weiß nicht, wie es sich damit verhielt, gewiß aber war es, daß ihr Duft und Schaum

das Erwachen zärtlicher Triebe förderte. In den Buchen umher fand sich mancher verschlungene Namenszug eingegraben, von einem Herzen umgeben; mancher Knabe und manches Mädchen liebten dorthin spazieren zu gehen, und der Oheim, obgleich er an Liebesfachen gern sein heißeres Schrauben und seinen schwer-
 5 schrötigen Spott übte, störte doch eigentlich jene Baumbelustigungen und Promenaden nie, sondern führte eher, wenn er jemand dort unten im Nonnengrunde sah, seine übrige Gesellschaft andere Wege. „Denn“, pflegte er zu sagen, „es ist zum
 10 Bertwundern, wieviel Heiraten schon bei mir gestiftet worden sind! Muß wohl am Boden liegen. Mag die Sache ihren Fortgang haben!“

Dort war also das Terrain, auf welchem der Oheim seine Steckenpferde tummelte. Er hatte eine außerordentliche Freude
 15 daran, allerhand Anlagen und Bauwerke zu machen. So waren nach und nach eine Festung, eine Eremitage, ein Tempel der Diana, ein Theater im Freien, ein Ritteraal, eine Rennbahn und ein Belvedere entstanden. Von einer Teufelsbrücke wurde viel gesprochen; sie kam aber nicht zustande. Eine Neptungrotte,
 20 die im weiteren Verfluß des Nonnenbrunnens errichtet worden war und eigentlich mit einer Fontäne hatte verbunden werden sollen, geriet in Vernachlässigung. Ich habe sie daher nur noch wenig kenntlich gesehen. — Wer nach diesen Andeutungen für des Oheims Kaffe besorgt sein möchte, dem kann ich den Trost
 25 geben, daß mein Oheim Yorick von seiner Jugend her wußte, wie schlecht trocken Brot schmecke, und das Wörtlein Armut mehr scheute als Gift und Pestilenz. Er hielt daher seine architektonischen Steckenpferde am Zügel des Etats und befolgte aus Spar-
 30 samkeit das große Gesetz der Kunst, alles symbolisch zu nehmen, nach der Figur pars pro toto¹ zu verfahren und mit Andeutungen zu wirken.

Am vollständigsten ausgebaut war die Festung, d. h. sein

¹ „Ein Teil für das Ganze.“

Schlafgemach, welches er gegen Überfälle von Räubern verwahrt hatte. Auch sie war eine reine Phantasiofestung, ohne militärisches Bedürfnis entstanden. Er schüzte zwar die einsame Lage des Amtes als Grund dieser Fortifikation vor; allein ich glaube nicht daran. Denn er war ein starker Mann, der keine Furcht kannte; überdies hielt die Landespolizei die Augen auf, und man hörte nichts von Banden oder gefährlichen Einbrüchen. Ich meine daher, daß Oheim Yorick mit der Festung nur seiner Laune ein Fest gegeben hatte. Mancher Räuberroman war in den Stunden der Muße sein Tröster gewesen; seine Einbildungskraft hatte alle die Szenen durchgespielt, in welchen der Haufen durch die Türen eindringt, an den Fenstern empor klimmt, Schüsse fallen, Säbel klirren, Pechfackeln die düstere und entsetzliche Gruppe beleuchten. Er wollte den Genuß haben, abends, wenn er sich zur Ruhe gelegt, diese Auftritte vor dem Einschlummern seiner Seele im süßen Gefühle vollkommener Sicherheit auszumalen. Zu dem Ende hatte er das Gemach mit einer doppelten, eisenbeschlagenen Türe, welche inwendig noch ein vorgehobener Querbalken verteidigte, und die Fenster mit zollstarken Traillen rüsten lassen. In die Decke war eine Öffnung gebrochen, um, wenn die Festung dennoch aller Verteidigung ungeachtet erstürmt worden, mittelst einer Leiter, die immer in der Nähe stand, einen Abzug nach dem Boden zu haben. Es versteht sich, daß es nicht an Waffen in diesen Umwallungen fehlte. Ein Paar geladener Pistolen hing über dem Bette des Oheims; eine Jagdflinte und ein Pallasch dienten als Verstärkung jener Schutz- und Trugmittel.

Die ehemaligen Nonnen seiner Domäne hatten den Oheim in das Mittelalter verlockt. Er war durch sie auf die Ritter gekommen, kannte Hasper a Spada, Brömser von Rüdeshheim und Adolf, Raugrafen von Dassel¹. Durch den größten Teil des oberen Stockwerks dehnte sich ein großer Saal aus, der ehemalige Remter. Mein Oheim wollte seinen Rittersaal besitzen.

¹ Helden vielgelesener Rittererzählungen, die Zimmermann auch in den „Epi-
gonen“ (Bd. 3, S. 249 f. dieser Ausgabe) anführt.

Er ließ einen Maler von Gisleben kommen und trug diesem auf, ihm einen Ritteraal zu malen. Der Meister machte ein bedenkliches Gesicht; denn das deutsche Alttertum war damals noch nicht so recht bis zu dem Volke durchgedrungen, ersehte aber durch kühnen Mut, was ihm an Wissenschaft gebrach, strich den Saal graugelb an, machte unten einen grüingefollerten Wandfuß und malte oben verteuflerte Schnörkel hin. Der Oheim war mit der Arbeit zufrieden, ließ vom Zimmermann einen einzigen Pfeiler zuhauen, diesen weiß in Leimfarbe anstreichen, in der Mitte des Saales unter die Decke stoßen und ihn durch ein Wap-
pen von des Malers eigener Erfindung auszieren. Dieses künst-
lerische Streben brachte einen recht ehrwürdigen Ritteraal zu-
stande, in dessen weitem, hallendem Raume wir oft seelenfroh
gewesen sind.

Mein Oheim wollte aber nicht einseitig sein. Der heiteren Welt der Griechen ließ er ebenfalls ihr Recht widerfahren. Sein Dianentempel stand am Ende der Kirchplantagen, vor einem der Birkenhölzchen. Der Oheim wußte sich viel damit, wie wohlfeil ihm dieses klassische Alttertum aus alten Latten und Pfosten zu stehen gekommen sei. Die Göttin fehlte darin, weil sie, sagte er, aus Pappge gegen den Regenschlag nicht halte, aus Holz aber zu teuer werde. Desto besser schmeckten die Kirchen darin, die in unendlicher Fülle und Güte umher wuchsen.

Nach diesen Proben wird man sich auch ohne meine Hilfe die Eremitage, das Theater im Freien, die Rennbahn und das Belvedere vorstellen können. Es war alles, wenn auch nicht groß gedacht, doch wohl gemeint, und ich sage daher von der Eremitage nur, daß an ihr nichts einsam war als ihr Name. Denn sie war ein Mooshäuschen, mit Borke bekleidet, mitten im geselligen Baum- und Rüchergarten. Und vom Belvedere sage ich, daß man von dort die köstlichste Aussicht bis weit in die Guldene Aue hatte, die nichts verloren haben würde, auch wenn das Belvedere gefehlt hätte.

Im Rittersaale tummelte sich der junge Schwarm oder bremsete in den weiten grünen Räumen zwischen Dianentempel, Eremitage und Belvedere hin und her. Die Familie, die Freunde, die näheren Bekannten waren reichlich mit Nachkommenschaft gefegnet: zuweilen trieben da droben an dreißig junge Leute ihr Wesen, die natürlich nicht alle in Betten untergebracht werden konnten, sondern zu Nacht Streulager empfangen. Mit den Studenten hatte der Oheim ein besonders naheß Verhältnis. Es studierte fast alles aus der Familie in Halle, und da dieser akademischen Jugend die Vorratskammern des Amtes werter waren als den Israeliten die Fleischtöpfe Ägyptens, so fehlte es jahraus, jahrein nie an Zuspruch von der Hochschule. Auf diese Weise hatte der Oheim sechs bis sieben der kurzlebigen akademischen Generationen an sich ab- und heruntergelebt und wußte die verschiedenen Epochen genau zu charakterisieren. In seinen Schilderungen war jedoch weniger von Fleiß und Wissen, sondern mehr vom „flotten“ Wesen die Rede. Der Oheim unterschied die flottesten von den flotteren, flotten und nicht flotten Jahrgängen des studierenden Wachstums. Letztere nannte er „Teekessel“. Mit denen wollte er nichts zu tun haben; sie kamen auch späterhin, wenn sie gemachte Männer waren, nie ohne Seitenhiebe bei ihm durch. Denn er beehrte Spaß von den jungen Leuten; ihr Übriges ging ihn so viel nicht an.

Man findet viele ältere Personen, die zu den Schalkspoffen der Jugend nicht sauer sehen; man trifft da und dort auch wohl einen muntern Alten, der sich in einen Schwank gefällig einläßt; selten aber wird einer, der in den Ruhestand gehört, sein, welcher den Anführer der Jugend zu allen Schwänken macht. Mein Oheim Yorick ließ sich dieses Kommando nicht nehmen. Er stiftete Sachhüpfen in der Rennbahn; er ließ mit verbundenen Augen nach dem Topfe schlagen und ging mit gutem Beispiele voran; er munterte zum Klettern in die Bäume auf und arbeitete unermüdlich, vom Schweiß seines Antlitzes betriefft, im Tache der Aktrappen, deren Zweck und Ziel denn war, daß einer, der

die Sache noch nicht kannte, Schläge von unsichtbarer Hand erhielt oder einen mehltweißen Mund bekam oder mit Wasser bespritzt wurde. Letzteres geschah, wenn der Oheim „Zauberer“ spielte. Er hatte dann ein großes Bettlaken um sich hangen, 5 ließ den zu Mystifizierenden mit trügerisch-kabbalistischen Worten in ein Becken voll Wasser schauen, worin ein fernes Bild erscheinen sollte, und patzte ihm, wenn jener sich tief über das Gefäß bückte, das Wasser in das Gesicht. Das Resultat dieser Zauberei war gewöhnlich, daß der Magus nasser wurde als sein 10 Opfer, was aber die Lust daran nicht verdarb. Vielmehr wiederholte der Oheim bei jedem Besuche sein täuschendes Wasserbeschwören; denn es gab immer deren, die noch nicht naß gemacht worden waren. Zuweilen richtete er die sogenannte ägyptische Finsterniß an. Diese bestand darin, daß er abends, wenn das 15 Haus ganz voll war, plötzlich sämtliche Lichter auslöschte, die Küche verschloß, damit niemand zu dem Feuer auf dem Herde gelangen konnte, und nun in dem Dunkel durch gewaltiges Läuten mit der großen Hausglocke das Signal zu einem allgemeinen Getümmel, zum wildesten Tasten, Tappen und Spektakulieren 20 gab. Er selbst pflegte sich aber, um seine Glieder sicherzustellen, bei dieser Belustigung zeitig einen wohlverwahrten Versteck zu erkiesen, aus dem wir ihn dann, wenn endlich wieder Licht ward, sich schüttelnd vor Lachen, hervorzogen. Daß ein solcher Anreiz unter lauter grüner Zuzucht wie der Funke in einer Pulverkammer 25 war, läßt sich begreifen. Wir suchten auf das beste seinem Vertrauen zu entsprechen; die durch den Zauberpiegel Genähten wußten ihm reichlich zu vergelten: man legte ihm die Schlüssel weg und tat äußerst unschuldig bei seinem Suchen; man ließ ihn, wenn er gegen Mittag in der Festung aus dem Morgenhabit 30 in den kornblumfarbigen Frack gleiten wollte, lange nicht dazu kommen, weil die Räuberbande unaufhörlich die Festung stürmte, sich in den Besitz der Falltüre vom Boden aus gesetzt hatte und die Leiter hinunterjenkte, um in das Innere einzudringen. Einmal hatten wir vor Tagesanbruch aus den Wagen, Pflügen,

Eggen, Walzen und allem sonstigen Ackergeräthe des Gutes im Hofe eine ungeheure Konfiguration errichtet, welche ihm, als er am Morgen das Fenster öffnete, einer in Knittelversen als ein Symbol seines Standes auslegte. Der Redner war ganz in Stroh gekleidet, trug einen Kranz von Klatzschorfen und nannte sich die blonde Demeter; wir andern aber hingen, malerisch verteilt, in entsprechenden vegetabilischen Masken als die Repräsentanten der Getreidearten, der Rappsaat und des Turnips¹, zwischen den Stockwerken des Gerüsts. Anfangs ging die Sache gut; nachher aber bekam sie ihr Schlimmes und wäre beinahe zu Unfrieden ausge schlagen. Denn wir hatten in unserem Eifer die Allegorie des Landbaus so fest mit Stricken und Ketten ver schnürt, daß ein halber Tag darüber hinging, bevor der Verwalter und die Knechte sie wieder in ihre sinnlichen Bestandtheile zerlegt hatten. Der Oheim, dessen Wirtschaft hiedurch und zwar gerade in der drangvollsten Erntezeit unerseßliche Stunden verlor, sah jener Analyse mit grimmigen Zornesworten zu. Ceres aber und sämtliche Cerealien hielten es für gut, Waldeinsamkeit zu suchen. Wir saßen wie die Chräer im Cyil auf Belvedere zusammen und sahen nach der Göl denen Aue, als in der Mittagstunde unser ver stimmtes Oberhaupt in unsern Kreis trat, uns eine derbe Strafrede hielt und mit der Weisung schloß, in Zukunft mit unserer Laune ihm Wagen und Pflug zu verschonen. — Das Gewitter hatte mit diesem Schlage sich zwar entladen; es folgte ihm aber ein grauer Regenhimmel; denn es ging einige Tage nun sehr nüchtern und scherzlos auf Prosperos Insel zu. Das war einer der Fälle, in welchen der Oheim sich plötzlich erinnerte, daß er denn doch ein alter, verständiger Mann sei. Sie kamen zuweilen vor, und dann ließ sich schlimm mit ihm verkehren.

Er gab Bälle, veranstaltete Musiken im Freien, ließ, wenn das Wetter besonders schön war, am Dianentempel oder bei dem

¹ Englische Bezeichnung der weißen, fälschlich auch der roten Runkel- oder Futterrübe.

Nonnenbrunnen speisen. Aber alles das wäre noch nichts gewesen ohne seine Kunstliebe. Diese führte zu den höchsten Entfaltungen des dortigen Lebens.

Der Oheim besaß eine ausnehmende Kunstliebe. Sie richtete sich jedoch, wie es damals noch allgemein stattzufinden pflegte, hauptsächlich auf das Schauspiel. Er ließ kein Theater, welches ihm abreichbar war, unbesucht. Ich erinnere mich, daß er einstmals, als Jffland in Magdeburg Gastrollen gab, um vier Uhr nachmittags in das Parterre ging, um einen Platz zu bekommen. Er hatte aber doch schon nur einen Stand gewinnen können und war nun bis zehn Uhr abends die sechs Stunden hindurch auf seinen alten, müden Füßen verblieben. Halbtot und fast aufgelöst von Hitze und Gedränge kam er zurück; seine Züge waren schlaff geworden, übrigens aber fühlte er sich froh und begeistert von dem Friedländer, den Jffland an jenem Abende gegeben hatte.

Es war Herkommens in der Familie, ihre Feste mit allerhand Theatralischem zu feiern. Der Oheim hatte sich bei solchen Gelegenheiten vielfältig versucht. Für die Krone seiner Leistungen erklärte er selbst einen Genius, den er zu einer Hochzeit geliefert hatte. Dieser Genius war der Liebesgöttin aus einem Rosenbusche vorangehwebt und hatte dem Paare verblümt zu erkennen gegeben, was für Gaben die Göttin, die selbst nicht sprach, dem neuen Bunde zudenke. Der Oheim war damals schon über dreißig. „Das tat aber nichts“, sagte er; „ich war dennoch der Einzige, der den Genius mit Würde sprechen konnte. Zum Überflusse hatte ich in meiner Rolle einige Worte angebracht, worin ich sagte, heute sei ein Tag, ein Tag so schön, ein Tag so ernsthaft und wichtig, daß kein dummer Junge von Genius an einem solchen Tage seine Sache hätte machen können.“

Die meiste Schwierigkeit hatte ihm das Kostüm verursacht. Niemand konnte ihm sagen, wie ein Genius sich eigentlich zu Hause trage. „Endlich“, rief der Oheim, „gab mir die Rolle Aufschluß:

„Von der Milchstraße herab komme ich an diesem schönen Tage“ —

Halt, dachte ich, Milchstraße! Milch — Milchflor. In Milchflor will ich gehen, weil der überhaupt so eine unschuldige Tracht ist, die für ein höheres Wesen paßt. Ich kaufte mir also zwölf Ellen Milchflor, und der Schneider mußte mich ganz darin einnähen vom Kopf bis zu den Füßen. Meinen Zopf ließ ich mir aufbinden; das Haar flog mir lang um die Schultern, und ich sah ganz ‚pompös‘ aus, machte auch einen großen Eindruck.“ — An letzterem war nicht zu zweifeln; denn der Oheim besaß röthliches Haar, welches einen herrlichen Abstich gegen den weißen Milchflor gegeben haben muß.

Als wir heranwuchsen, gingen die artistischen Bestrebungen der Jugend bei dem Oheim theils den älteren Gang, theils bogen sie auch schon in die neuere Literatur- oder Kunststraße ein. Zu den Darstellungen älteren Stempels gehörten verschiedene Schäferspiele, ein Genre, welches er besonders liebte. Er ließ nicht leicht einen Geburtstag vorüber, ohne auf dem Theater im Freien oder im Rittersaale einen Myrtill mit seiner Daphne, einen Menalk und eine Chloë zu produzieren. Diese Stücke entstanden wie die Poesie der Urzeit: ein bestimmter Verfasser war selten ermittelbar; das dichtende Volk brachte sie hervor. Außerordentlich war besonders eins, dessen Darstellung in die Olympiade¹ des Jahres 1810 oder 1811 fiel. Es traten darin mehrere herkömmliche Arkadier auf, dann die Göttin Hygiea; als eine völlig neue Figur aber ein junger Mensch in abgeschabtem grauem Rock, der sich sehr kläglich gebärdete, weil seine Eltern zu nahe dem Schlachtfelde von Aspern gewohnt hatten und total abgebrannt waren. Hygiea hatte eine Beziehung auf den Gefeierten, denn er war kürzlich von einer schweren Krankheit erstanden; wie sich aber der junge Mensch mit seinen abgebrannten Eltern in die Fabel verflocht, ist mir entfallen.

¹ Nach den alle vier Jahre im alten Griechenland stattfindenden Olympischen Spielen berechneter Zeitabschnitt von vier vollen Jahren.

Bei den Vorbereitungen zu diesem Stücke wurde mir eine Aufklärung niedererschlagender Art. Der Geschäftsträger des Herzogs von Dalmatien, Monsieur d'Zmbert, ein feiner, schöner Franzose, war gerade, wie alljährlich mehrere Wochen geschah, zum Besuche auf dem Amte. Er hatte schon früher einige unserer Darstellungen gesehen und sich dabei leidend verhalten. Diesmal aber griff er tätig ein. Das Stück sollte im Ritterjaale gegeben werden, bedurfte also der Lampen. Da sah ich des Abends kurz vor dem Beginn, als ich schon mein arkadisches Gewand trug, Monsieur d'Zmbert still umhergehen und die angezündeten Lampendochte herabschrauben, so daß der Schauplatz fast von des Oheims ägyptischer Finsternis erfüllt wurde. Man achtete nicht auf die Sache, und das Stück nahm seinen halbunsichtbaren Verlauf. Ich fragte am andern Morgen Monsieur d'Zmbert um den Grund seines Verfahrens und erhielt zur Antwort, daß man immer zwischen den Darstellungen durch Künstler und denen durch Dilettanten unterscheiden müsse. Bei den ersteren könne es nicht hell genug sein; bei den letzteren aber liege es im wohlverstandenen Interesse aller, wenn man so wenig als möglich davon sehe. Monsieur d'Zmbert gab diese Erklärung ohne alle Satire in der größten Höflichkeit; mich aber verletzten sie doch sehr, denn ich hatte mit allen übrigen gemeint, daß wir unsere Sachen so meisterhaft machten, um den großen Kronleuchter des Théâtre français nicht scheuen zu dürfen. — Nachmals, wenn ich die Gesellschaftsbühnen bei hoch und niedrig sah, mußte ich oft an Monsieur d'Zmbert und seine Lampenlöschungstheorie denken.

Der neueren Kunstentwicklung gehörten dagegen mimisch-plastische Darstellungen an. Wir beschränkten uns nicht, wie die Hendel-Schütz¹, auf einzelne Sphynxe, Karyatiden, Madonnen und Magdalenen, sondern führten ganze Gedichte in dieser Manier auf. Lichtwerks

¹ Johanna Henriette Rosine Hendel (1770—1849), berühmte Schauspielerin, verheiratet mit dem halleischen Professor Schütz.

„Tier' und Menschen schliefen feste,
 Selbst der Hausprophete schwieg,
 Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
 Von den nächsten Dächern stieg . . .“¹

bot einen Reichtum von Ragenmotiven dar; Schillers „Hand- 5
 schuh“ gab Gelegenheit, höhere Richtungen höherer Tierwelt vor-
 zuführen. Im ersten dieser Gemälde spielte der Oheim den vom
 Ragenlärmen erwachten Hausherrn, der mit einem Prügel im
 finstern Saale umher springt; im letzten saß er als König Franz
 vor seinem Löwengarten und winkte voll ruhiger Hoheit mit 10
 dem Finger. Zu keiner anderen Rolle wollte er sich in diesem
 Gedichte bequemen. „Wenn ich eine von den Bestien machte, so
 verlöre ich ganz den Respekt bei euch“, sagte er.

Alles in der Welt lebt sich einmal zu seinem Gipfel hinan,
 und so fand denn auch dieses Schnurrenweisen zuletzt eine Höhe, 15
 auf der es zum Abschluß kam und stehen blieb. —

Der erste Feldzug war vorüber; alle Glieder unserer Verbrü-
 derung hatten gedient, der eine mehr, der andere minder. Wir lagen
 wieder unsern Studien ob; die Geister waren aber noch unruhig und
 schweiften in willkürlichen Bildern umher. Es war im Februar 20
 1815. Plötzlich fiel es einem von uns ein, daß des Oheims Ge-
 burtstag bevorstehe, und einem andern, daß derselbe noch nie eigent-
 lich recht feierlich begangen worden sei, und uns allen, daß wir die
 bisher übersehene Pflicht auf das ausbündigste nachleisten mußten.

Wir lebten nun ganz in den Vorbereitungen zu dieser Festes- 25
 feier. Stillschweigend war angenommen worden, daß nur etwas
 Ungemeines derselben würdig sei. Mir hatten die übrigen die
 Wahl des Stücks übertragen. Ich stöberte in den Bibliotheken
 umher, fand ein Heft Poffen von Julius von Wosß² für

¹ M. G. Lichtwars bekannteste Fabel: „Die Ragen und der Hausherr“ („Fabeln“
 in vier Büchern, S. 51. Wien 1787). — ² Zu seiner Zeit sehr gelesehener Viel-
 schreiber auch von kulturhistorisch nicht ganz wertlosen Romanen. „Rinalbo und
 Armida“ findet sich in seinen „Travestien und Burlesken, zur Darstellung im ge-
 selligen Vereine. Berlin 1811.“

„lebende Marionetten“ geschrieben, und darin eine: „Rinaldo und Armida“, die mir das Ungemeine, was Zeit und Gelegenheit verlangte, zu sein schien. Als ich es vorlas, gewann es sich auch den Beifall des ganzen Kreises. Das Ding war überschrecklich genug. Gottfried von Bouillon, der das Glas liebte und immer etwas aus der Fassung auftrat, rief an einer Stelle, wo er sich zum Ausruhen niederlegen wollte:

„Ihr Wagen Heu, fahrt aus dem Wege,
Dieweil ich hier mich schlafen lege!“

10 Armida apostrophierte den Abtrünnigen zum Schluß einer herzbrechenden Rede mit den Worten:

„Bleib hier
Bei mir,
Du Tigertier!“

15 Kurz, es war alles schon gehörig gesalzen und gepfeffert darin. Allein den Spielern in diesem großen Drama genügte die Würze noch nicht; jeder setzte sich in seiner Rolle zu, was ihm an Kraftworten und Geistesblüten aufging. Mir wurde hiebei etwas bedenklich zu Mute; ich dachte an Ceres und die Cerealien. Deshalb schrieb ich einen Prolog, worin ich höchst ernsthaft aus-
20 einandersetzte, die Lehre unserer Tragödie gehe dahin, daß der weiße Mann sich unter allen Umständen zu fassen wisse. Auch der Dheim habe sich unter schwierigen Umständen zu fassen gewußt, und das Stück sei daher vorzüglich geeignet, sein Wiegenfest zu verherrlichen. Es herrschte eine solche Begeisterung für
25 die Rollen, daß ich leicht aus dem Gedichte fortbleiben konnte; man war sehr zufrieden mit meiner Genügsamkeit, die nur den Prolog für sich in Anspruch nahm.

In der Frühe eines rotklaren Wintermorgens machte sich
30 die abenteuerliche Kotte auf den Weg. Es waren vierzehn Studenten im ganzen, welche sich neben und in den Gärten Armidens hören lassen wollten. Die meisten ritten, aber nicht in der Tracht vernünftiger Menschen, sondern in dem damaligen sogenannten „Wichs“, d. h. in buntfarbigen, schnürebesetzten Kolletten, weiß-

geköllerten Lederbeinkleidern, Kanonenstiefeln, Stürmer auf dem Haupte. Ein großer Kumpellkasten von Wagen folgte mit den zusammengeroUten Kulissen, dem Kostüm, mit kalten Braten, sauer eingekochten Fischen, Kuchen, Gelées. Denn alles war auf die vollkommenste Überraschung berechnet, und selbst mit der 5 Gesellschaft sollte der Oheim unvermutet angebunden werden. Um aber diese in der Eile von Morgen bis Abend zusammen-trommeln zu können, um der Tante die Bewirtung möglich zu machen, hatten wir jene Festspeisen in Halle bereiten lassen, ver- steht sich auf Rechnungen, die neben den Gerichten im Wagen 10 lagen und dem Oheim am Vendemain als nachträgliche Freude dargereicht werden sollten.

Wir waren trotz der Februarfalte warm durchheizt von Lust und Vergnügen, und schon unterwegs brach die Post aus.

Vor Langenbogen, einem Dorfe auf der Hälfte der Straße, 15 sahen wir mehrere Bauern stehen, verwundert über den heran-nahenden bunten Zug. „Halt!“ rief einer von uns, „wir wollen dem Volke weismachen, es sei der König von Sachsen, der in sein Land zurückkehre.“ Wirklich war damals schon vielfältig davon die Rede, daß Friedrich August bald aus seiner Gefangen- 20 schaft entlassen sein werde. Gesagt, getan! Einer, den wir den Alten nannten, weil er der verständigste unter uns war, hing sich Gottfried von Bouillons Purpurmantel um die Schultern, setzte die Goldflitterkrone des Mohrenköniges auf, nahm Zepher und Reichsapfel in die Hand und ließ sein Pferd von zweien zu 25 Fuß führen. Ein anderer, ein stämmiger, praller Lockenkopf, sprengte als Reijestallmeister voran. Dieser hieß der Marquis. Er war bei Montmirail unter die französischen Kürassiere ge-raten, hatte bis zum Frieden in Limoges Kriegsgefangenschaft erduldet und jene Ehrenwürde von den Franzosen, ich weiß nicht 30 durch welches Mißverständnis, empfangen. — Der Marquis rief den Bauern zu: „Hüte abgenommen! Der König von Sachsen kommt.“ — Die Bauern nahmen wirklich ganz verduht ihre Hüte ab bis auf einen, der vor Erstaunen nicht dazu kommen

konnte, sondern mit offenem Munde und starren Augen den im Purpurmantel angaffte. Als dieser neben ihm vorbeiritt, gab er dem Gaffenden einen leichten Schlag mit dem Zepher. „Kann Er nicht den Hut abnehmen, wenn eine Majestät durchpassiert?“
5 sagte er mit einer solchen Würde, daß der Bauer nun nicht allein sein Haupt entblößte, sondern die Bedeckung zu Boden fallen ließ.

Als der Oheim von seinem Luginsland unserer Kavalkade ansichtig wurde, hätte er wohl nicht übel Lust gehabt, die Pforten schließen zu lassen; denn die Ahnung mochte ihm sagen, daß
10 seinem Hause ein arger Wirrwarr bevorstehe. Indessen drangen wir denn doch ein und brachten in geketzter Fassung unsern Glückwunsch vor. Oheim und Tante musterten den Anzug der Reiter, der etwas vom Reitknecht, etwas vom Husaren hatte und in den übrigen Stücken nur sich selber glich. — „Was soll denn nun
15 eigentlich heute losgehn?“ fragte er nach einer Pause. — „Das ist eine Überraschung“, versetzten wir. Die Tante wurde bei Seite genommen und durch den Anblick des Speisevorrates dem Komplotte zugeneigt. Sie fertigte auf der Stelle mehrere reitende Boten ab und lud aus dem Stegreife die ganze Nachbarschaft
20 auf den Abend ein. Es war in ihr ein wunderbares Talent, keinen Scherz zu verderben und dennoch das Uhrwerk des Hauses im regelmäßigen Gange zu erhalten. — Ich machte mich mit einigen Arbeitsleuten an das Werk und richtete im Ritterjaale die Bühne zu, womit ich bald fertig wurde; denn ich hatte bei
25 einem früheren rekonozzierenden Besuche alle Dimensionen gehörig ausgemessen und jegliches in Schnüren, Rollen, Latten vorbereitet.

„Ich will wissen“, sagte der Oheim, als ich in das Zimmer zurückkehrte, „woran ich bin.“ Er ging mit großen Schritten
30 auf und nieder; die andern saßen oder standen stumm umher, und ihre Verlegenheit kontrastierte mit den lächerlichen Sacken. — „Was spielt ihr heute abend? Hoffentlich ist es doch etwas Vernünftiges!“ fuhr er fort, und sein Blick bezeugte, daß die Hoffnung auf Vernunft in ihm schwach war.

„Es ist ein Schäferstück“, versetzte einer kleinlaut, „und heißt Rinaldo und Armida.“

„Wenn es ein Schäferstück ist, so bin ich zufrieden“, versetzte er einigermaßen beruhigt. „Narrenpossen verbitte ich mir zu meinem Geburtstage. Übrigens habe ich nie von Schäfern ge- 5 hört, die Rinaldo und Armida hießen.“

„Es ist ein Schäferpaar aus dem Morgenlande“, antworteten wir.

Wagen über Wagen rollten gegen die Dämmerung in den Hof. Die Bühne, diesmal nicht von Monsieur d'Imbert im 10 wohlverstandenen Interesse aller verdunkelt, strahlte im blendendsten Lichte, so daß man jedes Fädchen an der dünn-grün-bemalten Leinwand sah, welche die berausenden Zaubergärten der schönen Verführerin darstellen sollte. Der Marquis hatte seiner Locken wegen diese übernommen und stand im blauen Taffentrock, 15 rotem Spenzer, Schnabelschuhen da. Würdig einer solchen Geliebten zeigte sich Rinaldo als gepudexter Chevalier mit Taubenflügeln, Haarbeutel, Galanteriedegen. Gottfried von Bouillon, der nicht viel vertragen konnte, hatte sich mittags auch noch so eine Art von Haarbeutel als Ergänzung der Maske zugelegt. 20 Alle anderen waren ebenfalls auf das barockste ausgestattet. — Auf einmal sah des Oheims Gesicht neben dem Vorhange durch. „Nie in meinem Leben werden daraus Schäfer“, sagte er, indem er zurückging.

Der ganze Ritteraal war voll von mansfeldischen Nach- 25 barn und Freunden. Väter, Mütter, Söhne, Töchter, ein höchst gespanntes Auditorium. Der Oheim nahm mit verlegener Würde in seinem Lehnstuhl mitten vor den übrigen Zuschauern Platz und bereitete sich, das Rührende, was seiner Meinung nach kommen mußte, in Empfang zu nehmen. Die Musik begann. 30

Nach den letzten Tönen trat ich vor und sprach meinen Prolog mit dem größten Ernste, indem ich besonders auf die Stellen, die von des Oheims Fassung unter schwierigen Umständen handelten, die empfundensten Accente legte. Ich bemerkte während

meiner Rede, daß alles in das gehörige Fahrwasser kam. Der Oheim hörte mit Sammlung zu; im Saale vernahm ich schon ein leises Schluchzen da und dort.

Ich bin überzeugt, daß, wenn die andern sich in ihrem Spiele
 5 etwas zu mäßigen verstanden hätten, das ganze Stück diesem Kreise als ein rührendes Drama vorübergegangen sein würde; denn die Stimmung war durchaus günstig für einen solchen Eindruck. Aber sie taten, wie es zu geschehen pflegt, des Guten zuviel, übertrieben und verletzten dadurch den König des Festes
 10 und seine Gesellschaft in die eigenste Lage.

Ich hatte mich, da es für mich hinter dem Vorhange nichts mehr zu tun gab, unter die Zuschauer gemischt. Den Oheim sah ich bei den Renommistereien Gottfrieds in seinem Sessel unruhig werden; ich hörte ihn, als Rinaldos Seelenqual begann, laut
 15 murren; endlich, als das Tigertier aus Armidens Lippen sprang, versteinerte er, sozusagen, und hielt sich in dieser starren Fassung unter schwierigen Umständen bis zum Schluß. Die Gesellschaft dagegen war durchaus in einem gespaltenen Zustande. Daß der Spaß nicht verstanden wurde, konnte hingehen; denn sie machten
 20 ihn zu toll. Nun aber wollten die einen fortzuschluchzen zur Ehre des Tages; ein innerliches Erschrecken aber hemmte sie in ihren Veranstaltungen. Die andern hätten wohl hin und wieder lachen mögen, hielten dies aber für unpassend und zwangen sich zu seufzen, womöglich etwas zu weinen. Endlich lösten sich
 25 diese künstlichen Bestrebungen in ein allgemeines Ermatten auf, welches immer größer wurde, je mehr sich die Spielenden angriffen, und fast zur Lethargie gediehen war, als der Vorhang vor der unglückseligen Farce niederrollte.

* * *

Flöten und Geigen spielten lustige Weisen. Der Ball hatte
 30 angefangen, wir wurden aber von den Mansfeldern mit einigem Abcheu betrachtet, und mancher empfing von den Mädchen einen Korb, wenn er zum Walzen aufforderte. Der Oheim zeigte

sonderbar=verdrießliche Mienen und sah uns nicht an, ausgenommen mich, dem er gleich nach dem Spiele die Hand drückte und sagte: „Du kannst nichts dafür; du hast deine Sachen gemacht, wie sich gehört.“ — Nur der Pastor eines benachbarten Dorfes war unser Freund und Sachwalter geblieben. Dieser Mann machte die einzige Wintergesellschaft des Oheims aus; er kam im wildesten Eis- und Schneewetter zu ihm, um mit ihm Deutsch-Solo zu spielen, was des Pastors alleinige Lebensfreude war. Von den Schnee- und Eisgängen hatte er eine rote Nase bekommen, die auch im Sommer wie erfroren aussah, und von welcher der Oheim behauptete, der Pastor poliere sie sich mit einem Falzbeine, um eine glänzende Naturmerkwürdigkeit aufzuweisen; denn sie glänzte wirklich über die Maßen, diese Nase, in ihrer Blauröthlichkeit. — Er hatte der Darstellung mit ununterbrochener Andacht beigewohnt, als hörte er die Gastpredigt eines Amtsbruders.

Der Pastor mit der Glanz- und Frostnase ging dem Oheim nach und sagte begütigend: „Herr Oberamtmann, das war ein schönes Stück.“ — „Herr Pastor, was soll ich von Ihnen denken?“ erwiderte der Oheim. — „Ich versichere Ihnen“, fuhr der erschrockene Begütiger fort, „das Stück war sehr schön, und wenn es an einigen Orten nicht so aussah, so war das Ungeheiß der jungen Leute daran schuld; sie werden es das nächste Mal schon besser spielen.“ — „Nichts als Ränke und Schwänke waren es!“ fuhr der Oheim heraus. „Die Wiederholung schenke ich Ihnen.“ — Der Pastor war unser Freund, weil er ohne uns heute seine Partie nicht gehabt hätte.

Es hatte Eins geschlagen; die Gäste hatten sich entfernt. Wir standen im Rittersaale wie ein zusammengeschossenes Bataillon auf dem Felde der verlorenen Schlacht. Der Oheim saß im Lehnstuhl, in dem er eine so unerwartete Feier erlebt hatte, und rauchte seine Nachtpfeife. Niemand hatte den Mut zu sprechen; er zürnte, das war offenbar.

Dergleichen Momente höchster Spannungen bringen aber

oft urplötzlich ihr Gegenteil hervor. Denn auf einmal nahm einer aus bloßer Verlegenheit, aber wie durch einen Gott unterwiefen, aus seiner Tasche Papiere, näherte sich dem Oheim und fragte schüchtern: „Lieber Onkel, wollen Sie die Rechnungen heute oder morgen haben?“ — Der Oheim sah groß auf, nahm die Braten- und Küchenrechnungen, schaute hinein, blickte den Schüchternen an, der eine Kammerzofe der Armida gespielt hatte und in der Rolle stecken geblieben war, blickte auf unsere stumme und verlegene Schar; — er wollte noch zorniger werden — es ging aber nicht; denn er war schon so zornig gewesen, als ein Mensch überhaupt sein konnte — er mußte also etwas anderes werden, nämlich lustig — ein gewaltiger Kampf arbeitete in seinen Gesichtsmuskeln; wir halfen den Wehen der Fröhlichkeit nach, brachen in Lachen aus; der Oheim stimmte ein, stand auf, zupfte mehrere am Ohre, was ein Zeichen seines besonderen Wohlwollens war, rief zwischen Lachen und Poltern: „Ihr seid doch ein nichtswürdiges Volk!“ und ging mit den Rechnungen in seine Festung, um sich schlafen zu legen.

Am andern Morgen war das heiterste Wetter im Hause, ungeachtet der Oheim verschiedene Strafreden hielt. — „Mußte denn die Person im blauen Taffentrock so brüllen? Mußte der Liebhaber sich gebärden wie ein Hankswurf? War das ein ordentlicher Held, ein Feldherr, der Gottfried?“ jagte er. „Der allein“, fuhr er fort, indem er auf mich wies, „war vernünftig; nach dem hättet ihr anderen euch richten sollen.“ — Die Geschichte dieses Tages trat in den Kreis seiner ungeheuerlichen Erzählungen. Er jagte es anfangs und glaubte es späterhin, an dem Stücke „Rinaldo und Armida“ hätten vierzehn Studenten gearbeitet und umwechselnd einen Vers nach dem andern geschrieben. „Sie können also denken, was für Zeug das war!“ fügte der Oheim hinzu. „Und damit wollten sie einen Geburtstag feiern!“ — Er vermied seitdem derartige Festlichkeiten.

So waren ihm die Schnurren, die er selbst genährt, endlich über den Kopf gewachsen. Wir aber erfuhren vierzehn Tage

später, daß in den Stunden, wo wir unsere Eulenspiegeleien getrieben, Napoleon von Elba entkommen sei. Das war wohl eine Konstellation tragischer und komischer Sterne zu nennen. Denn einige Monate später standen die meisten von uns bei Vigny.

* * *

Alter Oheim Yorick! Wenn man dich jetzt suchen will, so muß man durch einen Kreuzgang gehen auf den stillen Platz, von Spießbögen und Pfeilern umschlossen, auf dem der Wind den Grassalm und die Staude dem Schlummer der Toten zubeugt. Du schläfst fest, und schwerlich kommen in deine Träume deine Steckenpferde und Schäferstücke. Rinald und Armiden hast du vergessen. 5 10

Wo sind nun deine Schwänke? Deine Sprünge? Deine Lieder? Deine Blitze von Lustigkeit, wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Ist jetzt keiner da, der sich über dein eigenes Grinsen aufhielte? Alles weggeschrumpft? — — 15

Lehre und Literatur.

Ich habe früher gesagt, die Lehre isoliere die Jugend.

Wenigstens war die damalige Lehre geschaffen, die Jugend jener Zeit zu isolieren.

Die Lehre ist, wenn man von ihr im strengsten Sinne reden darf, etwas Fixes; sie gibt den Niederschlag der Forschung in einem gewissen Stadio der geistigen Gärung. In diesem Sinne existiert jetzt kaum eine Lehre. Das zweifelnde Jahrhundert, welches aus den Scherzen, die Voltaire und Wieland zu ihrer Zeit trieben, eine ernste Arbeit gemacht hat, läßt nirgends einen eigentlichen Abschluß zu. Altertumswissenschaft, Geschichte, Mythologie, Sprachkunde sind in ganz neue Bahnen eingetreten, worin der Auslaufspunkt zwar bestimmt ist, der Siegespfahl aber noch nicht erblickt wird, und denen daher die Umgrenzung fehlt. Diese Doktrinen werden auch nicht wie früher von ge- 20 25 30

Lehrten Ibioten betrieben, sondern elegante Geister sind in ihnen tätig, solche, die eine ästhetische Form besitzen. Unsere große Literatur ist endlich zu allen hindurchgedrungen; an ihr haben sich die frischesten Kräfte heraufgebildet; diese Bildung hat nun
 5 wieder jeden auf irgend eine Weise auch zu den Literaturen der anderen Nationen hinübergeführt. Jeder geht auf einem Markte der Geister umher und besieht sich die Ware, anstatt daß sonst mehr im Laden eingekauft wurde. Es gibt keine barbarischen Archäologen, Historiker, Philologen mehr wie sonst; deshalb
 10 wird die Forschung der Zeit von einem Elemente des Schönen durchdrungen, oder dieses steht vielmehr über ihr wie ein Morgenrot, welches vielleicht am sichersten den Aufgang der Sonne verkündet, der Sonne, die in der Wissenschaft einen neuen Tag schaffen wird. Noch ist es Dämmerung, und die Gestalten des
 15 Erkennens fließen kritisch ineinander; von dem Lichte jenes Tages beleuchtet, werden sie, eine jede auf ihrem Orte, sich scharf umrissen sondern.

Je beschränkter die Lehre, desto selbstzufriedner der Lehrling; denn desto gewisser gibt sie ihm den Glauben, daß er in ihr das
 20 wahre Wissen für sich und seines Geistes Kraft erobert habe, desto weiter entfernt sie ihn von dem Zusammenhange mit dem Fortschritt oder mit den Nachbargebieten. Er rundet sich in der Lehre und mit ihr ab; er wird durch sie isoliert.

Die Lehre in jener Drang- und Kriegesperiode war eine zu-
 25 geschnittene. Große Arbeiten waren zwar geschehen auf dem Boden der Wissenschaften, welche den Geist am meisten erregen; aber sie hatten den gangbaren Lehrbegriff noch wenig berührt, in den sie erst jetzt eingebrochen sind. Die jungen Leute wandelten daher in einer Art von wachem wissenschaftlichen
 30 Traume umher, zu vergleichen mit dem praktischen Traume von politischer Größe, dessen Einbildungen so rauh entseucht worden waren. In den Disziplinen, die vorgetragen wurden, war alles für einen guten Kopf bezwingbar; über den Verhaß der Lehrjäge hinaus wurde sein Blick nicht gelockt; er durfte daher

meinen, wenn er den Vortrag gefaßt, die Sache zu besitzen. Ich wünschte, das Gefühl, welches damals ein strebsamer Anfänger hatte, schildern zu können. Er glaubte immer zu wissen, woran er war in der Wissenschaft; jedes abgemachte Compendium wies ihm in seiner Meinung die Rangstufe im Reiche der Geister an. 5
Schwerlich möchte dem jetzigen Geschlechte diese hornierte Unschuld des Erkennens eigen sein.

Zwischen der Schule und Universität ist eine große Klüft. Den Sprung vom erzwungenen zum freien Lernen macht niemand, ohne daß eine Entwicklungskrankheit ihn befele. Diese 10 bestand in jenen Zeiten für die meisten, nämlich für diejenigen, welche nicht berufen waren, dereinst als Lehrer der Nation zu glänzen, in dem sogenannten Burschenleben. Es ist untergegangen, weil die Freiheit, deren Surrogat es war, begonnen hat, selbst in das deutsche Leben einzufickern. Die Studenten 15 sind auch jetzt noch vergnügt oder dissolut; sie glauben aber nicht mehr, daß ihre Pöffen oder Ausschweifungen in ein System gebracht werden müßten. Das Burschenleben war ein ausgebildetes Nichtstun, eine Tabulatur phantastischer Geseze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, ein problematischer 20 Staat, in welchem kindische Tätigkeit, kindische Ehre, kindische Tapferkeit regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutsche Komödie, der nationale Schwank. Die mittleren Köpfe füllten damit ihre Zeit aus, bis das Gespenst des Examens herandrohte und sie zu den 25 Studien scheuchte, zu dem Studium, welches damals für die Mehrzahl noch keinen verächtlichen Nebenbegriff hatte.

Dies war das Brotstudium. Es ist jetzt mit Recht verrufen und wird nur gleichsam illegitim geliebt. Damals galt es als das ganz ehrenvolle; es war schon ein besonderer Luxus, wenn 30 der Jurist, der Theologe, der Philologe sich noch mit Lehrvorträgen außer seinem „Fache“ befaßte. Die meisten blieben in der Trainkolonne, die unmittelbar zum Unte fuhr, und empfinden, was auf diesem Wege ihnen als Proviant zugemessen wurde.

Allerdings gab es zwischen den künftigen Lehrern der Nation und den Handwerksköpfen auch noch eine zahlreiche Klasse, welche durch die eigentlich bildenden Disziplinen erregt blieb. Diese Klasse hat einen höchst achtbaren Bestandteil der nachherigen 5 Männer geliefert; sie erhielt aber ihre Impulse auf eine von der jetzigen Art verschiedene Weise.

Die Disziplinen, welche dem Geiste vorzugsweise Form und Gehalt geben, sind die Kunde vom klassischen Altertum, die Geschichte und die Philosophie. Über Fichte, den Philosophen, 10 der zu jener Zeit in Norddeutschland der wirkendste war, werde ich später reden. Setzt einige Worte von der Beschäftigung mit den Alten und von der Geschichte, wie beide damals influenzieren mußten.

Setzt man alles das, was jetzt in vielfältigster Zusammen- 15 stellung, Kombination, Konjektur für die Erkenntnis der Alten geschieht, unter einem einfachen Gesichtspunkte auf, so wird man, glaube ich, finden, daß das Forschen sie als Gewächse eigener Struktur, auf eigenem Boden erproffen, verstehen lernen will. Offenbar ist die Überzeugung vorhanden, daß jede Meinung, 20 Auffassung, Form, ja jede Konstruktion, jedes Wort und jeder Accent der Alten etwas sei, was aus irgend einem politischen, religiösen, Kultur- oder Lokalmomente ihres Lebens entsprang, und daß gerade die hohe Vortrefflichkeit der uns gebliebenen Denkmäler in dem innigen Zusammenhange derselben mit dem 25 Realismus des antiken Zustandes bestehe. Die Alten wollen uns werden etwas im größten Sinne Abgetanes, in der Zeit Untergegangenes, von uns Grundverschiedenes, eben deshalb aber nun einer ewigen und reinen Betrachtung Gewonnenes. In dieser Überzeugung ist der deutsche Geist den anderen Nationen 30 vorgesprungen; bei den Engländern und Franzosen herrscht noch die ältere Behandlung.

Die erste Stufe derselben war die grammatische Tagelöhnerarbeit. In ihr waren die Deutschen stark, und viele kamen darüber nicht hinaus. Meldete sich ein Bedürfnis nach stofflicher

Ausbeute, so stillte es der bekannte oder verschwiegene Irrtum, daß modernes Wissen, Denken, Sein eigentlich nur eine Fortsetzung des Altertums sei. Insbesondere gehörte er dem achtzehnten Jahrhundert an, dem alle Belebung durch die Potenzen des Mittelalters ausgegangen war; er wirkte aber auch noch stark hinüber in das erste Dezennium des neunzehnten und in die nächstfolgenden Jahre. Er veranlaßte das Bestreben, unter jenen ehrwürdigen Falten unsere Gestalt, unsere Züge, nur in idealer Verklärung, zu erblicken. Ihre Sentenzen sollten für unsere Verhältnisse die leitendsten Normen abgeben; ihre Tugenden waren der unsrigen Vorbilder; ein Gleiches galt von ihren Formen, obgleich sie die Verzweiflung aller Nachbildenden waren. Und da denn doch eine Herstellung ihrer Volks- und Staatseinrichtungen durchaus nicht mehr gelingen wollte, so begegnete man sich wenigstens mit ihnen auf einem allgemeinen Gebiete, welches von ihren Vortrefflichkeiten bevölkert war, denen nur leider die eigentliche Spitze und das, was sie gerade zu ihren Vortrefflichkeiten gemacht, hatte abgebrochen werden müssen.

Es ist zwar richtig, daß Männer, wie Wolf¹, Schleiermacher, Hermann², welche auf die Erkenntnis des Altertums als eines in sich abgeschlossenen und nur durch sich zu verstehenden Ganzen mächtig hingewirkt haben, Koryphäen der älteren Periode sind. Allein ihre Erfolge waren doch eine geraume Zeit nur in den Schulen der näheren Anhänger beschlossen; der allgemeineren Durchbruch der realistisch-kontemplativen Behandlungsweise des Altertums ist weit später erfolgt. Man muß Goethe als den Repräsentanten der abgewichenen Zeit in den meisten ihrer Richtungen anerkennen; es kam so ziemlich ihm alles zu, was die Zeit meinte und wähnte; und wo hat er anders

¹ Friedrich August Wolf (1759—1824), der große Hallenser Philolog und Begründer der neueren Altertumswissenschaft, besonders durch seine Homerstudien epochemachend. — ² Johann Gottfried Jakob Hermann (1772—1848), ausgezeichnete Philolog, Stifter einer philologischen und einer griechischen Gesellschaft von bedeutendem Einfluß.

über die Alten als in dem ideell-vermittelnden Sinne geredet, den ich für den Ausdruck der früheren Anschauungsweise halte? Wo spricht sich in ihm je die Neigung aus, Probleme, die sie ihm vorlegen, durch realistische Gründe aufzulösen oder mit ihrer Poesie sich auf historische Weise in Zusammenhang zu setzen? —

Nun aber ist freilich klar, daß, so sehr die neuere Betrachtung die wahrere Erkenntnis zeugt, sie doch auch wieder die betrachteten Muster uns ferner stellt. Auf gewisse Weise hatte man von den Alten sonst mehr als jetzt. In allem, was ein Menschengeschlecht zu seiner besten Zeit hervorbrachte, ist nämlich ein allgemeiner Gehalt, der freilich nicht das Höchste der Sache gibt, dagegen den Betrachtenden rascher erwärmt als die historische Beobachtung. Der allgemeine Gehalt der Alten besteht in dem Festen, Palpabeln¹ ihrer Taten und Gedanken, erkennbar auch ohne das speziellste Wissen von den einstigen Bedingungen dieser Tugenden. Diesen allgemeinen Gehalt brachte nun die ältere Lehre rascher und erwärmender herzu.

In der Geschichte werden immer zwei Methoden einander ablösen: die biographische und die Deduktion aus Zuständen. Denn alles, was geschieht, geschieht durch den Helden und durch das Volk. In dem Volke gärt eine Anzahl vorbereitender Umstände, die der Held durch die Energie seines Wesens zusammenfaßt, sie mit einem Teile von sich selbst vermischt und sie dann zur Tat macht. Der Held ist nichts ohne das Volk, das Volk nichts ohne den Helden; beide leben in der unlösbarsten Ehe. Christus, der größte Held aller Zeiten, den man hin und wieder als Beispiel angeführt hat, daß eine große Tat ohne irdischen Boden wachsen könne, fand gerade für sein Werk die reichste Gunst der Umstände vor, wenn man, wie billig, nicht auf das augenblickliche Triumphieren des jüdischen Synedriums² über ihn ein besonderes Gewicht legt, sondern darauf, daß die beiden

¹ „Greifbaren.“ — ² Das Große und das Kleine Synedrium hießen die richterlichen Behörden der Juden zur Zeit Christi. Das Große Synedrium war der oberste Gerichtshof zu Jerusalem, dem der Hohepriester vorsah.

entgegengesetzten Gestalten der alten Religion, der Paganismus¹ und das mosaische Gesetz, sich geistig abgelebt hatten, ohne politisch indifferent und streitunfähig geworden zu sein.

Das sind allgemeine Sätze, die zu finden nicht schwer fällt. Das Schwierige aber ist, bei den einzelnen Ereignissen auszu- 5
finden und darzustellen, welchen Anteil an ihnen der Held, welchen das Volk gehabt habe. Betrachtet man die Geschichte der Geschichtschreibung, so sollte man fast sagen, eine vollkommene Lösung der Aufgabe übersteige die Grenzen der menschlichen 10
Kraft. Lange galten die Alten auch für vollkommene Muster in diesem Gebiete; in ihren Historikern schien die glücklichste Würdigung der Einzelnen und des Ganzen vorgebildet zu sein. Nun aber hat Niebuhr schon ganze Strecken der römischen Geschichte aufgelöst und dem Volke, den Zuständen weit mehr übertragen als Livius; er hat von der attischen Demokratie, von welcher die 15
Quellen so ungerechte Ostracismen² berichten, ausgesagt, daß Plato unrecht und der Demos recht gehabt habe, und welchen Aufklärungen gehen wir nicht wahrscheinlich noch über andere Geschichtsträume entgegen?

Gegenwärtig herrscht unleugbar in der Geschichtschreibung 20
die Deduktion aus Zuständen vor. Man sieht den Helden oft nur schwer vor den Dingen, die ihn gemacht haben sollen; wenigstens wird ihm soviel als möglich abgenommen, um ihn gleiches Maßes mit seiner Zeit zu halten. Hierbei ist nicht die kleinliche Sucht rege, unsterbliche Taten aus erbärmlichen Un- 25
lässen abzuleiten, sondern die Überzeugung, daß in der Gemeinschaft ein Verstand und eine Kraft rege sei, die den Eigenschaften der größten Einzelnen wenigstens das Gleichgewicht halte. Ranke, unser bester Historiker, zeigt schon durch den Titel, noch

¹ Das Heidentum. — ² Ostracismus (Scherbengericht) hieß die durch Kleisthenes im Jahre 509 v. Chr. in Athen eingeführte Einrichtung, mittels deren Personen, von denen man einen die demokratische Weiterentwicklung des Staates gefährdenden Einfluß befürchtete, verbannt werden konnten; die Bezeichnung rührt daher, daß der Name des zu Verurteilenden bei der Abstimmung auf Tontäfelchen geschrieben wurde.

mehr aber durch die Art der Abfassung seines bisherigen Hauptwerks¹, daß ihm in den Zeiten, welche der Reformation folgten, kein über alle hervorragender Charakter vorgekommen sei. Er weiß zwar sich nach der Seite der Individuen zu wenden; am besten gelingen ihm aber doch die Porträts von solchen, welche abwartender oder retardierender Art waren oder an Geschicksverwickelungen untergingen. Ich erinnere an seine Schilderungen von Karl dem Fünften, Philipp dem Zweiten, Johann von Oesterreich.

Der Hegelianismus ist dieser historischen Manipulation günstig; es scheint aber in ihr auch die Erinnerung an den außerordentlichen Mann² sich zu regen, dem keiner seiner Feinde für die Person gewachsen war, und der dennoch dem Volksgeiste erlag. Denn die Geschichte nimmt mehr als jede andere Wissenschaft ihre Stimmung von der Zeit an, in der sie ihr Zeugnis niederschreibt. Dagegen war ihre Lehre früher mehr biographischer Art. Trosten genug versuhr sie, das ist wahr, wenn sie auf die Entschließungen des Feldherrn, des Ministers, des Königs das Gewicht legte, aus ihnen den Erfolg entspringen ließ und die Masse fast nur als den Stoff darstellte, in dem oder durch den gewirkt wurde, oder der zu einem unvernünftigen Siege über die glücklose Größe gelangte. Aber sie regte dadurch eben den Trieb an, diesen dünnen Rahmen mit freilich oft falsch-lebendigen Vorstellungen auszufüllen. Hin und wieder wurde auch jene atomistische Ansicht laut, die von den Franzosen herübergekommen war, und deren ich vorhin beiläufig gedachte: die, welche einen Krieg Ludwigs sich an dem schiefen Fenster von Klein-Trianon entzünden läßt, und einem Paar Handschuhe eine große Rolle in der Geschichte der Königin Anna und ihres Feldherrn³ zuteilt. Aber weit entfernt, daß diese Anekdoten das biographische Element zerstört hätten, hoben sie vielmehr das-

¹ „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1839 ff.). — ² Napoleon. —

³ Anna, Königin von England (1702—14), und John Churchill, Herzog von Marlborough, der englische Feldherr im Spanischen Erbfolgekriege.

selbe nur noch mehr hervor, da sie zeigten, daß selbst von den Launen der großen Weltgestalten die Welt häufig aus den Angeln gehoben worden sei. — Charakteristisch in der Geschichtslehre der damaligen Zeit war auch noch, daß über der ganzen christlichen Zeit der protestantische Blick schwebte. Das Mittelalter wurde als Barbarei, die Reformation als das schlechthin gute Werk, das Papsttum als eine Ausgeburt der Unvernunft und Heuchelei tradiert. Alles dieses versteht sich natürlich nur vom Durchschnitt der Lehre; denn die Nibelungen waren freilich schon früher genannt, die romantische Schule hatte ihre Werke bereits gestiftet, aber populär konnten die Ergebnisse der freien Bestrebungen nicht genannt werden.

In den beiden Hauptnahrungsmitteln des Geistes war es daher leicht, zur Selbstbefriedigung zu gelangen. Die Lehre war eng; von ihrer Enge aber führte die große deutsche Literatur die Jugend in die Weite. Der Anstoß wirkte von ihr aus noch in seiner frischesten Kraft. Lessing war zwar etwas verschollen; auch gehört sein Kultus mehr einem reiferen Alter an. Aber Klopstock war noch keinesweges so in den Hintergrund getreten, daß es nicht für eine heilige Pflicht gegolten hätte, den „Messias“ zur Hand zu nehmen und womöglich wenigstens die ersten zehn Gesänge zu bewältigen; seine Oden an die Freunde und Geliebten kosteten uns dagegen keine Mühe, sondern erfüllten das Gemüt mit einem sich von selbst darbietenden Entzücken. Wielands zierliches Spötteln galt uns für die Blüte der Weisheit; Hoffmanns „Luise“ stand in hoher Achtung; vor allen jedoch entzündeten Schiller und Goethe, der erste, ein Jahr vor dem Nationalunglücke abgeschrieben und im vollsten Nachglanze der untergegangenen Sonne leuchtend, der zweite, lebend und die reifsten Schöpfungen, „Wahlverwandtschaften“ und Biographie in die Furchen der traurigen Zeit ausjäend. — Herder war der wenigst Zugäng-

¹ Zimmermann hat dem Dichter und seinem bekanntesten Werk in den „Epigonen“ (1. Teil, 3. Buch) ein Dentmal gesetzt.

liche. Wir wußten mit diesen weichen, wollenen Wort- und Denkgespinnsten etwas Rechtes nicht anzufangen.

Die deutsche Poesie hat eine Entstehung gehabt, welche von dem Ursprunge der anderen europäischen Dichtungen ganz verschieden war. Diese brachten ihre höchsten Gestalten hervor theils im Mittelalter, theils in den Zeiten, welche wenigstens noch den Reflex des Mittelalters aufwiesen. Bei den Italienern folgen einander binnen dieser Grenzen in einem wunderbar schönen Reigen Dante, Boccaccio, Petrarca, Ariost, Tasso; bei den Portugiesen tritt Camoens auf unter dem ritterlich-religiösen Sebastian. Bei den Spaniern blühen Cervantes und Lope unter Philipp dem Zweiten, der noch einmal mit ganzer Kraft die Würde der alten Kirche und des gotischen Königtums aufrecht zu halten unternimmt, hierin seinem Volke nicht wie eine Singularität vorkommt, sondern den Spaniern der Kluge, der Gerechte heißt. Calderon glänzt unter dem dritten und vierten Philipp, unter welchen jene Richtungen, wenn auch mit weit geringeren Gaben, verfolgt wurden. Bei den Engländern hat Shakespeare noch alle Nachklänge des alten „lustigen“ Landes und der Feudalkriege im Ohr. Bei den Franzosen endlich erscheinen Corneille und Racine unter Ludwig dem Vierzehnten, dem geistigen eilften Ludwig. Der eilfte Ludwig hatte die großen Vassallen gedemüthigt oder vernichtet; der vierzehnte schlug die idealen Befugnisse des spanisch-französischen Rittertums, Galanterie und Bigotterie, zur Krone. Wie dieser König sich den Staat nannte, so repräsentierte er dessen einzigen tapfern, devoten, verliebten Ritter. Ludwigs Hof war das Mittelalter in einer Abbeviatur, welche die Züge der alten Schrift freilich schon etwas verstümmelt hatte. Den Sinn dieser Abbeviatur gaben die großen französischen Dichter wieder, wenn sie auch ihren Helden französische oder griechische Namen beilegten. Und so waren auch sie wenigstens mittelalterlicher Nachfärbung.

Ich glaube, daß vor einem richtig würdigenden Auge die späteren Führer jener Literaturen, soweit sie nämlich ein Eigenes

haben anstreben wollen, über oder auch nur neben den genannten Ahnherren nicht Stuch halten. Spanier und Portugiesen sind auf ihren Lorbeeren eingeschlafen; von denen kann also nicht einmal die Rede sein. Voltaire nennt sich mit kluger Bescheidenheit selbst den Soldaten Corneilles. In dem, was er eigen hat, 5
in dem kaustischen Witze seiner Romane, in dem Deismus des „Mahomet“, ist da aber etwas von dem organisch gestaltenden Leben der großen Meister des Siècle? Ist's in der Laszivität, in dem Atheismus Diderots oder in der Ungebundenheit Rousseaus? Alle diese Schriftsteller waren doch nur von der Negation be- 10
geistert, der ein abstrakter Begriff, die unbedingte Freiheit des Geistes und Gemütes, zur trügerischen Unterlage dienen mußte. Und die Neusten? Spielt nicht Victor Hugo nur mit abgeborgten Klängen? Einzig und allein in der Dudevant will sich etwas Originell-Plastisches Luft machen; aber es ist unentwickelt, läßt 15
sich also noch nicht abschätzen. Ein bedeutungsvoller Zufall muß es heißen, daß sie Aurore heißt; vielleicht kündigt sich in ihr die poetische Zukunft der Franzosen an. Chateaubriand hat dagegen seine besten Schwünge von dem Gefühle der Vergangenheit. Er ist der letzte Troubadour mit längerem Atem, weiterem Blick 20
als Arnaud de Marveil und Pierre Vidal von Toulouse¹. An Shakespeare reicht niemand hinan, also auch kein späterer Engländer. Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch blühte auf der britischen Insel nur das Lehrgedicht, die deskriptive Poesie, der Familienroman, die Satire, die Sittenschilderung, an und für sich schon niedere oder gemischte Genres. In 25
der neuesten Zeit haben zwar Byron, Walter Scott, Thomas Moore wieder einen höheren Ton der Dichtungen angeschlagen. Aber Thomas Moore luxuriert zu sehr, um als ein eigentlich großer Dichter dem Reide der Zeiten stehen zu können; Byron 30
ist in dem, worin er Größe besitzt, durchaus Anklage, also Ver-

¹ Arnaut von Mareuil (gestorben um 1200) und Peire Vidal (gestorben 1215), provenzalische Lyriker, der eine natürlich und geschmackvoll, der andere geistvoll, aber nicht ohne Manier.

nichtung, nicht plastisch=aufbauend; Walter Scott dagegen hatte sich ganz in die älteren Motive versenkt, nur mit neuerem Geschäfts- und materialistischem Blicke. — Endlich: Sollen wir in Goldoni, Gozzi, Alfieri, Manzoni so große formgebende nationale Geister verehren, wie die Stammväter der italienischen Poesie waren und geblieben sind?

Findet man diese Schätzung richtig, so ergibt sich, daß die Literaturen aller übrigen tonangebenden europäischen Völker romantischen Ursprungs sind, aus romantischem Boden ihre edelsten Säfte zogen, in ihm zu einer noch nicht wieder erreichten Blüte aufwuchsen. Dort hatte sich bei ihnen der Begriff der Klassizität festgestellt. Die romantischen Motive sind aber aus dem Leben verschwunden. Die Dichter jener Völker empfinden daher den Zwang, entweder zurückzugreifen auf abgeschlossene
15 Muster, ohne Anfrischung durch einen fortquellenden Strom der wirklichen Dinge, oder sich zu versuchen in neuen Gebieten mit dem niedererschlagenden Bewußtsein, daß unleugbar der Nation früher schon einmal ein Allerbestes geboten worden sei. Unmöglich ist nun zwar nichts in der Welt; bis jetzt aber scheinen die
20 späteren Meister nicht den Beweis geliefert zu haben, daß jenes Bewußtsein ohne eine gewisse Abkältung der zeugenden Kraft, wie groß sie auch gewesen, bleiben könne.

Ganz verschieden lautet nun das Taufzeugnis der deutschen Literatur. Wir haben zwar auch eine Poesie des Mittelalters
25 und seiner Nachzeiten: Nibelungen, Tristan, Parcival, Minne- gesang, dann die Meisterjänger, Hans Sachs, die scharfen Satiriker der Reformationszeiten, endlich die schlesische Schule und Fleming. Ich teile die Verehrung für diese alten Denkmale; allein wer möchte behaupten, daß sie unter Umständen entstan-
30 den seien, unter welchen Klassiker möglich sind? Diese entstehen nur, wenn ein Volk den Kern seines Wesens in seinen Zuständen empfunden hatte und die Sprache so weit gebracht worden war, daß sie für bevorzugte Geister zum Instrument mustergültigen Ausdrucks werden konnte. Italien besaß Eleganz des Wissens

und Lebens, die Durchbildung der Einzelverhältnisse, welche für die Entwicklung der Eigenschaften so günstig ist, Spanien seinen insularischen grandiosen Fanatismus, Portugal berühmte Seefahrer und fabelhafte Küstenfernen, England ein reiches Volkswesen und die mannigfachste Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, Frankreich die hohe Komödie der Repräsentation, als die Klassiker dieser Nationen erschienen. Das deutsche Volk aber war weder im Mittelalter noch in den Zeiten, die diesem folgten, eines solchen Kernes sich bewußt geworden; auch hatte ein entsprechendes Idiom sich nicht hinreichend vorbereitet. Die romantischen Elemente waren wohl alle vorhanden in Deutschland; aber theils waren sie mehr angeeignet wie das Rittertum, was selbst nur wieder im südlichen und westlichen Deutschland zu einer gewissen Zierlichkeit der Existenz kam; theils aber und hauptsächlich fehlte das Etwas verbreiteter Bildung, durch welches alle jene Elemente erst für den großen Schriftsteller zubereitet werden müssen. Der große Schriftsteller ist wie der große Feldherr, der sich auch nicht in das Handgemenge begibt, sondern dem sich das Heer, die Tapferkeit der Einzelnen, der Verstand der Untergebenen zu seinen Abstraktionen klären müssen, wenn er seine beste Kraft zeigen soll. Die Verfasser der „Nibelungen“, des „Narrenschiffes“¹, des „Leo Armenius“² standen gleichsam im Handgemenge rüder Vorstellungen, und deshalb konnten sie den nachwachsenden Geschlechtern der Deutschen nicht das werden, was Dante, Cervantes, Corneille ihren Nationen geworden sind. Die deutsche Literatur des Mittelalters blieb ein großer Anfaß, ein kühner Handstreich; sie konnte nicht für den Sieg des deutschen Geistes in einer Hauptschlacht gelten. Man lobe und preise jene älteren Werke, wie man will, man wird aber den Flecken der Barbarei nicht von ihnen hinwegpreisen.

Dem achtzehnten Jahrhundert mußte es vorbehalten bleiben, das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur der Deutschen,

¹ Sebastian Brant. — ² Andreas Gryphius.

derjenigen, welcher eine nationale Nachwirkung von langer Dauer vorherzusagen ist, zu werden. Über den politischen und patriotischen Unwert dieser deutschen Zeit sind wir einverstanden. Aber gerade in dem Unwerte konnte nur eine eigenste Seite der Deutschen erst zum Vorschein kommen, von welcher in meinen Betrachtungen schon mehrfach die Rede gewesen ist: ihre Subjektivität. In dem Chaos des aufgelösten Staates, der verwesten Kirche, der zerrütteten leitenden Begriffe entsprang eine Unzahl von Individualitäten, deren Gemeinames nur war, daß eben das Individuum sich mit allen seinen Berechtigungen und Launen voll in die Wirklichkeit hinausleben wollte. Diesen Stoff subjektivster Ansprüche ergriff nun der Geist großer Männer durch eine Sprache, welche gerade so weit mannbar geworden war, um unter dem Kusse der Meister Mutter werden zu können. Alle unsere großen Schriftsteller gehen von Standpunkten aus, die nur ihnen, nicht einem Vaterlande, einem Kirchendogma, einer stabilen öffentlichen Meinung angehören. Klopstocks Iyrische Gedichte sind der Ausdruck individuellster Empfindungen; im „Messias“ muß er zwar einigermaßen an den protestantischen Lehrbegriff sich anschließen; er gibt sich aber dafür durch Abbandonna Genugthuung, den sentimentalischen Teufel, und träumt das imaginäre Vaterland Hermanns¹. Lessing will so wenig etwas Festes, außer ihm Stehendes, daß er einmal sagt, er würde, ließe ihm Gott die Wahl, der Schale voll Wahrheit unermüdliches Forschen, mit beständigem Irren verbunden, vorziehen.² Herder ist mit seinem schweifenden, weiblichen Geiste überall und nirgends; die Humanität, als deren Priester er genannt wird, hat wenigstens an keinem Orte einen greislichen Kultus. Schillern ist alles Wirkliche das Gemeine, seine etwas heftige personelle

¹ In seinen drei „Barbieten“: „Hermanns Schlacht“, „Hermann und die Fürsten“, „Hermanns Tod“. — ² „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusage, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiel ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ Theologische Streitschriften, Eine Duplik (1778), I.

Sehnsucht das Ideal. Goethe endlich will mit seiner universellen Begabung nur sich und noch einmal sich und ohne Ende sich in den Dingen. Da aber ein solcher Wille nur mit Maß und Weisheit zum Ziele gelangen kann, so wird er gewissermaßen ein gelinder Tyrann der Dinge, ein Despot, unter dem es den Dingen wohl geht; ihm aber ergeht es über oder in ihnen doch am besten. 5

Sonach ist unsere große Literatur entstanden aus völlig antiromantischen Stimmungen, nach dem Verschwinden des letzten Widerscheins des Mittelalters; sie ist die vorzugsweise moderne. Das moderne Leben ist mit seinen feinsten Nuancen, mit seiner Anatomie der Seele, mit allem Zauber und Glend der Gegenwart nur in ihr zu seinem vollen Ausdrucke gelangt. Während die anderen Nationen nach genuinen¹ Schöpfungen aus der Fülle ihres modernen Lebens heraus umhertasteten und nur zu solchen mittleren Maßes gelangt sind, besitzen wir in Symbolen des modernen Geistes (der nicht immer an einem Stoffe aus der jüngsten Zeit sich abzudrücken braucht; ich erinnere an „Nathan“) unsere Hauptwerke. 10 15

Mit dieser ganz subjektiven Poesie trat nun die Mehrzahl der Empfangenden von jeher in ein subjektives Verhältnis. Während bei den andern Völkern sich rasch das Gefühl erzeugte, daß die Dichtkunst eine Kunst, ein heiteres Spiel, eine Form sei, blieb bei uns vorwiegend der stoffartige Anteil, hervorgegangen aus dem Glauben, daß Dichten eigentlich ein Handeln in Versen vorstelle. Vielfältig hat man sich über dieses unzarte und schwerfällige Interesse geärgert, und doch war es nur eine deutsche Notwendigkeit. Die ausgestatteten Individuen bei uns wollten ja, von keinem äußeren Gesetze bestimmt, nur den innersten stofflichen Gehalt ihres Busens entladen, dieser Gehalt, zwar durch eine Form gefaßt — denn sonst hätte er nicht Poesie werden können — aber doch immer über die Form hinausjchwellend, wurde 20 25 30

¹ „Echten.“

von den Empfangenden entgegengenommen, wie nun eines jeden Individualität die Wahlverwandtschaft bildete. Goethe gesteht selbst, daß seine Werke nur Bruchstücke einer großen Konfession seien; wie konnte er sich also darüber formalisieren, daß „Werther“ die Deutschen nicht als Kunstwerk, sondern als Wirklichkeit entflammte?

In neuerer Zeit hat sich der stoffartige Anteil bis zur Karikatur gesteigert. Meistens macht er sich leider als Haß Luft. Es darf in einem Werke nur diese oder jene Stelle vorkommen, welche dem Sinne einiger Menschen nicht behagt, so wird darum das Werk und der Autor verworfen, ohne Untersuchung, ob die Stellen nach den Gesetzen der Komposition nicht gerade so lauten müssen, wie sie lauten. Ich selbst habe davon noch neuerdings an vielen Urteilen über die „Epigonen“ eine Erfahrung gemacht. Während das Werk in seinem Schlusse gerade lehrt, daß die schrecklichsten Zerstörungen die in der Zeit schlummernden Heilungskräfte nicht vernichten können, sahen viele nur die abgelebten Figuren, durch welche sich das Thema seiner Natur nach auch freilich hindurcharbeiten muß, und verwarfen die Arbeit als eine nihilistische. Sie bedachten nicht, daß, wenn ich einen Schritt weiter gegangen wäre, ich das Gebiet des Staatsmanns, des Philosophen oder des Predigers betreten hätte. Es war mir merkwürdig, daß gerade den frischesten und gesündesten Lesern der Atem der Hoffnung aus den „Epigonen“ entgegenwehete, so daß mir daher die Vermutung kam, die anderen, welche von Verweilungsduft schwankten, möchten sich wohl selbst gewittert haben.

Ein stoffartiger Anteil solches Gepräges ist nun freilich etwas gar Schlimmes. Jener ältere aber, der mehr aus dem Vollen auf das Volle ging, wird so lange immer wieder empor tauchen, bis die deutsche Poesie die Form findet, die sie bei ihrem subjektiven Ursprunge noch nicht rein erlangen konnte. Ich meine nicht die äußere grammatische Form, für die Platen lebte und starb, sondern eine innere, geistige, eine, wie sie mir aus Shakespeare, Dante, Cervantes deutlicher entgegentritt als aus Goethe.

Die deutsche Poesie als Kunst will mir als eine zweite Möglichkeit unserer großen Literatur erscheinen.

* * *

Gerade wegen ihres Stofflichen und Subjektiven war aber die Literatur besonders geeignet, die Trösterin eines zerdrückten Volkes zu sein. Die Form wird genossen, und zum Genuß taugen nur glückliche Zeiten; der Gehalt spornt in der Not an, regt auf, hält den Menschen zusammen. Die Form tritt als ein Medium zwischen Dichter und Publikum; am Subjekt klammert sich das Subjekt unmittelbar an. Es ist wahr und muß immer wiederholt werden: Die Deutschen hatten in jenen Leidensjahren nur in ihrer großen Dichtung das Evangelium, welches sie zur Gemeine machte, sie über der materiellen Not, über dem Verlieren in eine wüste Verzweiflung emporhielt. Namentlich sind Goethe und Schiller die beiden Apostel gewesen, an deren Predigt sich das deutsche Volk zu Mut und Hoffnung auferbaut. Es ist mehr als sündlich, wenn dieses unsterbliche Verdienst nachmals hin und wieder in stumpfsinniger oder heuchlerischer Mätlei hat vergessen werden wollen. Die „Evangelische Kirchenzeitung“¹ und die mit ihr trollende Lämmleinsbrüderschaft² hat den beiden ihr Heidentum aufgestochen, und mancher meint etwas recht Kluges gesagt zu haben, wenn er von sich gibt, daß Goethe doch keine Religion habe. Er hatte die Religion, ein großer Mann zu sein und den Ausländern Bewunderung abzuzwingen, während wir anderen vor ihnen im Staube knirschten. Ich sage euch, diese zwei Heiden haben uns mehr genützt, als ihr guten Christen jemals uns nützet, nützet und nützen werdet! —

Das Verhältnis, in welches sich die Jugend zu den großen Schriftstellern setzte, war ein leidenschaftlicher Liebesbund. Das junge Alter pflegt eine richtige Ahnung von dem Höchsten zu

¹ Das von Ernst Wilhelm Hengstenberg im Jahre 1828 begründete hochorthodoxe Organ. — ² D. h. die sogenannten Mucker, die in pietistischem Sinne für Christus „das Lamm“ schwärmten.

haben, was gerade in der Zeit da ist. Die ersten lebten noch zum Teil, und das tat auch viel; denn das Tote ist abgeschlossen und fällt der Betrachtung anheim; das Lebendige weist aber immer in eine unendliche Zukunft hin; der Nerv der Bewegung wird von ihm affiziert. Sie kamen uns wie Heilige vor, deren leuchtende Fußstapfen zu sehen schon das höchste Glück gewesen wäre. Von Kritik war unter diesen Jünglingen nicht die Rede. Eine beschränkte Lehre machte die Seele nur um so lechzender, am Quell der Poesie sich zu berauschen, wenn sie einmal zu ihm hinangeleitet worden war. Auch war der Blick nicht zerstreut; die Literatur bot dem geistigen Auge die einzige Weide. Von der bildenden Kunst, welche jetzt viele ableitet, sprach niemand.

Am gewaltigsten unter allen wirkte aber doch Schiller, während Goethe uns mehr ein Gott in unendlichem Abstände blieb. „Faust“, der jetzt das Haupt- und Grundbuch der Jugend geworden ist, regte uns eher Schreck als Freude an. Ich erinnere mich noch des eigenen Fröstelns, mit dem ich Mephistopheles und die Meerkraken zum ersten Male gedruckt las. Einer unserer Lehrer sagte, es solle das größte Werk Goethes sein; man könne es nur leider nicht verstehen. — Schiller hat das ganz eigentümliche Genie besessen, scheinbar die Gestalten der Welt heranzubeschwören und sie doch so im Feuer des Begriffs wieder aufzulösen, daß sie Schatten gleichen, die nun ein jeder erst mit seinem wärmsten Herzensblute tränken mußte, um die edeln bleichen Rippen für sich zum Reden zu bringen. Schillern ist die Welt dunkel, und in dieser Dunkelheit läßt er einige Figuren ohne individuelle Züge, aber von glänzender Durchsichtigkeit erscheinen. Gerade diese erhabene Transparentmalerei war es aber, was dem Sinne der damaligen Jugend am mächtigsten zusprechen mußte. Das frische Gefühl der Menschheit verlangt nach Gestalten; es mag aber nicht gern seine noch große Reizbarkeit durch ihren Realismus belästigen lassen. Damals nun bedurfte der auf allen Seiten von der kolossalsten Wirklichkeit umdrängte Sinn nur noch mehr des poetischen Wiederhalts, den ihm diese großen

und doch leichtfaßlichen Transparente gaben. Obgleich die Empfindsamkeit noch nicht der Jugend verschwunden war, so konnte doch die Poesie jener Stimmung unter so historischen Umständen in uns nur die zweite Stelle einnehmen, und deshalb ist erklärlich, weshalb „Werther“ uns nur in geringerem Grade 5 berührte, selbst hinter Klopstocks tönenderen Freundes- und Liebesworten zurückstand und erst unsere reifere Zeit entzücken sollte. In Schiller traf nun aber alles zusammen, was wir begehrten; gleichsam eine historische Sentimentalität wehte uns aus ihm entgegen. Seine voll hinrauschenden Worte prägten 10 sich fast ohne Absicht, sie zu behalten, dem Gedächtnisse ein; das Gedächtnis ist aber die erste Kraft, welche im Menschen sich ausbildet. Wird man mich mißverstehen, wenn ich sage: Ich halte es für das Hauptverdienst Schillers, der größte Jugendschriftsteller der Nation geworden zu sein? — Meine Verehrung für 15 ihn habe ich hoffentlich deutlich genug ausgedrückt; allein dieser unbeschadet darf ich wohl gestehen, daß die Zeit mir ziemlich nahe zu sein scheint, in welcher er dem männlichen Alter ebensowenig mehr bieten wird, als ihm z. B. schon jetzt Herder noch bietet. 20

Unsere Begeisterung für ihn ging aber bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein solcher Mann hatte sterben können. Das Bewußtsein, daß sein Tod erst vor wenigen Jahren erfolgt sei, schärfte noch die mythische Empfindung, von welcher jeder in seinem Privatgeschicke ein Analoges erlebt, wenn nun ein Geliebtester soeben abgeschieden ist und die an den Verlust noch nicht gewöhnte Seele aus ihren Tränen und aus ihrer Sehnsucht, aus den Kleidern des Dahingegangenen, aus den Spuren seines Wirkens, aus allem, was seine Hand berührte, noch eine Zeitlang die teure Schattengestalt sich zusammenwebt. So 25 schritt uns Schiller als Schatten noch umher; denn er war ja in der Mitte seiner Laufbahn hinweggerafft worden, und wir sagten uns, daß wir, wenn er das gewöhnliche Lebensalter erreicht hätte, ihn dereinst vielleicht von weitem gesehen haben

würden. In einer unserer Zusammenkünfte, es mochte sieben Jahre nach seinem Tode sein, als wir wieder einmal über ihn sprachen, rief einer plötzlich aus: „Wenn er noch lebte, wollte ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben!“ — Dieser
 5 Eifer blieb nicht ohne Nachahmung. Ein zweiter setzte die Hand, ein dritter beide Hände daran. Der Enthusiasmus wuchs und sprach sich in immer größerem Erbieten zu Verstümmelungen aus, so daß, wenn man die Gliedmaßen, welche aufgegeben werden sollten, zusammensummiert hätte, der ganze Kreis zum
 10 wenigsten einen vollständigen Menschen eingebüßt haben würde. Man kann diese Szene lächerlich finden und zweifeln, ob der Opfermut stark genug gewesen wäre, sich beim Worte nehmen zu lassen; indessen ist es doch immer schön, wenn die Jugend ihre ersten Aufregungen von starken, positiven Geistern empfängt.

* * *

15 Ich habe die Literatur, welche durch Goethe, Schiller, Herder, Klopstock, Wieland, Lessing, Voß und die dieser Reihe nachfolgenden repräsentiert wird, unsere große genannt, weil sie ganz aus der vollen Nationalität und aus einer der ausgesprochensten Seiten in ihr erwuchs, in jenen Männern die begabtesten Organe
 20 fand und also auch voll in das Volk zurücktönte. Aber die Meister selbst drückte doch ein stilles Ungenügen, welches dem Poeten nicht ausbleiben kann, wenn er, wie hier geschehen, nur geschaffen hat, um eines Stoffes quitt zu werden; man erinnere sich an die Mühe, die sich Goethe und Schiller gaben, Regeln zu
 25 erfinden, die Motive in eine Theorie¹ zu bringen, den Dienst der Muse sozusagen reglementmäßig zu versehen; man erinnere sich an die Urkunde dieser Mühe, an den Briefwechsel!

Der Grund jenes Ungenügens war das Bewußtsein unserer Heroen, daß die Kunst fehle, welche doch immer das Alpha und

¹ Unter dem 23. Dezember 1797 sandte Goethe an Schiller den Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung, von Goethe und Schiller“, der die Summe der in den vorangegangenen Briefen beider Dichter niedergelegten Erörterungen zieht. Es werden darin fünf Arten von Motiven aufgezählt.

Omega des Poeten ist. Sie konnte aber von ihnen mit allem Experimentieren nicht entdeckt werden, weil jene großen Männer sonst an sich und ihrer Art zu Selbstmördern hätte werden müssen. Es ist merkwürdig, daß Schiller auf diesem Wege zum Chore gelangte, der ohne alle organische Vermittelung mit seiner Tra- 5 gödie von Messina blieb, Goethe aber zu „Hermann und Dorothea“ und zu den „Wahlverwandtschaften“, zu einem Epos und einem Roman, welche dramatischer sind als irgend eins seiner Dramen. Das Resultat ihres Suchens war also, abgesehen von dem Gedankengehalt jener Werke, ein totales Mißverständnis 10 über die Form, eine Entmischung der Form.

Ein zweiter praktischer Versuch, der deutschen Poesie die Form zu erobern, war die Romantische Schule. Sie gehört zu den am seltensten in der Literatur vorgekommenen Beispielen, daß sich bei voller Blüte der einen Richtung schon ein Gegensatz 15 aufzutut, und zwar nicht der Eifersucht, der Kleinmeisterei, sondern ein tiefer, gründlicher, ein Gegensatz des Prinzips. Man war in dieser revolutionären Schule freilich in einiger Verlegenheit, da man sich vielfältig kritisch äußerte und die Kritik doch ein Objekt behalten mußte, das Objekt aber wegfiel, wenn die ganze 20 deutsche Literatur negiert wurde. Man ließ daher vorbereitende oder untergeordnete Gestalten wie Lessing oder Bürger stehen oder lobte in einschränkender Weise; gegen den zweiten aber unter den ersten, gegen Schiller, tat sich ein entschiedenes Mißwollen kund, wodurch die Schärfe des Gegensatzes enthüllt wurde. Mit 25 Goethe gab es ein eigenes Verhältnis. Er hatte jeden zu mächtig berührt, als daß das nicht hätte eingestanden werden müssen; man zollte ihm daher leidenschaftliche Verehrung, während man selbst produktiv oder didaktisch auf diametral entgegengesetzten Mustern und Methoden sich gründete. Goethe hat dieses zwei- 30 deutige Verhältnis gefühlt und sich darüber so ausgesprochen, als habe er den Weihrauch einer klugen Politik zu danken gehabt. Daran glaube ich nicht; denn die Urteile über ihn, die aus der

Schule hervorgingen, sind, wenn sie gleich seine eigentliche Grundnatur nicht berühren, doch der Art, um als Worte ehrlicher Überzeugung gelten zu können. Vielmehr war es eines der Verhältnisse, in welchen jemand das Große anerkennt und doch das Gefühl in sich trägt, daß dadurch das Allergrößte nicht habe erreicht werden können.

Die Schule griff unleugbar die Sache praktischer an als Goethe und Schiller; sie stellte sich bei einem Gegenstande höherer Empirie auf den empirischen Standpunkt und wies nach den romantischen Literaturen hin, die eine Form besaßen; denn nicht um Rittertum, Andacht, Vergangenheit selbst war es ihren Stimmführern zu tun, sondern um die Dichter dieser Dinge. Sie brachten die Dichter in voller Rüstung herüber, welche die Poesie als Kunst getrieben hatten: Shakespeare, Calderon, Cervantes. Sie redeten von Dante, von Boccaccio, Petrarca geistreicher, als es je gechehen war. Von wie vielem anderen, was in das System ihrer Vorstellungen paßte, redete die Schule nicht außerdem noch! In ihren eigenen Schöpfungen verließ sie den subjektiven Weg der älteren Meister; sie trank aus dem Borne der der Gegenwart entlegenen Ideen und vermied selbst in unwesentlichen Nebensachen die Reminiscenz an die fremden Muster nicht.

Die produktiven Geister in ihr waren Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck; denn August Wilhelm ist, obgleich er viele Verse gemacht, doch nie etwas anderes gewesen als Kritiker, Gelehrter, Metriker.

Friedrich Schlegels Geist beherbergte manches. Seinem innersten Sinne stand aber doch wohl Calderon am nächsten. „Markos“ bleibt sein bedeutendstes Gedicht, und dieser ist ganz calderonisch gedacht. Auch in seinen lyrischen Sachen sind Nachklänge jener pomphaften runden Kategorienwelt des Spaniers vernehmbar.

Novalis vertieft sich in die Mythik des Mittelalters, insofern sie ihm durch das Mittel seiner Naturwissenschaft und der

Naturphilosophie erscheint. In „Heinrich von Ofterdingen“ konsolidiert sich diese Mystik selbst wieder zum Begriff, der an dem Dienstmann des Herzogs Leopold von Osterreich eine gelegenheitliche Entwicklung findet. In den „Fragmenten“ und „Geistlichen Liedern“ wird die Richtung hin und wieder getrübt 5 durch protestantischen Pietismus. Novalis hat allerdings einen Drang, Eigenes zu offenbaren; aber man fühlt doch in den wunderbaren Krystallisationen seines Geistes etwas Fremdes, ihm nur Ungeeignetes wirkend.

Tief ist am schwersten zu fassen. Das steht fest, daß er der 10 größte Dichter der Schule war. Zu selbstständig, um in fremden Kleidern volles Behagen zu empfinden, und doch zurückgestoßen von der Gegenwart, von der Stimmung, wie sie war, erschafft er sich zwischen zwei Welten eine eigene, dritte, phantastische, in welcher eine fortwährende Magie operiert. In dieser Welt ist 15 nichts wirklich als die Phantasie des Magus. Aber in dem Zauberer selbst geht nach und nach ein Märchen der Verwandlung vor. Die holden, leichten Gestalten der Jugend weichen zurück und wollen dem beschwörenden Worte nicht mehr gehorchen. Die realistische Welt bleibt stehen und wird von ihm in den 20 Novellen seines Alters von den individuellsten Gesichtspunkten aus betrachtet. Nur selten sind in ihnen die Figuren, die durch sich da sind, eine epische Milde und Ründung besitzen; meistens redet der Dichter durch die Personen nur das Thema seiner Abneigung oder Vorliebe aus. Und so erlebt die Schule in ihrem 25 poetischen Haupte schon wieder den Rückschlag in die alte subjektive Art, die aber hier einseitiger und schärfer auftreten muß als bei den Meistern der reinen anderen Richtung, weil dem Poeten unterwegs eine Saite seiner Leier gesprungen ist.

Die romantische Schule war von dem größten Einflusse auf 30 Moterien und poetische Köpfe. Kein wahrhaft Strebender konnte sich ihrem Reize entziehen, weil sie einen notwendigen Punkt in der Entwicklung der deutschen Literatur angab.

Aber populär konnte die Schule nicht sein. Denn sie ruhte

nicht auf der Breite des wirklich Vorhandenen, sondern sie ging aus der Sehnsucht nach einem Nichtdaseienden hervor, und zwar aus einer Sehnsucht, die nur ein feines ästhetisches Bedürfnis zum Ursprunge hatte. Gerade Rittertum, Katholizismus, Märchenwelt, Mystik waren es, die das aufgeklärte Jahrhundert perhorreszierte, so perhorreszierte, daß es nicht einmal das Spiegelbild dieser Lebensgestalten sehen wollte. Die Dichter der großen Literatur hatten zwar an alle jene Gebiete auch gestreift, aber in ihrem Sinne, nicht im Sinne der Ursprungszeiten.

10 Sie brachen den Acker um, wie ihr ökonomisches Bedürfnis es erforderte.

Am wenigsten konnte die Schule bei der Masse der Jugend rasch populär werden. Die Jugend von 1806 bis 1813 verlangte nach starken, auf Energie und Praxis hinleitenden Anreizen.

15 Die schönen fremdartigen Klänge und Schatten gaben dergleichen nicht. Im Frieden hat sich das geändert. Sonderbar war es, daß das Romantische zuerst durch die Schüler am heftigsten aufregte und wieder am frühesten durch den maniertesten unter den Schülern, durch Fouqué. Er war rasch allgemein bekannt und

20 brachte in den ersten Jahren der Restauration eine Wirkung hervor, die man wohl mit der des „Werther“ und der „Räuber“ einigermaßen vergleichen dürfte. Traurig, daß dieses große Talent sich so gar nicht besinnen zu lernen vermocht hat und deshalb auf seinem gelben Streitroß mit verhängtem Zügel in die

25 Wüste galoppiert ist. — Später ist Uhland an seine Stelle getreten. Über ihn werde ich an einem anderen Orte reden.¹

Das Ziel der Entwicklung, von welcher die romantische Schule einen Punkt bildete, scheint noch vorwärts zu liegen. Wir müssen durch das Romantische, welches der Ausdruck eines objektiv Gültigen sein sollte, aber nicht ward, weil seine Muster und Themen ganz anderen Zeitlagen angehörten, hindurch in das realistisch-pragmatische Element. An diesem kann sich, wenn

¹ Von Uhland spricht Zimmermann im 2. Teil der „Düsseldorfer Anfänge“.

die Mufen günstig fein werden, eine Kunst der deutichen Poesie entwickeln. Es ist ein großes Verdienst, welches sich einige Schriftsteller der jüngsten Gegenwart erworben haben, daß sie auf dieses Element zuerst hinwiesen, sich selbst in ihm hervorbringend versuchten.

5

Fichte.

Auch die Philosophie oszilliert immer zwischen zwei Punkten, ähnlich denen, zwischen denen die Geschichte sich als biographische Auffassung oder als Deduktion aus Zuständen hin und her bewegt. Sie ist die Wissenschaft des Gewissen. Nun fühlt 10 der Mensch, daß es zwei Behauptungen des Gewissen gebe: das Ding und das Ich. — Der Gedanke wird daher das Gewisse aufsuchen entweder in dem Dinge oder im Ich.

Die Geschichte der Philosophie lehrt diesen Wechsel der Spekulation. Nachdem bei den Griechen sich das Denken an Wasser 15 und Feuer, am Warmen und Kalten, an Zahlen, an den Atomen müde gedacht hatte und auch die Weltseele keine gründliche Befriedigung geben konnte, weil Anaxagoras ihr lediglich in der Natur eine Wohnung antwies, während ihre Stelle doch im menschlichen Bewußtsein war, kam es unter den Sophisten zu 20 einer bloßen Manipulation des abgestorbenen Denkstoffes. In diese Verwüstung trat Sokrates ein und konnte, durch den delphischen Gott belehrt, sein: „Gesunden!“ ausrufen.¹ Ist es erlaubt, über eine einzige Erscheinung mit wenigen Worten etwas zu sagen, so möchte ich ihn eine Inkarnation des Denkens nen- 25 nen. Er hat kein System, sondern er ist ein großes Faktum, das reine philosophierende Ich in dialektischer Analyse und Synthese. Indem er von seinem innersten Bewußtsein aus, durch den Dämon erleuchtet, über die Welt ein höchst Gutes, höchst Keines, höchst Schönes ausgießt, macht er den Satz, den ihm Plato in 30

¹ Das berühmte „Gesunden!“ (εὐφρα!) wird dem Pythagoras zugeschrieben, der es nach der Entdeckung des sogenannten Pythagoräischen Lehrsatzes ausgerufen haben soll.

den Mund legt, wahr, daß, wie das Auge nur sehe, was die Sonne beschne, so die Seele nur erschau, was von der Idee beleuchtet werde. Auf der anderen Seite läßt er die Empirie unbefangen gelten und weiß mit einem jeden in seiner Kunst, ja, in seinem Gewerbe und Handwerke sich zurechtzufinden. Die Philosophie erlebt in ihm einen Silberblick; es schimmern in diesem Schiller die Lichter der an das Mannigfaltige hingegebenen und der in das göttliche Eine zurückgezogenen Betrachtung — ein Bund zweier Bestandteile, der vor ihm nicht gewesen war und nach ihm nie wieder vorkam, wenigstens nicht in solcher genialischen Stärke. Aber eben weil dieser Bund über den Begriff hinausging, konnte er nur als Persönlichkeit, nicht als Lehre sich manifestieren. Sokrates ist ein Gipfel, in die Mitte der philosophischen Zeit gesetzt; von ihm fließen die Ströme nachher wieder in verschiedener Richtung ab. Was sich von seinem Wesen zur Lehre machen ließ, das trat erst durch die Schüler, Nachfolger und Ungerechten auf. Die Stoa will die sokratischen Elemente in ihrer Verknüpfung festhalten, bringt es aber nur zu einer ungeschickten Vermischung der Natur- und praktischen Philosophie. Es läßt sich nicht absehen, wie ein rigider Tugendbegriff in einer vergänglichen, aus feuriger Lust bestehenden Seele Wurzel treiben kann. Dagegen stellen Plato und Aristoteles die reine Entzweiung jener Elemente dar. In Plato vervielfältigt sich der Dämon des Sokrates zu den Ideen; diese scheinen zwar den Dingen einzuwohnen; in der That aber sind sie nur der Ausdruck eines nach dem Göttlichen lechzenden Selbstbewußtseins. Selbst die größte und vernünftigste Erscheinung, den Staat, saßt Plato nicht in seiner Realität, sondern er bildet einen Staat, der nur in Reden, wie er sich ausdrückt, da sein soll. Aristoteles hingegen wird von der Erfahrung gefangen genommen; weil sie aber sich zum Dogma verwandeln soll, so verliert in ihm dieses Prinzip des Sokrates viel von seiner naiven Hingebung an die Dinge.

Das Christentum nahm nach dem Verfall des antiken Geistes

eine Zeitlang den Menschen die Neigung zur Spekulation. Als es seine Sache hindurchgeführt hatte und das Dogma zur Evidenz gekommen war, griffen die Scholastiker dieses nun wie einen höheren Naturstoff auf; ihr Denken war Naturphilosophie auf das Gebiet der Kirche übertragen, und ihr Anschließen an den realistischen Aristoteles ganz konsequent. In Occam¹ wollte sich zwar ein Gegensatz regen; er trat der Superfötation² des Bewußtseins mit dem Satz: „Entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem“³ entgegen und wollte zuerst wieder vor allen Dingen ein Subjekt, das denkt. Allein die Zeit war für diese einfache Wahrheit noch nicht reif, und nur Mystik, Schwärmerei, Rekonstruktion älterer Systeme teilten bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Herrschaft mit der langsam verwellkenden Scholastik.

Endlich geben Bacon, Hobbes, Descartes der Philosophie reineren Boden zurück. Bacon vertritt abermals die Erfahrung, Hobbes sogar die sinnliche, weshalb er auch folgerichtig die höhere Erfahrung, die Religion, von der Philosophie ausschließt und nur von Körpern wissen will. Dagegen spricht Descartes das Machtwort aus: „Cogito, ergo sum!“¹ Als wenn das Denken und nicht die Existenz das Urfactum wäre. Spinoza verjenkt sich mit seinem pantheistischen Gotte scheinbar in das Meer der Realität. Sehen wir aber dieses Meer genauer an, so steht es mit den Attributen der unendlichen Ausdehnung und des Denkens ziemlich still und schlägt nur erst in der menschlichen Knechtschaft und in der menschlichen Freiheit einige Wogen, soweit diese von dem Wehen in der Seele jenes wunderbaren Juden geregt werden konnten, die ihre subjektive Mathematik zum Weltgeseze erheben wollte. Die Erkenntnis Gottes, in welche Spinoza das Wesen der Freiheit setzte, hat zuletzt gar

¹ Wilhelm von Occam (1270—1347), berühmter Scholastiker, ein Hauptvertreter des Protestantismus vor der Reformation. Zimmermann bezieht sich mehrfach auf ihn. — ² „Überbefruchtung.“ — ³ „Die Wesenheiten sind nicht über die Notwendigkeit hinaus zu vermehren.“ — ⁴ „Ich denke, also bin ich.“

kein Objekt als eben das erkennende Subjekt, weil das scheinbare Objekt, der mit der Welt identische Gott, eine Entfernung von sich nicht zugelassen haben würde, also eine Rückkehr zu sich durch Erkenntnis ausschließt. Wir finden mithin auch hier unter dem
 5 Schleier Gottes das Ich nur mit sich, aber freilich in der grandiossten Weise, beschäftigt.

Nun nähern wir uns den Zeiten, welche unserem Philosophen zunächst vorangingen. Ich widme ihm deshalb eine eigene Betrachtung, weil seine höchste Energie in die Zeit fiel,
 10 die ich zu schildern versuche, weil diese Energie an dem Hauptbrennpunkte norddeutschen Lebens, in Berlin, tätig war, weil sie in der wirksamsten Weise, nämlich in populären Vorträgen, auftrat, und weil sie zu den erregendsten Potenzen jener Zeit gehörte.

Leibniz hatte in der „Monadologie“ ein realistisches System
 15 aufgestellt. Er bildete dieses wie ein vornehmer Mann, der mit gekrönten Häuptern nahen Umgang pflog, und wie es einem Abte von Isfeld ziente, aus. Er ist der Minister der Spekulation. Seine Monas Monadum äußert sich in der besten Welt, in der prästabilierten Harmonie. Wo die Notwendigkeit im Stich
 20 läßt, da soll doch der zureichende Grund beschwichtigen. — Alles wäre recht schön — wenn's wahr wäre, wenn nur nicht unglücklicherweise die Sünde und der Schmerz da wäre, mit denen er aber seinen optimistischen Regenten nicht behelliget, die er vielmehr den getreuen Untertanen zu verwinden überläßt.

Gegen diese vornehme „beste Welt“ rührte sich demokratischer
 25 Spott, Zweifel und Unglaube. Die Nachbeter von Hobbes und Locke radotierten im kraßesten Materialismus, in der flachen Allweisheit der Enzyklopädisten. In solchem Wirrwarr fand Kant die Welt des Gedankens, und sein reinlicher Kritizismus stiftete
 30 zuvörderst Ordnung im Hause der Vorstellungen. Allein zu etwas Thetischem¹ gelangte er nicht. Sein „kategorischer Imperativ“ ist nur ein Wegweiser nach dem Gelobten Lande des Positiven.

¹ Sicher Gesekten.

Fichte gehört zu den merkwürdigen Geistern, in welchen sich ein Urzwiespalt zwischen dem, wonach sie streben, und ihren Mitteln findet. Das philosophische Genie soll mit dem ruhigsten, weitesten Erkenntnisvermögen ausgestattet sein. Dieses Vermögen soll eben nichts weiter wollen als Erkennen; seine Beobachtungen soll es anstellen mit der Hingebung und Entäußerung des Naturforschers; denn der Philosoph ist ja eben nichts weiter als der Naturforscher des höchsten Geistes. 5

Im geraden Gegensatz zu dieser Anlage steht nun die Anlage zum Charakter, nämlich zum Charakter in dem modernen Sinne, wo er die Opposition des Individuums gegen die allgemeine Welt- und Zeitlage bedeutet. Denn ein solcher Charakter hat nicht die Muße, zu erkennen, sondern er muß vor allen Dingen suchen, sich selbst durchzusehen. In Fichte ist nun von Anfang an ein Krieg zwischen Charakter und Erkenntnisvermögen. Der Charakter will das Erkennen zwingen, zu sehen, was ihm beliebt, verwirrt es dadurch und treibt es in Widersprüche, die er dann aber auch rechtfchaffen genug ist, geradezu einzubekennen. Fichtes ganze geistige Erscheinung hat etwas Gewaltfames, aber freilich etwas heroisch-Gewaltfames. Wenn es möglich wäre, mit dem Willen in das Allerheiligste der Wahrheit einzudringen, so hätte es ihm gelingen müssen; denn gewiß war nie ein Wille stärker und reiner. Aber das Heldentum der Philosophie ist wie das religiöse ein Martyrium. Nicht mit Speer und Schwert soll der Philosoph die Wahrheit finden wollen, sondern sich weit mehr von der Wahrheit finden lassen; alle Enge der Persönlichkeit soll er zerbrechen lassen von ihr; dann wird dem sterbenden Ich ein Blick in ihre Himmel gegönnt sein. Wenn einer wie Pompejus nach Siegerrecht den Tempel betreten zu dürfen meint, dann wird bekannt, „daß das Innere ohne Götterbilder und das Heiligtum leer sei“.* 10 15 20 25 30

Nun will ich Fichten nicht mit dem römischen Feldherrn,

* Tacitus.

der über die Juden siegte, vergleichen. Aber ein götterloses und leeres Heiligtum betrat doch nur der Fuß seiner Spekulation. Wohin führte die „Wissenschaftslehre“? Kant hatte leise die Wände des Hauses, welches etwas von einem Kerker hatte, aus-
 5 getastet, den Raum und die Grenzen genügend durch seine Kategorien abgemessen und zwischen den schmucklosen Mauern sich mit dem kategorischen Imperativ zu behelfen gesucht. Er hatte wie ein unschuldig Gefangener dieses Kerkerlos mit zarter Resignation ertragen. Fichte, sein Nachfolger, wird aber unruhig
 10 im Gefängnis; er dreht die Sache um: das gefangene Ich soll als absolute und primitive Tätigkeit das Nicht-Ich, die Welt, schaffen, die aber denn doch wieder als doppelte Schranke des Erkennens und des Tuns ihm hemmend entgegentritt.

Man weiß nicht, was man von diesem so seltsam freien und
 15 so seltsam gefesselten Ich denken soll, wenn man es nicht für das halten will, was es in der Tat war, nämlich für eine Perturbation der Spekulation durch den Charakter. Es verdroß Fichten, daß die Welt da war, besonders so, wie sie war, und da wollte er sich lieber eine mögliche schaffen. Aber er beschwichtigte sich
 20 selbst nicht lange in diesen Widersprüchen; schon in der Schrift über die Bestimmung des Menschen tat er einen starken Schritt nach der späteren Lehre vom göttlichen Sein zu. Die „Wissenschaftslehre“ war 1794 erschienen; sechs Jahre später gab er „Die Bestimmung des Menschen“ heraus.

25 Diese sonderbare Abhandlung, welche zum Teil Konfession der unumwundensten Art ist, enthält drei Abschnitte: Zweifel, Wissen, Glauben. — Im „Zweifel“ wird nachgewiesen, daß, wenn das Denkende im Menschen von der Naturnotwendigkeit bestimmt werde, auch nur die tote Naturkraft im Individuo wirke. Dann
 30 aber entstehe ein unerträgliches Dilemma zwischen Erkenntnis und Liebe. „Und doch“, ruft er aus, „ist nur in der Liebe Leben, ohne sie Tod und Vernichtung.“¹

¹ „In der Liebe nur ist das Leben, ohne sie ist Tod und Vernichtung“: Fichte, Die Bestimmung des Menschen (Werke, Bd. 2, S. 196). Zimmermann entwickelt im

So ist denn das „Wissen“ gezwungen, sich auf einen andern Standpunkt zu stellen und zwar fürs erste auf den alten. — In aller Wahrnehmung nimmst du lediglich deinen eigenen Zustand wahr; wo der Gegenstand anfängt, hört alle Wahrnehmung auf. Was du außer dir erblickst, bist immer nur du selbst; das Licht ist nicht außer dir, sondern in dir, und du bist das Licht. Das Bewußtsein von einem Dinge außer uns ist absolut nichts weiter als das Produkt unseres eigenen Vorstellungsvermögens. Auf solche Weise wird der Geist von der Natur und der Naturnotwendigkeit erlöst. Er wird frei. —

Eine traurige Freiheit! Die Freiheit des Verschmachtenden in der Wüste ohne Haus und Baum! Alle Dinge werden durch diesen Prozeß vernichtet; der Geist selbst wird, weil seinen Vorstellungen nichts entspricht, ein Nichts; die Realität verdunstet zu einem Traume. Das Wissen gelangt also nicht zu den Dingen; es bleibt ein leeres Wissen. Zu den Dingen gelangen wir durch ein anderes Organ.

Dieses Organ soll nun bei Fichten der „Glaube“ sein. Er ist kein Wissen, sondern der Entschluß des Willens, das Wissen gelten zu lassen. Ein Tun fordert die Seele; zum Handeln bist du da; ein Tun ist der Punkt, an welchen das Bewußtsein aller Realität sich anknüpft. Aus dem Gewissen stammt allein die Wahrheit; das Interesse für eine Realität ist es, die sie hervorbringen will; der Gute hat es schlechthin, um sie hervorzubringen, der Gemeine und Sinnliche, um sie zu genießen. Wir handeln nicht, weil wir erkennen, sondern wir erkennen, weil wir zu handeln bestimmt sind; die praktische Vernunft ist die Wurzel aller Vernunft. Durch die Moralität erheben wir uns allein über das absolute Nichts; notwendig für das Moralische ist aber die Forderung einer besseren Welt.

Aber auch bei dem höchsten Zustande sollen wir nicht stehen

Folgenden Fichtes Lehre zumeist mit Worten des Philosophen selbst, den er aber nicht genau und im Zusammenhange zitiert; seine Zitate sind vielmehr aus allerlei getrennten Sätzen Fichtes zusammengesetzt.

bleiben. Denn wir leben nur wahrhaft in einem unsichtbaren, in einem ewigen Leben; sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. „Mein Wille ist mein, und er ist das Einzige, was ganz mein ist. Ich bin unsterblich, unvergänglich, ewig, sobald ich
 5 den Entschluß fasse, dem Vernunftgesetze zu gehorchen; ich soll es nicht erst werden. Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit; die einzelnen Willen erkennen einander nicht unmittelbar, sondern nur in dem ewigen (göttlichen) Willen. Sie verkehren also auch untereinander nur in Gott. Gott allein
 10 will, wirkt, erkennt, ist in uns. Die übersinnliche Welt ist die einzig reale.“

Diese neue Lehre schließt mit der Anpreisung der Gleichgültigkeit gegen die Welt der Erscheinungen und der Natur und mit dem Gebote, daß der Mensch ein über die Natur erhabenes
 15 Wesen werden solle.

Man sieht, dies ist Kants kategorischer Wegweiser mit den Worten: Gott, göttliches Sein, ewiger Wille beschrieben. Aber eine Inschrift ist kein Bestandteil. Ist Gott wirklich das, was Fichte aus ihm macht, so bedeutet unser moralischer Wille nicht
 20 so viel. Der Glaube kommt wie ein Gott aus der Maschine in diese idealistische Welt, die sich doch ganz innerhalb der geschlossenen Deduktion zu helfen wissen soll. Er zerhaut den Knoten, anstatt ihn zu lösen. Fichtes praktisches Ich verfährt nun eben so gewaltjam wie früher sein intelligentes: das Gemälde seiner
 25 besseren Welt ist ein ziemlich utopisches, und die dürre Gleichgültigkeit, die sterile Erhabenheit, welche er zuletzt als das Höchste lobt, ein saurer Holzapfel, der schwerlich am Baume der Erkenntnis, gewiß nicht am Baume des Lebens wuchs.

Und welcher ist nun der Gott Fichtes? Wie manifestiert er
 30 sich? Wie knüpfen wir mit ihm an? Fichte gibt uns die Antwort in den Vorlesungen, die er 1806 in Berlin hielt und worin er zum seligen Leben anwies.¹

¹ „Die Anweisung zum seligen Leben oder auch die Religionslehre“ (Werke, Bb. 5, S. 397—580).

Gott ist das reine Sein, ewig, unwandelbar, in sich verborgen. Zu der vollen Realität dieses göttlichen Seins gehört aber, daß es sich offenbare — sein Dasein. In Gott sind Sein und Dasein völlig ineinander aufgegangen, miteinander verschmolzen und vermischt, die Unterscheidung findet als Folge menschlicher Beschränkung nur im Begriff statt. Im Begriff tritt das Sein als Abso-⁵ lutes im Dasein heraus. Auf das Wort: als legt Fichte einen großen Wert; es muß ihm die Erklärung liefern, daß Gott sich nur als Bild und Charakteristik im Begriff erfasse, daß hiedurch eine Verwandlung des göttlichen Seins vor sich¹⁰ gehe und daß es nun im Bewußtsein als ein stehendes, ruhendes, totes Sein, als Gestalt erscheine.

Dieser verwandelte Gott ist die Welt, geschaffen durch den Begriff. Der Begriff spaltet sie durch die Reflexion in die unendliche Mannigfaltigkeit, welche aber auch nur für den Begriff¹⁵ vorhanden ist. Jenseit des Begriffes aber ist und wird in alle Ewigkeit nichts denn der lebendige Gott in seiner Lebendigkeit.

Warum fallen nun aber Gott und Welt nicht auseinander? Antwort: Weil Gott sich mit der Welt oder eigentlich sich mit sich zusammenhält durch Liebe. Denn Liebe ist nach Fichte der²⁰ Affekt des Seins. Sie ist das Gefühl des Sichzusammenhaltens, des Sichtragens, das Affiziertsein durch das Sein, d. i. Gefühl des Seins als Sein. Die Liebe Gottes ist das Sichtragen und Sichzusammenhalten des Absoluten.

In der Vereinigung mit Gott durch Liebe soll das selige²⁵ Leben bestehen. Aber unsere Liebe zu ihm ist der Wahrheit nach nur seine eigene Liebe zu sich selbst in der Form der Empfindung, indem wir ihn nicht zu lieben vermögen, sondern nur er selbst es vermag, sich zu lieben in uns. Der Religiöse erfährt seine Welt nicht als Genuß. Genuß und Freude sind ihm zwar³⁰ keinesweges Sünde; aber er weiß, daß der Genuß ihm keine wirkliche Freude gewähren kann. Er erfährt seine Welt als ein Tun, und in diesem Tun tut nur der Wille Gottes etwas in ihm.

Und welche Früchte trägt dieses göttlich-menschliche Tun?
 „Den religiösen Menschen kümmert nicht“, sagt Fichte, „es
 sei denn sein besonderer Beruf, für eine würdige Subsistenz
 der Menschen Sorge zu tragen, die sinnliche Glückseligkeit des
 5 Menschengeschlechts; er bindet sich über die Zeitumgebungen
 nichts auf, er erklärt sie nicht ins Gute, ins Schöne herüber.
 Sehend auf das, was die Menschen sein könnten, ist sein herr-
 schender Affekt eine heilige Indignation über ihr unwürdiges
 und ehrloses Dasein; sehend darauf, daß sie doch alle im tiefsten
 10 Grunde ihr Göttliches tragen, überfällt ihn die innigste Weh-
 mut und der tiefste Jammer. Unablässig arbeitet er an der Ver-
 edlung der Menschen; er verliert nie den Glauben an sie und
 die Hoffnung auf sie.“¹

Wahrlich eine sonderbare Liebe, liebend in zwei Negationen,
 15 liebend in Indignation, Wehmut und Jammer und in einem
 Streben, allerdings getragen von gläubiger Hoffnung, aber, wie
 es scheint, ohne erreichbares Ziel in der Wirklichkeit. Zwar
 redet Fichte nachher von der rührenden Heiterkeit und Liebens-
 würdigkeit des Religiösen in den Angelegenheiten des Lebens;
 20 aber er bleibt den näheren Nachweis, worin diese Heiterkeit und
 Liebenswürdigkeit sich zeigen soll, schuldig. Ich zweifle auch,
 daß dergleichen aus einer gegen die Nackten und Hungrigen so
 gleichgültigen, aus einer indignierten und bejammernden Liebe
 habe entsproßen können. Jene Liebe scheint weit mehr Stolz
 25 als Liebe zu sein. Für sie ist in der Welt, in der Menschheit
 nichts Würdiges und Großes vorhanden; die Hingebung an die
 Helden der Geschichte, der Wissenschaft, der Kunst ist ein totes
 Wort für sie. Fichte charakterisiert seine Lehre als eine christ-
 liche, wengleich er nur mit dem vierten Evangelio anknüpfen
 30 zu können erklärt, da die anderen Evangelien ihren Beweis auf
 Wunder stützten. Aber hat Christus jene starre Verachtung der

¹ „Anweisung zum seligen Leben“, a. a. O., S. 546 ff. Immermann ver-
 fährt hier bei der Darlegung und Zitierung der Fichteschen Gedanken wie oben,
 S. 385, Anmerkung 1 angegeben.

Welt bewiesen, er, der es sich unter den Hochzeitgästen gefallen ließ und dem Kaiser zu geben hieß, was des Kaisers sei, doch wohl nicht aus weltlicher Schlaueit, sondern weil ihm der Kaiser wirklich der Kaiser war, nämlich die Majestät auf Erden? — Von diesen Zügen ist zwar der letzte nicht bei Johannes anzutreffen; aber ein Wunder berichtet er nicht und ist so sehr Christi würdig, daß er gar wohl gelten darf, christliches Sein zu erläutern. Der andere kommt bei Johannes vor, ist mit einer Wundererzählung verknüpft, die jedoch davon abgelöst werden kann, ohne daß sein Bezeichnendes verloren geht. 10

Die Resultate muß man aber bei einer Religionslehre wohl in das Auge fassen, welche selbst sagt, daß die von ihr gewiesene Liebe ein Tun sei. Ist das Tun nicht echt, so kann die Liebe nicht echt sein, und ist die Liebe nicht echt, so kann die Quelle nicht lauter sein, aus der sie abfließt. Der Gott Fichtes ist ein Verschwender, der sich viele faux frais¹ macht. Was zwingt ihn, durch den Begriff hindurchzugehen, in der Welt sich ruhend und tot sehen zu lassen, gebrochen und zerpalten in einer unendlichen Reflexions-Spiegellammer, und sich mit der Liebe daraus wieder zusammenzuholen, anstatt sich genügen zu lassen in einem vollen, jeligen Sein und Dasein? 20

In der menschlichen Beschränkung soll seine Sonderung und Verwandlung vorgehen. Wohl, da sind wir zu dem Punkte gelangt, auf den es ankommt. Für die menschliche Beschränkung sind Gott und Welt vorhanden, nicht die eine nur etwa als weesenloser Schein, sondern als höchst gewaltiger, realer Gegen-
satz, und die Aufgabe des Religiösen ist, nicht die Welt wie ein Nichts zu behandeln, sondern sie in Gott und Gott in ihr zu lieben. Auf dieser Stufe steht wenigstens jetzt das religiöse Bewußtsein, was freilich in der apostolischen und Martyrzeit eine stärkere Wendung gegen den einen der beiden Pole, den göttlichen, haben mußte, weil das Heidentum sich zu weit gegen den weltlichen geneigt hatte. 30

¹ „Nebenkosten.“

Der aus der menschlichen Beschränkung entspringende Gegensatz ist also das Thema der Religionsphilosophie. Mag die Metaphysik mit einem Obersten, Einen beginnen, für eine Religionsphilosophie muß der Gegensatz das Urphänomen bleiben, also die Duplizität, welche sie nur zu fixieren, nur mit Weisheit zu deuten hat. Nicht mit einer Affertion über das göttliche Sein, sondern mit einer Geschichte der höchsten Äußerung des Urphänomens, mit einer Geschichte des Gebets muß die Religionsphilosophie beginnen.

10 Was ist nun im Gebete? Wir wollen gebeugte Kniee und das Bild, vor dem sie sich beugen, die laute Anrede und den Angeredeten, die Bitte um eine bestimmte Gnade und die Gnade selbst einmal ganz beiseite setzen: zwei werden aber immer im Gebete bleiben, der Liebende und der Geliebte, die in der Mystik
 15 des Moments unaufhörlich ineinander übergehen, der Liebende in den Geliebten und der Geliebte in den Liebenden. Gott wird sich zwar in dem Menschen nur immer selbst lieben, aber doch nicht in dem toten, starren Gehäuse spinozistischen Baustils, gleichsam mit einer Liebe im Futteral, sondern in dem Menschen
 20 wird Gott sein eben in menschlich-lebendiger Transposition. Der kennt überhaupt die Liebe schlecht, welcher sagt, sie sei der Affekt des Seins, und das Sein halte sich in denselben zusammen und trage sich in ihr. Denn alle wahre Liebe beginnt ja mit Hingebung, und aus dieser Hingebung entspringt erst der Genuß.
 25 Auch in aller Liebe wird der inneren Erfahrung ein Gegensatz als Uraktum fühlbar, nämlich ein Bedürfen und ein Haben. Der Liebende fühlt, daß ihm ein Notwendiges fehle, welches in einem Anderen vorhanden ist, und daß er wieder habe das Notwendige, was diesem Anderen fehlt. Beide Momente sind in
 30 einem und demselben Augenblicke zugleich geboren, in welchem die Liebe aufbricht. Sehen wir von der, die man im engsten Sinne so nennt, ab und uns dagegen in den Gebieten der Begeisterung für die Helden der Geschichte, der Wissenschaft, der Kunst um! In diesen Gebieten wohnt sicherlich die Liebe, welche

auch der Philosoph als Liebe gelten läßt. Da ergibt sich nun die Seele ganz dem Würdigen, Großen, Liebenswertesten und denkt nicht an ein selbstliches Sichhalten und Zusammenfassen, und gleichzeitig weiß sie doch auch, daß sie habe, was den Helden zu ihrer vollen Existenz not tut, nämlich eben das Aufgenommen-⁵ sein in ihr. Denn ohne die Liebe und Erkennung der Heldentaten in den drei Gebieten sind jene ja tot und nicht vorhanden. Die Liebe ist wie das Auf- und Abschwanzen des Balkens einer Wage: es findet nur statt, weil der Balken auf einem Schwer-¹⁰ punkte ruht. Dieser Schwerpunkt muß also auch in der Seele vorhanden sein, er entzieht sich aber jeder menschlichen Erkenntnis.

Sollte es denn nun so unvernünftig sein, den Gegensatz, in dem alle Liebe spielt, bis hinauf zu Gott zu verfolgen? Sollte es denkwürdig sein, zu sagen, auch in Gott sei ein Gegensatz ge-¹⁵ setzt, ein ewiges Bedürfnis und ein ewiges Haben? Das Bedürfnis in Gott ist aber freilich keine Leere, die durch ein von ihm unabhängiges Außerer auszufüllen wäre, sondern es erfüllt sich selbst mit Inhalt, der eben die Welt ist, und der Moment des Sehns in Gott ist die Schöpfung. In dieser oder in der Welt²⁰ ist Gott, nicht verwandelt zu einem Bilde, zu einer ruhenden Gestalt, vorhanden, sondern der eine Pol des göttlichen Wesens selbst ist in ihr unabgeschwächt, lebend und pulsierend bis in das kleinste Geäder da. Die Welt tat Gott not, und darum schuf er sie¹; er hat aber wieder in sich, was der Welt not tut, nämlich den andern Pol, zu dem nun die Welt sich ebenso hinsehnt,²⁵ wie er zu ihr sich sehnt. Alle Kreatur ist sonach aufgetragen und eingeschrieben in Gott, aber selbst als göttlich, und durchbricht dieses Verhältnis im Bewußtsein des Frommen.

Auch in Gott muß ein Schwerpunkt sein, der den Gegensatz auf und nieder sich bewegen macht. Aber er scheint schlechthin³⁰ unerkennbar zu sein. Es bleibt freilich ein Rätsel, wie ein Nest des Dampfen in der Welt gesetzt sein könne, wenn sie die eine

¹ Vgl. die Anmerkung am Schlusse des Bandes.

Seite der göttlichen Liebe ist, und wie die Schranken das Bewußtsein drücken können, die doch Gott gewiß nicht drücken. Zuletzt jedoch will ich lieber ein Mysterium haben als einen Leisten. Der Begriff von einem obersten einfachen, göttlichen
 5 Sein ist ein Leisten, der noch dazu Gott durch den Tod in die Welt bringt. Die menschliche Beschränkung ist in diesem Falle ein wahrer Tod Gottes, und es läßt sich zwar wohl mit logischen Experimenten dann ein Scheingott in die Welt hinein figurieren, nicht aber in Wahrheit Gott in der Welt und die Welt in Gott
 10 erwecken, oder vielmehr finden.

Wenigstens ist die Liebe, welche im Gegensaße sich erkennt, die, welche im Leben der Welt das Leben sieht und als göttliches liebt, anstatt, wie Fichte tut, nur immer entweder mit einem albernen Abflusse des Scheins sich herumzustreiten oder
 15 sich in sich herbe zu verstoßen. Fichtes Liebe mußte die Welt negieren oder verschönern, Gottes eigenstes Wesen aber in eine schauerliche Einsamkeit verweisen. Die Liebe, von welcher diese Laienworte stammeln, sieht dagegen die Welt als etwas Wesenhaftes, obgleich zu einem Teile verschattet; sie sieht sie an und
 20 für sich schön und nimmt Gott in ihr, wie er sich gibt, als die unendlich ergoffene Mannigfaltigkeit, in welcher er für den Glauben nichts von sich eingebüßt hat. Sie ist auch wohl die christlichere; denn das Christentum entwickelte ja eben an Armut, Schmach, Schmerz und Tod nicht die Wichtigkeit, sondern die
 25 reale und corporelle Schönheit des Daseins.

* *

Goethe nannte Byrons Gedichte „verhaltene Parlamentsreden“. Von Fichte ließe sich sagen, daß sein Unmut über einen Zustand der Zeit, der ihm elend deuchte, sich in Systemen verbissen habe. Dieser unmutige Charakter oder charaktervolle Unmut schuf das vermeßene Ich der Wissenschaftslehre, den starren
 30 Gott des seligen Lebens. In Systemen gibt nun aber ein solcher Impuls geringe Ausbeute; denn das System soll die Lücke der

Welt ausfüllen, nicht sie erweitern. Ich gestehe, daß ich in Fichtes Spekulation nichts gefunden habe, wobei ein ruhig betrachtender Geist auf die Dauer verweilen möchte. Aber in die Praxis, die sich ein bestimmtes Ziel für das wirkliche Leben setzt, gehört ein so heftiges Wollen; da ist es ganz an seinem Plage, da bringt es die größten Wirkungen hervor. 5

Diese Praxis waren für Fichte die populären Reden, welche er in allen Stadien seiner Laufbahn zu halten liebte. Er redete schon 1794 vor den Jünglingen in Jena „Über die Bestimmung des Gelehrten“, dann über denselben Gegenstand 1805 in Erlangen. Auch die „Anweisung zum seligen Leben“ besteht aus solchen Reden. Dann entfaltet er 1806 vor einer bedeutenden Zuhörerenschaft in Berlin die „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ und wendet sich 1808 mit seinen Ratschlägen an die gesamte deutsche Nation¹, welche ihm durch das vor ihm versammelte Auditorium repräsentiert wird. 15

Die Spekulation soll nichts wollen als erkennen; die Rede soll hinreißen, treiben, befeuern und wird um so vortrefflicher sein, je hingerissener, getriebener, entflammter der Redner ist, vorausgesetzt, daß er einen so starken und reinen Geist besitzt, wie hier der Fall war. Ich gestehe, daß mir diese Reden Fichtes und namentlich diejenigen unter ihnen, welche bestimmte Gebrechen, deutlich ausgefonderte Partikularzwecke verfolgen, der Schauplatz seiner eigentlichen Größe zu sein scheinen. Schon die Reden an die Jünglinge über das Wesen ihres Berufes flammen von der edelsten Begeisterung. Er sagt ihnen goldene Worte über Fleiß, Rechtchaffenheit im Studieren, über den Talentsdünnkel; er warnt sie vor der Selbstbeschauung, die allem echten Talenten fremd sei. „Die Jugend“, sagt er, „soll nicht lachen und scherzen; sie soll ernsthaft und erhaben sein.“ Eine männliche Sittenlehre nennt er die seinige: „Handeln, Handeln, das ist es, wozu wir da sind“, spricht er. — „Ich bin ein Priester der Wahr= 20 25 30

¹ „Reden an die deutsche Nation, gehalten im Winter 1807 bis 1808“ (Berlin 1808).

heit“, ruft er aus; „ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu tun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was täte ich dann
 5 Sonderliches, was täte ich dann weiter als das, was ich schlecht-
 hin tun müßte? — Aber“, setzte er hinzu, „ein entmanntes und nervenloses Zeitalter erträgt diese Empfindung und den Ausdruck derselben nicht.“

In den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ findet
 10 Fichte erst das rechte Thema für seinen strengen, stolzen, zarten Geist. Scharf hinblickend auf die unreinen Richtungen der Zeit, welche dem großen Unglücke vorherging, auf den platten Hoch-
 mut des sich gesund dünkenden Verstandes, auf das sich Breitmachen der Erfahrung, auf die Aufklärerei, auf die zum Eudä-
 15 monismus verweichelichte Religiosität, auf die Flachheit in der Wissenschaft und Literatur, auf das allgemeine Meinen, Wider-
 meinen, Lesen ohne Zweck, und mit unerbittlicher Konsequenz diese Gifte in seiner Retorte darstellend, hat er gefunden, daß sie alle im Egoismus des Individuums wachsen. Aber das Leben
 20 der Gattung, sagt er, ist das alleinige und ewige. Fünf Epochen der Menschheit nimmt er an; den Stand der Unschuld, den Stand der anhebenden Sünde, worin der Vernunftinstinkt in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt wird, das Zeitalter positiver Lehr- und Lebenssysteme, den Stand der vollendeten Sünd-
 25 haftigkeit, der durch das Losreißen von aller Autorität, vom Vernunftinstinkt und von der Vernunft überhaupt, durch die Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit sich charakterisiert.

In diesem dritten Zeitalter steht die Welt. Ihr ist das Leben der Gattung ganz verschwunden; nur das Leben des In-
 30 dividuums, was damit zusammenhängt und sich darauf bezieht, ist ihr geblieben. Allein, daß ein jeder mit allem, was er hat und vermag, sich an den Dienst der Gattung setze, kann eine Restauration der Sitten, des Staats, der Meinungen hervorbringen. Diese Restauration wird die beiden folgenden Zeiten,

die der anhebenden Rechtfertigung und die der vollendeten Rechtfertigung oder Heiligung, möglich machen.

Es ist in der neueren Zeit sonst nicht vorgekommen, daß ein erhabener Bußprediger zu einem sich vortrefflich dünkenden Geschlechte unumwunden gesprochen hätte, wie Nathan zu David sprach: „Du bist der Mann.“¹ — Mit unerfrohenem Mute berührt Fichte den faulen Fleck. Alles muß ihm hiebei dienen: seine Meinung von der Beschränktheit der Paulinischen Auffassung des Christentums, welche das Dogma, die Reformation als Gegensatz des Dogmas, die Bibelübersetzung als Quelle alles nachherigen Schriftwesens und des damit verbundenen Verfalls des Religiösen verursacht haben soll; seine Vorliebe für Johannes, aus dem er das Christentum herstellen will, seine Annahme eines Ur- und Normalvolkes, welches unter die Wilden verstreut wurde und die Vernunft unter diesen ausfäte, sein Haß gegen die Naturphilosophie, die er nur für Schwärmerei, auf Magie gerichtet, erklärt. Denn da das Bestehende seinen Unwillen erregt und er beständig auf eine Reform des Sinns zum einfachen Tun zusteuert, so muß ihm alles, was die geltenden Gestaltungen des Lebens hervorbringen half, oder was von jenem konzentrierten Tun in die weite Betrachtung abführt, verjänglich erscheinen. — Es liegt ein schneidender Hohn darin, daß er die Menschen, denen er deutlich genug zu erkennen gibt, daß sie insgesamt nicht viel taugen, mit der Unrede: „Ehrwürdige Versammlung“ tituliert. Denn obgleich er einmal jagt, daß auch im dritten schlechten Zeitalter Personen aus den anderen da seien, so sieht man doch, daß diese Ausnahmen ihm als wenig zahlreich vorgeschwebt haben.

Das Schicksal hat nie mit sobarer Zahlung das Wort eines Weisen ausgelöst als damals. Raun sind die Reden über den Verfall der Zeit gehalten, so fällt das Vaterland. Gleichsam das vierte Glied der Proportion, von der Fichte die drei ersten

¹ 2. Buch Samuelis, Kap. 12, V. 7.

benannt hatte. Nun zeigt er sich als den, der er ist. Auch er verzagt zwar einen Augenblick an Welt und Geschick; er will emigrieren, nach Amerika gehen. Da kommt ihm aber der Gedanke der „Reden an die deutsche Nation“. Er erobert sich darin
 5 eine feste Burg des Geistes; er weiß, wie er sich mit dem heimischen Boden verknüpft halten kann. Nun bleibt er und tut seine größte Tat, er, der Philosoph des Tuns.

Die Selbstucht war der Charakter der abgewichenen Zeit, sagt er. Die Selbstucht hat jezt ihr Werk getan und sich da-
 10 durch vernichtet; die Selbstüchtigen sind in die Gewalt der Feinde geraten. Endlich nun ist es Zeit, sich zu besinnen, sich aufzuraffen. Aber wie? wodurch? — Das erwachsene Geschlecht ist dazu allzu verdorben.

Von der Erziehung der Jugend muß die Rettung ausgehn.
 15 Sie muß als deutsche Nationalerziehung, als Aufgabe der Gebildeten gefaßt werden. Selbst den Gewalthabern soll die neue Erziehung nicht gefährlich sein; denn sie bereitet ihnen nichts, was sie zu fürchten hätten. Ehre und Nationalruhm sind Trugbilder.

Die alte Erziehung überließ es dem freien Willen des Jüng-
 20 lings, ob er ihre Gebote annehmen wolle oder nicht; sie war also gar keine Erziehung. Die neue soll dagegen den freien Willen des Jünglings nicht anerkennen; sie soll mit Notwendigkeit auf ihn wirken und ihn lehren, notwendige Entschlüsse fassen. Sie
 25 ist die sichere und besonnene Kunst, im Menschen einen festen und unverrückbaren guten Willen zu schaffen. Lernen soll der Jüngling um des Lernens willen. Im religiösen Gebiete soll den dunkeln Gefühlen die Herrschaft genommen, der Erkenntnis soll sie gegeben werden. Nicht eher ist der Jüngling in die Ge-
 30 meinschaft zu entlassen, als bis er aus sich das Bild ihres vollkommenen Zustandes erschaffen hat.

Die neue Erziehung muß von Deutschen an Deutschen beginnen. Warum? Der Deutsche ist im Besitze einer Ursprache geblieben, welche von ihren Anfängen her bis heute sich stätig

und lebendig fortzeugte. Nun ist aber die Sprache nichts Willkürliches. Nicht der Mensch bildet sie, sondern ihn bildet die Sprache. Vom Sinnlichen erhebt sie sich und geht dann über zur Bezeichnung des Über sinnlichen. In einer Ursprache bleibt das Über sinnliche sonach geknüpft an den Kreis der Erinnerung und Erfahrung des Volkes. Ein solches Volk allein hat daher ein sich genetisch entfaltendes, geistiges Leben. Nichts Totes, nur mechanisch Angeeignetes ist darin; nur in einem solchen Volke hangen Volk und gebildete Stände zusammen. Selbst die antike Bildung wird dieses Volk allein vermitteln, weil es mit lebendigen Organen sie ansaßt, nicht als etwas bereits in der Sprache ihm Totgewordenes.

Fichte braucht die Reformation, die deutsche Philosophie, das Große des Mittelalters zur Beweisführung, daß das Volk der lebendigen Sprache allein jenen innigen Zusammenhang des Volkes mit den höheren Ständen in den höchsten Aufgaben seines historischen Prozesses besitze.

Die Reformation, sagt er, ging vom Volke aus und von Einem aus dem Volke und ergriff dann die Fürsten und Herrn; die echte Philosophie erwuchs aber wieder auf dem Boden der Kirchenverbesserung; alles Große und Tüchtige im Mittelalter rührt vom Volke — von den Städten — her. In der Fürstengeschichte jener Zeit sieht er nur die Geschichte von Länderverpändungen und Wiedereinlösungen.

Das Volk nun, was ergriffen ist vom Flusse des ewigen Lebens und in diesem Flusse mit Freiheit fortschwimmt, ist das echte Volk, das Urvolk, das deutsche. Wie soll aber einer sein Vaterland lieben? Fichte beantwortet die Frage, nachdem er zuvor die falsche Religiosität Landes verwiesen. Das Leben soll nicht betrachtet werden als ein Vorhof des Himmels; im Leben selbst und in dessen Gestaltungen soll das Ewige sichtbar werden. Dem Despoten mag es anstehen und erpriestlich sein, religiöse Ergebung anzuraten; aber die Religion soll nicht herabgesetzt werden zum Troste der Gefangenen. — Das Volk, das wahre, ist

das ewige Leben einer Mehrheit im Zeitlichen; dieses Ewige im Volke zu lieben, ist die wahre Vaterlandsliebe. Sie muß auch den Staat regieren; der Staat als bloßer Mechanismus zur Beförderung von Ruhe, Ordnung, materiellem Wohlfeyn hat
5 wenig Wert.

Nun werden die Punkte bezeichnet, an welche die neue Nationalerziehung der Deutschen anzuknüpfen sei. Sie muß damit beginnen, den Jüngling statt wie bisher in die Sinnenwelt, in die Welt des Gedankens einzuführen. Das Körperliche soll kunst-
10 gemäß gebildet werden. Anzuknüpfen ist die Methode an Pestalozzi, obgleich seine Irrtümer nicht zu verkennen sind. Von der Geometrie dürfte der Unterricht anfangen. Zuerst soll der Jüngling seine Empfindungen, dann erst seine Anschauungen sich klar machen. Der Mensch wird nicht als Sünder geboren, sondern
15 er lebt sich zum Sünder. Der Trieb nach Achtung ist ihm angeboren. Zuerst will das Kind geachtet sein und zwar weit lieber vom strengen Vater als von der nachgiebigen Mutter. Die Achtung der Erwachsenen ist sein äußeres Gewissen. Dieser Trieb nach Achtung muß daher in dem Kinde entwickelt werden. Nun
20 sind aber die Erwachsenen der Gegenwart nicht viel wert; also sollen die Kinder nur mit ihren Lehrern und Vorstehern leben, gesondert von den Erwachsenen. Die Geschlechter sollen zusammen erzogen werden. Lernen und Arbeit müssen verbunden sein. Die Anstalt muß sich durch ihre Arbeit wenigstens zu erhalten
25 scheinen.

Wer soll erziehen? Lehrer, in Pestalozzi's Methode herangebildet. Der Staat soll aber die Ausführung der Sache übernehmen. Denn die alte Erziehung ging von der Kirche aus und erzog für den Himmel; dagegen soll die neue für das Leben er-
30 ziehen. Der Staat hat das Recht, die Kinder den Eltern zwangsweise für die neuen Anstalten wegnehmen zu lassen; denn er zwingt auch zu andern Dingen, namentlich zum Dienst im stehenden Heere. Will der Staat nicht, dann mögen große Gutsbesitzer auf ihren Gütern die Anstalten errichten lassen, Vereine wohl-

denkender Bürger in den Städten. Im äußersten Nothfall wende man sich mit dem Evangelio der neuen Erziehung an die Aufgegebenen, an die Nachkommenschaft der Proletarier.

Wodurch soll sich aber das Volk bis zum Erblühtsein des neuen Geschlechts aufrecht halten? Es soll sich jeder Charakter anschaffen und diesen dadurch bewähren, daß er sich durch eignes Nachdenken eine feste Meinung bildet über die Lage der Zeit und über die Mittel, dieselbe zu verbessern. Die Hoffnung, ohne jenen Schritt in der Sprache und Literatur fortzuleben, ist eine nichtige. Sklaven können keine Literatur haben und behalten. Selbst der Feind ist bei diesem Schritte nicht zu fürchten. Denn entweder ist Napoleon eine große Natur; dann will er nicht Sklaven, sondern Selbstständige. Oder er ist ein Tyrann; dann ist der Tod das Äußerste, was dem Wagstücke droht. — Es gibt einige Traumbilder, welche der Regeneration der Deutschen im Wege stehen. Diese sind: das europäische Gleichgewicht, die sogenannte Freiheit der Meere, der Gedanke, daß eine Universalmonarchie möglich, wohl gar nützlich sei. — Der Redner legt den Deutschen ans Herz, den Ausländern nicht zu schmeicheln, in ihrer Not nicht untereinander zu hadern, die Größe Napoleons nicht zu vergöttern. Denn ist er groß, so muß ihm selbst die Schmeichelei zum Eckel werden.

* * *

In diesen Reden wagt ein einzelner Mann, ein deutscher Gelehrter, mit dem Gebieter der Welt in Kampf zu treten. Denn das Dilemma über Napoleons Größe oder Nichtgröße ist nur eine oratorische Form; Napoleon würde sich gegen eine solche Größe, wie Fichte sie zu unterstellen scheint, verwahrt, die Unschädlichkeit der angerathenen Erhebung keinesweges erkannt haben. Nicht im Dunkel oder mit Listen wird der Kampf bereitet; der Held des Geistes bietet dem Helden der Materie die offene Feldschlacht, in welcher Assertionen und Syllogismen gegen Bajonette und Kanonen streiten. Man hat gefragt, wie es gekommen, daß

keine Füllade die Folge jener Reden geworden sei? Die Antwort ist einfach. Es befand sich unter den Zuhörern kein Verräter. Dumpfe und Stumpfe, auch Mißwollende mochten darunter sein, aber niemand, der schlecht genug gewesen wäre, den
 5 Franzosen den Sinn der Reden in ihre Sprache zu übersetzen. Denn Fichte hatte neben dem unerfrockenen Mute des Helden auch seine ganze Klugheit. Er stellte sich nicht unter den Augen des Feindes oder innerhalb der Verhaße desselben auf; er nahm eine feste Stellung auf vorteilhaftem Terrain, in Ideen, in sol-
 10 chen, die diesen Namen verdienten. Von Ideen wußten aber die damaligen Franzosen nichts; sie hatten dazu keine Zeit. Was sie von dem rohen Wortinhalte der Reden hörten, mochte ihnen nur wie puerile Schwärmerei des müßigen deutschen Geistes klingen.

Es läßt sich an dem merkwürdigen Denkmale, welches ich betrachte, einer der schlagendsten Unterschiede zwischen antikem und modernem Wesen aufzeigen. Scheinbar ist der Gedankengang in Fichtes Reden ganz antik. Auf des Lebens Wirklichkeit wird hingewiesen, auf das Vaterland, auf Bürgertugend. Selbst
 20 der Todesmut, welcher an einer Stelle empfohlen wird, sieht aus wie der Stoa entlehnt. Und dennoch kann es kein moderneres Verhalten geben. In einer irgendwie noch zur Regeneration fähigen Zeit des Altertums würde kein Redner, um die Regeneration zu bewirken, ein Mittel über alles Maß hinaus gepriesen,
 25 die Geschichte umgebrochen, das Geschlecht, zu dem er redete, verneint haben. Fichte tut alles dreies. Über die Lobpreisung der lebendigen oder Ursprache als der einzigen Gewährschaft fortquellenden Volkslebens vergißt er oder will er nicht sehen, daß ein Volk mit dem ärgsten Mißlingsidiom, das englische, sich
 30 die Jahrhunderte hindurch im kräftigsten Leben erhalten konnte. Aus den Größen des Mittelalters verschwinden ihm Heinrich der Sachse, Otto, die schwäbischen Friedrichs, Heinrich der Löwe, Rudolf, Max, Karl der Fünfte und alle Illustrationen der Persönlichkeit, der Lehnstreue, der ritterlichen Gesinnung, welche

neben der Tüchtigkeit des Städtelebens die andere Seite des Glanzes jener Zeiten darweisen. Endlich erklärt er die gegenwärtigen für null, und dennoch sollen aus ihnen die besseren zukünftigen hervordachsen.

Aber alle Umgestaltungen der modernen Zustände haben 5 einen chemischen Charakter. Die in ihnen tätigen Personen gehen revolutionierend gegen die bis zu ihnen bestandenen sozialen Begriffe zu Werke, während die Entwicklungsphasen der alten Völker nur politischer Art sind. In Rom bleibt durch alle 10 Kämpfe der Patrizier und Plebejer, der Optimaten, der einzelnen Machtherrschers, des Prinzipats hindurch, solange der Staat noch nicht ganz in Verfall ist, die urbs¹ das Substrat, auf welchem sich alles abwandelt, nur in den Metamorphosen der Herrschaft. In Griechenland ist ein ähnliches Dauerndes die Bundes- 15 erinnerung der Hellenen und das Bewußtsein hellenischen Geistes, der sich im Gegensatz zum Barbarismus sieht. Selbst Alexander von Mazedonien will doch mehr hellenischen Geist zu den Barbaren tragen, als daß es ihm mit der Aufnahme des Orientalismus in den Hellenismus Ernst ist, wenn er medische Kleidung 20 anlegt. — Dagegen stürzt Karl der Große durch die Erneuerung des römischen Kaisertums die reine Gestalt des germanischen Wahlkönigs um und bringt in die Welt den Gedanken von den beiden Schwertern auf Erden, eine Erfindung, die lange auf alle Ideen und Institutionen einwirkt. Die Reformation modifiziert alle Verhältnisse in ihrem innersten Kerne. Die englische 25 Republik unter Cromwells Protektorat vernichtet das göttliche Recht des Königs; die Revolution ist so entschieden sozialer Art, daß man darüber nichts weiter zu sagen braucht. Dieser Charakter der großen modernen Veränderungen ist tiefchristlichen Ursprungs, was aber hier nicht ausgeführt werden kann, weil 30 sonst der Betrachtung kein Ziel gesetzt wäre.

Und so war auch an Fichte die Gestalt eines deutschen Zu-

¹ Die „Stadt“ als politisches Staatswesen.

standes herangetreten, der nicht also bleiben konnte. Fassen wir es kurz: Die Landeshoheit, der Nachsprößling des Feudalismus, hatte sich rasch abgelebt und heruntergebracht bis zu hohler Herrscherei auf der einen Seite und bis zur Knechtschaft auf der
 5 andern Seite mit allen Dependenzen beider Übel von passivem Gehorjam, Mechanisierung des Staats, Mietföldnerjchaft, bequemem geistigem und körperlichem Wohlsein unter dem Schatten der Hoheit oder Majestät. Ganz dem modernen Geiste gemäß entwickelt daher Fichte nicht aus dem Alten die Widerstands-
 10 fähigkeit gegen das Elend, sondern er macht im allergewaltigsten Sinne tabulam rasam¹; er zieht das demokratische Element der Sprache aus seiner Nacht; darin soll die Nation allein Zusammenhang finden. Allein diese Demokratie der Gegenwart ist ihm nicht genug; er will überhaupt keinen Boden unter den
 15 Füßen haben, weil jeder Boden besleckt ist. Den Lüften der Zukunft trägt er die Mission auf, ein neues Vaterland heranzutreiben.

In ihm kulminiert das germanische Jugendgefühl, von dem bei der Familie die Rede war. Es kulminiert in diesen Reden
 20 der herbe, feurige und doch gewaltjame Geist, der berufen war, nicht einen Schacht der absoluten Wahrheit von lang nachhaltiger Ausbeute aufzudecken, sondern für die Praxis mit größter Schärfe den Ausgangspunkt zu zeigen, den alle Besseren suchten. Man kann seine historischen Meinungen einseitig, seine Versiche-
 25 rungen über die Sprache übertrieben, seine Vorschläge extravagant finden und wird dennoch immer die „Reden an die deutsche Nation“ bewundern müssen. Der Redner hat ein anderes Gewissen als der Philosoph. Wenn er nur innig und fest von der Reinheit des Zwecks überzeugt ist, so darf er die Mittel zwar
 30 nicht fälschen, aber sie doch nach dem Zwecke zu wenden. Fichtes Reden sind zugleich eine der größten Taten des deutschen Geistes. Es war dieses Geistes würdig, durch eine edelste Persönlichkeit

¹ „Keinen Tisch.“

die Flammen der Selbstvernichtung entzünden zu lassen, aus denen allein der Phönix der Wiedergeburt sich erheben konnte.

Auch der Stil Fichtes kulminiert in diesen Reden. In den früheren hat die Schreibart manche Beimischung von mathematischer Demonstration oder von der Eintönigkeit eines Kommandowortes auf dem Exzerzierplatze. Aber hier wird er rund, voll, rollend. Die Perioden ziehen, ein unaufhaltbarer Strom, einfach, ruhig, majestätisch daher. Zuweilen blickt ein erhabenes Gleichnis auf, gleich dem Widerscheine der Sonne am tiefblauen, wolkenlosen Himmel aus den Wogen. Nichts gleicht dem Schwunge des Schlusses. Er wendet sich an die Jünglinge, an die Männer, an die Alten, an die Genien der Nation, endlich an die Fürsten. Jedem insbesondere weiß er zu sagen, warum jeder insbesondere auf ihn hören müsse. Aber nicht er, der Einzelne, ist es, der ihnen die Sache des Vaterlandes empfiehlt; sondern die Vorfahren sehen auf sie, die Nachkommen, auch das Ausland, jegliches Zeitalter; die Vorsehung selbst beschwört die von ihm versammelten Stellvertreter deutscher Zunge, den erteilten Rat zu befolgen. „Geht das deutsche Volk unter“, ruft er, „so ist alles verloren!“

* * *

Fichtes Denken war geistiger Brownianismus¹, angewendet auf die moralische, religiöse, politische Asthenie der Zeit. Seine sthenischen Mittel wurden späterhin von schwächeren Händen vielfältig in Verdünnungen dispensiert. In einer gewissen tüchtigen Gesinnung, die eine derbe, mittlere Betrachtung der Dinge vortrug, trat sein Wollen und Wirken nachmals abgepiegelt wieder hervor.

¹ John Browne (1735—88), englischer Arzt außerhalb der Kunst; Urheber des Brownianismus oder der Erregungstheorie. Nach dieser entsteht das Leben durch die infolge von Reizen wirkende Tätigkeit der Erregbarkeit. Das richtige Verhältnis zwischen Reizen und Erregbarkeit bedingt die Gesundheit; Krankheit dagegen ist entweder zu stark vermehrte oder zu stark verminderte Erregung, Sthenie oder Asthenie.

Auch die Ereignisse, in welchen sein Charakter sich ausprägte, umkleideten ihn, wie das nasse Gewand die Statue umschließt, und machten ihn zur effectvollsten Persönlichkeit. Es ist ein Irrthum, daß der Philosoph, zurückgezogen vom Leben, ein anderes System, ein anderes Leben habe. Vielmehr, regiert mehr als andere Menschen vom nackten Gedanken, gibt er diesen auch häufig in seiner äußeren Existenz aus. Ich habe bei Leibniz schon darauf hingedeutet, daß vornehmer System und vornehmer Mann zusammengehörten. Spinozas regungslose Welt und regungslose Tage, seine Ergebung an den Gott, den er liebt, von dem er aber nicht verlangt, daß dieser ihn wieder lieben solle, und sein demütiges Brillenschleifen sind Facetten eines und desselben Brillanten. Kant ist ein akkurater Holländer, so im Denken wie in der Einteilung seines Tages und in der Anordnung seiner Mahlzeit. Bei Schelling sieht man Analogien der romantischen Philosophie mit romantischen Schicksalen. Endlich: hätte Hegel an so manchem Mittelmäßigen in Leben und Kunst Geschmac finden können, wenn seine Spekulation nicht in allem Vorhandenen die Würde des Begriffs aufgesucht hätte?

Wie viel mehr muß diese Übereinstimmung sichtbar werden bei einem, der nur zur Hälfte Philosoph, zur anderen und vielleicht größeren Hälfte opponierender Charakter ist! Durch Fichtes ganzes Leben geht ein Zug, wie seine Ich-Lehre, wie seine farblose Liebe. Er will vor allen Dingen immer so sein, wie er nun einmal ist. Auch das Ungewöhnlichste soll ihn in diesem Sichselbsthaben nicht anfechten. Des Atheismus verklagt, kann er vielleicht in Weimar Recht gewinnen, wenn er sich nur einigermaßen den Formen gefällig bequemt; er aber will gerechtfertigt sein auf seine Art und zieht, da das nicht zu bewerkstelligen ist, Amtlosigkeit vor. Darauf vergräbt er sich in Berlin und leidet geraume Zeit lang wirklichen Mangel. Lektor soll er nun werden bei einer hohen Person; da erfährt er, daß dieser Dienst jezuweilen auch zur Vorlesung eines Lafontaine'schen Romans führen könne; alsobald bleibt er seinen Entbehrungen treu. Die Neigung,

den Schoßjünden der Zeit oratorisch in das Antlitz zu schlagen, gehört ganz und notwendig zu der Gruppe dieser Lebensereignisse.

Eine Anekdote, welche ich aus dem Munde eines seiner Zuhörer vernahm, gehört auch hieher. Seine Wohnung befand sich in der Nähe eines tiefen Wassergrabens. Zu der Vorlesung gehend, bemerkt er, daß ein Kind hineinstürzt. Ohne zu verweilen, springt er nach, zieht das Kind heraus, übergibt es einem zufällig in der Nähe bemerkten Arzte, wechselt seine triefenden Kleider und hält nun, ohne die mindeste Aufregung zu zeigen, als sei nichts vorgefallen, die Stunde ab. Der Vortrag ist, wie immer, accentlos und affektlos, dennoch den Gedanken in markanter Plastik gestaltend. 5

Wenn jemand zur rechten Stunde für seine Ruhe gestorben ist, so war es Fichte. — Wie hätte dieser tugendhafte Zornige, der mehr als Jeremias es nie bei bloßen Klagen bewenden lassen wollte, sich in dem weichen Wesen der Restaurationszeit stellen sollen? 15

Jahn.

Die Zeitungen meldeten uns kürzlich von einem französischen Sonderlinge, der noch vor wenigen Jahren alle Vergnügungen von Paris genoß und nun einsam in einem Bergschloß am Atlas hauset. Er hat sich zum Moslem gemacht, hält sich eine bewaffnete Schar von Arabern, rächt empfangene Beleidigungen oder ihm widerfahrene Räubereien mit Flinte und Säbel, gibt den Nachbarhäuptlingen Feste, hegt öffentliches Gericht in seiner Burg, jagt, den Haifh um das Haupt gebunden, im Burnus, den Satagan an der Seite, auf dem Wüstenrosse durch die Metidschah¹. So spielt er die doppelte Rolle des Scheik und eines mittelalterlichen Raubgrafen. Die dritte kommt hinzu, wenn er der beiden ersten müde ward. Dann geht er auf ein paar 20 25 30

¹ Metidschah oder Metidja heißt die fruchtbare Ebene, die sich im Halbkreis um die Stadt Algier herumzieht.

Tage nach Algier, wird Franzose unter Franzosen, liest Journale, trinkt Gasconner Wein und lacht in Gesellschaft seiner Landsleute über seine eigenen Phantastereien.

Der französische Sonderling ist selten. Er hat immer etwas
 5 Theatralisches; er wäre unglücklich, wenn niemand den Narren bemerkte.

Der englische Sonderling will durch seine Whims¹ nur die Souveränitätsrechte persönlicher Freiheit ausüben; es liegt ihm nichts daran, ob man auf ihn achte. Lord Gordon wurde Jude
 10 mit allen Formalitäten, ging nur mit Juden um, ließ sich nur von Juden bedienen, ohne dadurch Aufsehen erregen zu wollen. Gleich verborgen hielt sich der Gentleman in Soho-square, der ein Serail von einer Frau und sechs Odalisten in vollkommener Ordnung und Einigkeit zu besitzen verstand. Auch der Mann, der
 15 jahraus, jahrein auf einem Boote in der Themse lebte, um den Tagen zu entgehen, der Squire, welcher seinen Wohnsitz in einem eisernen Wagen aufgeschlagen hatte, und der Lord, dessen einziges Vergnügen darin bestand, sich von Mädchen, die einander bei diesem Geschäfte ablösen mußten, in den Haaren wühlen zu
 20 lassen, machten sonst nicht viel Weisens von sich. Der Klub der schmutzigen Hemden in London, der am Eingang des Versammlungszimmers das Geßel publizierte, „daß kein besuchender Freund ohne Hemde zugelassen werde“, residirte unter der Erde in der Heimlichkeit. — Den Satz „Des Menschen Wille ist sein
 25 Himmelreich“ praktisch zu machen, das und sonst nichts weiter ist des englischen Sonderlings Absicht. Beide, der französische und der englische, treffen darin überein, daß sie für sich oder höchstens nur mit einigen Bundesbrüdern Originale sein wollen; größere Gesellschaft würde sie genieren.

30 Der deutsche Sonderlingsgeist nißtet sich am liebsten unter den Gelehrten ein und zeigt sich meistens immer reformatorisch. Unsere Sonderlinge sind Apostel ihrer Launen und möchten alle

¹ Grillen, wunderliche Einfälle.

Seiden zu ihnen befehren. Weil nun aber das Leben an vielen Punkten ein gar harter und widerstehender Block ist, so werden die weichsten Stellen ausgesucht, an denen die Bearbeitung noch am ehesten gelingen mag. Diese sind Erziehung, Sprache, Schreibung, allenfalls Gebräuche. Basedom oder ein Basedomianer 5
 buß die Wissenschaften den Kindern in Semmelteig und ließ die Kenntnisse aufessen. Ein anderer schrieb son statt: von. Ein dritter spricht und schreibt plötzlich, als sei die Sprache seine Magd, die sich alles von ihm gefallen lassen müsse. Ein vierter findet Titulaturen lästig und fordert jedermann auf, ihn und 10
 jeden beim Namen zu nennen; das andere sei vom Übel.

Auch das Geschlecht der Sonderlinge ist im Absterben wie das der komischen Figuren. Einer unserer größten war Jahn. Er hatte sich nicht bloß auf Erziehung und Sprache veressen, sondern wollte die Welt überhaupt in die Gestalt bringen, wie 15
 sie etwa ein gescheiter altmärkischer Bauer, der zugleich zufällig zehn Jahre lang studiert hat, erblicken mag. Ich habe gesagt, er war. Man muß von ihm in der vergangenen Zeit reden. Er verscholl. Ohne die Nachricht, daß bei der Einweihung des Schwedensteines unweit Lüßen plötzlich auf dem Weißenfeser 20
 Markte ein Alter in weißem Bart erschienen sei, wäre wohl kaum noch von ihm einmal die Rede gewesen.¹ Jahn war der reformatorische Sonderling par excellence; er wollte alles umkehren. Berlin lag ihm nicht an der rechten Stelle; an der Elbe sollte ein „Preußenheim“ erstehen. Eine Volkstracht empfahl er 25
 an, worin jeder bei allen öffentlichen Gelegenheiten zu erscheinen habe; der Frack war ihm eine Todsünde. Volksfeste beehrte er mit dreiabendlichen Feuern an Tagen, deren Gedächtnis erst durch die Gelehrten im Volke hätte wieder erschaffen werden müssen. Handarbeiten müsse jeder lernen; der Sinn für das 30

¹ Immermann irrt oder übertreibt. Jahn wurde im Jahre 1819 als Demagog in Anklagezustand versetzt, durch mehrere preussische Festungen geschleppt und erst 1825 freigesprochen. Im Jahre 1848 gehörte er bekanntlich der äußersten Rechten der deutschen Nationalversammlung an und starb erst 1852.

Schöne sei zu wecken; nur solle nichts Naclt-Griechisches öffentlich aufgestellt werden. Selbst den Mädchen legte er Leibesübungen auf, und sogar schießen sollten sie lernen, „um nicht kunstgerecht wehrlos zu sein und beim Knall des Gewehrs zusammenzufahren wie Gänse beim Donner“. — Über den Staat müsse jeder unterrichtet sein. Niemand solle Staatsbürger werden, der nicht vorher ein Examen über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers bestanden habe. Die eigentlichen volkstümlichen Bücher müßten noch erst geschrieben werden; provisorisch mögen einige Stücke von Schiller dafür gelten. Insbesondere verlangt er nach einer „Aruna“, einem „Faust“ und „Eulenspiegel“, nach einem „Denkbuch für Deutsche“; er verlangt das alles wie der Bauer, der in dem bekannten Liede bei dem Maler das Bild bestellt.¹ Goethes „Faust“ läßt er zwar Gerechtigkeit widerfahren; indessen genügt er ihm doch nicht, denn er will einen zweiten haben. „Für diesen zweiten“, sagt er, „wünsche ich eine Geistesvereinigung: Knigges Alle-Schulen-mit-durchgemacht-haben, Richtenbergs Nie-Fehlen, Richters² Unerforschlichkeit, Wielands Honigbereitungskunst, Meyerns hohen Volksinn und Kaiserbergs³ und Luthers lebendige Rede.“

Zwischen solchen Grillen, welche die deutsche Gelehrtenstube nicht verleugnen können, obgleich ihr Fänger viel im Freien vertweilte und rüstig wanderte, finden sich im „Volkstum“⁴ helle Blicke über Regierungseinrichtungen, allgemeine Bewaffnung, Affoziationen.

Jahns Stärke ist altmärkischer derber Bauerverstand. Mit diesem Bauerverstande trifft er, soweit ein solcher reicht, nicht selten den Nagel auf den Kopf. Die Anschauung eines Nächsten, eines Details ist sehr klar; auch zwei nahe Punkte weiß er mit rascher Vergleichung und hausbacknem Witz in Einigung zu

¹ Das Lied „Mein Herr Maler, will er wohl uns abkonterfeien?“ stammt von dem schwedischen Maler Karl Gotthard Graß (1767—1814); vgl. Zegor v. Sivers, Deutsche Dichter in Rußland, S. 158 (1855). — ² Jean Paul. — ³ Johann Geiler von Kaiserberg (1445—1510), der große Kanzelredner von Straßburg. — ⁴ „Das deutsche Volkstum“ (Lübeck 1810).

jegen. Sprichwörter sind nach Volksmanier seine Beweisstellen. Charakteristisch ist auch der Ortsinn, mit dem er in weiten Land-
 gebieten sich so orientiert zeigt wie ein tüchtiger Bauer in der
 Feldmark seines Dorfes. Das Streichen der Berge, die Wendung
 der Wälder, das Stromnetz, die Lage der Städte — alles dieses 5
 lebt vor ihm in handgreiflichen Bildern. Aber darüber hinaus
 geht es auch nicht bei ihm. Die schadhafte Verhältnisse sieht er
 sehr richtig ein; aber will er sie besser gestalten, so läuft es immer
 auf eine Verbauerung hinaus. In den „Merken zum Volks-
 tum“ wirft er an einer Stelle einen Seitenblick auf Preußens 10
 wehrlose Lage zwischen Frankreich und Rußland. Sie ist un-
 streitig, so wie die Sache jetzt steht, bis dem Staate die Geschicke
 bescheren, eine wahrhaft nationale Hegemonie über Nord- und
 Mitteldeutschland zu gewinnen, dessen größtes Unglück; sie er-
 hält ihn in einer beständigen nervösen Spannung, die ihn nicht 15
 zu Atem kommen läßt, und treibt ihn oft ohne Schuld eines
 einzelnen zu antigermanischen Sympathien hin. Aber nur ein
 Weltverhängnis kann den Fehler bessern. Würde man ihn bes-
 sern dadurch, daß man, wie Jahn andeutet, Hammen — Grenz-
 und Schirmwälder — in Rheinpreußen und Litauen anlegte und 20
 diese mit Grenzern besetzte? Wie soll man in Westen die Pflanz-
 linge zu dem halbwildem Geschlechte unter den Fabrikarbeitern
 finden, und würde im Osten der Wald eher als der Feind im
 Lande stehen?

Von diesen und mehreren dergleichen Vorschlägen muß es 25
 heißen wie in dem Vaudeville: „Es ginge wohl, aber es geht
 nicht.“ — Etwas ist für Jahn nie vorhanden gewesen: das Ge-
 fühl von der Kultur der Gegenwart und dem Kontakte, in dem
 die europäischen Völker stehen und immer stehen werden.

Wie ist es nun gekommen, daß ein gar nicht gewöhnlich 30
 begabter Mensch ein so abschmeckendes Original hat werden kön-
 nen? Denn so nenne ich ihn mit vollem Rechte, weil seine Ideen
 nichts Organisches haben, weil seine Tugend eine geistlose ist
 und nur die Erzeugung einer unsterblichen Langeweile ihr End-

ziel sein würde. — Zuvörderst war es sein Unglück, daß er neben dem Mutterwiße auch Gedächtnis von weiter Kapazität und bleierner Zähigkeit erhalten hatte, dadurch aber die Anlage zum Wissen und zur Gelehrsamkeit. Die seine *aura seminalis*¹, welche
 5 im echten Gelehrten erst die Kraft hervorbringt, lebendige Früchte der Intelligenz zu zeugen, fehlte jedoch oder wurde von dem plumpen Bestandteil seines Wesens überwuchert; es kam daher nur zu Windeiern und Mißgeburten, weil er zu praktisch war, es bei kahlen Notizen bewenden zu lassen. Er hat unendlich viel
 10 zusammengelesen; aber alles wird roh in die dürftigste Gesichtswerte geschoben. Fichte bricht auch, wie wir gesehen haben, Geschichte und die Phänomene des Geistes nach seinen Zwecken um; aber es geschieht mit großem Sinn und mannigfaltiger Bildung. Jahn trägt eigentlich nichts im Kopfe als sein Ideal
 15 eichelfressender Germanen, versetzt mit etwas starrem Protestantismus, und dann eine Theorie des Drauf- und Dreinhauens; und auf diese Leisten schlägt er Kaiser und Könige, Schulen und Universitäten, Sitte, Gelek, Jesuiten und Hussiten. Über die höheren Regionen des Menschenlebens: Kirche und Literatur,
 20 bringt er daher immer nur das Trivialste bei. Eine Ausnahme macht jedoch seine Betrachtung des Dreißigjährigen Krieges, in welcher er für diesen merkwürdigen Kampf die verschiedenartigsten und freiesten Augenpunkte genommen hat. Mit jener Periode hatte er sich am nachhaltigsten beschäftigt; es ist daher zu
 25 beklagen, wenn ihm das letzte Unglück, das er erlitten, die Mittel geraubt hätte, ihre Geschichte zu schreiben.

Die Zeit war schlaff geworden, die Bildung krankte. Eine Erscheinung war daher indiziert, dem ähnlich, was die Franzosen fünfzig Jahre früher in Rousseau empfangen hatten. Wir
 30 waren kaum noch ein Volk, wollten wieder eines werden, nicht ein theoretisch konstruiertes, sondern ein historisches auf unseren Wurzeln. Dieser Punkt wurde so tief von allen gefühlt,

¹ „Samenluft.“

wie die Zeitgenossen Rousseaus den Haß gegen das abgelebte Feudalwesen, die Anmaßungen eines heuchlerischen Klerus, die Schwärmereien der Sophisten und die spanischen Stiefeln einer zur Zeremonie gewordenen Sitte fühlten. Jahn traf den Punkt des Gemeingefühls, wie Rousseau ihn getroffen hatte. Wie kam es, daß Rousseau im „Contrat social“ den Roder der Revolution zustande brachte und in der „Neuen Héloïse“, in der Schrift „Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen“, im „Emile“, in der Abhandlung „Über den verderblichen Einfluß der Bildung“ die Zerstörung aller geltenden Begriffe vorbereiten konnte, während Jahn nur eine Handvoll junger Menschen eine Zeitlang beherrschte, dann vom Schauplatz abtrat gleich einem Kapuziner, von dessen Rede nichts nachbleibt als das Gellen im Ohr? — Wenn man antworten wollte: „Eben weil dieser nicht jener war“, so täte man unserem Landsmanne unrecht. Denn auch Rousseau hat keine Tiefe der Ideen, keinen umfassenden Geist; er weiß auch nur zu deklamieren, gewagte Sätze durcheinander zu werfen; es fehlt auch ihm jede gründliche Spekulation oder geschichtliche Anschauung; seine Prospekte sind ebenfalls nichts weiter als brillant beleuchtete Theaterdekorationen. Die Begabung beider möchte daher nicht so verschieden sein. Und die Sache, die der Deutsche verfißt, war besser; denn er hatte etwas Reelles im Sinne, während der Genfer nur auf Zerstörung und nihilistische Träume ausging.

Der Grund liegt darin, weil bei den Franzosen selbst das Falsche in einem allverbreiteten Fluidum schwebt, wodurch es eine Zeitlang Gemeingut werden kann. Dieses Fluidum, mag man es Geist der Nation, öffentliche Meinung, gesellschaftliche Bildung oder wie sonst nennen, unspült jeden Franzosen oder Franzöiserten. Auch Rousseau wurde davon in seiner Einsamkeit, unter seinen Kräutern und Notenblättern angeweht. Möchte er sich in seine Dachstube, nach Savoyen oder Motiers-Travers¹

¹ Rousseau flüchtete, nachdem sein „Emile“ im Jahre 1762 für gottlos erklärt worden war, in das Fürstentum Neuchâtel, nach Motiers-Travers.

zurückziehen, die Lust folgte ihm, in der alles, was er sagte, so klingen mußte, als habe er nur Millionen aus ihrem Herzen gesprochen. Die Zeiten der Heuschrecken und Honig essenden Prediger sind längst vorüber; in der modernen Welt muß selbst
 5 der Hypochondrist, der Reformator in einer gewissen wilden Eleganz auftreten, die ihn den eleganten Geistern annähert. Es ist damit wie mit dem Naturzustande in den alten Schäferspielen, der auch nur der verkleidete Zustand der Dücs und Dückessen war. Jene wilde Eleganz besaß Rousseau, er mochte sich noch
 10 so sehr anstellen, als sei das Gehen auf allen vieren nach seiner Meinung das Normalziel der Menschheit.

Dagegen ist in Deutschland selbst die Wahrheit einsiedlerisch. Es fehlt die Lust für rasch sich fortleitende Schallstrahlen. Die Deutschen sind mausfaul, oder es herrscht unter ihnen eine Nachgiebigkeit gegen das gesprochene Wort, welche die freie Verhandlung selten zuläßt. Daher treten die Meinungen, wenn sie nicht aus dem Schachte des tiefsten Geistes entspringen, ohne Schliß hervor, bekommen leicht den Kost barocker Geschmacklosigkeit. Jahn brachte es mit allem guten Willen für eine gute Sache
 20 nur bis zu Sätzen und Vorschlägen, welche den gebildeten Teil des Volks nicht affizieren konnten, weil das Gepräge der Bildung ihnen fehlte, jenen Teil wohl gar antwiderten, obgleich dessen Interessen mit denen des Redners sympathisirten.

Das Gefühl des Mißstandes, welches aus solcher Entfernung
 25 entsteht, bleibt aber dem, der sich vor der übrigen Welt in den altdeutschen Rock einhüllt, und dieses sucht er sich zu verbergen dadurch, daß er sich immer mehr in seiner Manier versteift. Jahn pflegte zu sagen, daß, um auf die Menschen zu wirken, man nicht aufhören dürfe, zu reden. In seinen Schriften wiederholt er
 30 wenigstens unaufhörlich dieselben Gedanken. Und, als sei er auch in dieser Verhüllung noch nicht sicher, so schafft er sich eine Sprache, ähnlich dem Gürtelpanzer des Armadills¹, in

¹ Armadill oder Gürteltier mit zum Teil verkalfter, zu einem Panzer gewordener Haut.

welcher Alliterationen, der Numerus gleichklingender Worte, Parallelismen und neualte Schallungeheuer die einzelnen Schilder und Schuppen darstellen. Man begreift sonst nicht, wie, wer die Menschen überreden wollte, nicht die Töne wählte, an die ihr Ohr gewöhnt war.

5

* * *

Fichte hatte in einer seiner Reden auf einen geschlossenen Jugendstaat hingewiesen, als auf eines der Mittel, wodurch die Erziehung des zukünftigen Geschlechts möglich werden könne. Jahn, der sich häufig wie der unbewußte Affe Fichtes gebärdet, machte diesen phantastischen Staat eine Zeitlang wirklich. In demselben herrschte eine Aristokratie des Ringens, Schwingens, 10 Kennens und Redens.

Die Turnkunst ist ein Musterbeispiel, wie man eine ganz einfache Sache verderben und konfus machen kann. Jahn sagt, er sei 1809 nach Berlin gekommen, schon 1810 haben die An- 15 fänge der Turnkunst sich gezeigt, aus einfachen Jugendspielen habe sich die Sache entwickelt, 1811 sei der erste Turnplatz eingerichtet gewesen. Gemeinsam entstanden nennt er den Komplex der Übungen durch Lehren und Lernen der Lernenden und Lehrenden. — Sieht man das Einzelne durch, so erblickt man eine 20 zweckmäßige Steigerung vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten.

Was konnte planer sein? Was lag näher, als den Körper des Menschen auch einmal ins Auge zu fassen, nachdem so viele an Leib und Seele dadurch vermüßt worden waren, daß sie nie 25 erfahren hatten, sie besäßen Arme, Füße, Schenkel, Muskeln, Sehnen? Hatten die Alten nicht recht gehabt mit ihrer Gymnastik, und war das nicht längst von allen Geschlechtern eingesehen worden? Wieder also lag vor Jahn eine Aufgabe, vorbereitet, überschaulich, greifbar, schon hin und her von Basedow, Guts- 30 muths¹, Salzmann² und andern gewendet. Sein guter Stern

¹ Johann Christ. Friedrich Guts Muths (1759—1839), tüchtiger Schulmann, an der Erziehungsanstalt Schnepfenthal tätig. — ² Christian

wollte, daß der Stoff ihm appretiert genug und doch auch noch roh genug unter die derb zugreifende Faust geriet. Er hätte daraus viel machen können.

Er aber verdarb auch diesen Stoff, wie den des „Volks-
 5 tums“. Daß er das Ganze zu einem System abzurunden suchte, war gut; daß er Kampfspiele anreichte, ging aus dem Drange der Zeit hervor, welche in den Knaben ihre Kämpfer vorzüben hatte. Auch das mag hingehen, daß er seine Turner Lieder singen ließ, Feste unter ihnen stiftete, daß er ihnen vorsprach von dem
 10 hohen Werte des Lebens unter ihresgleichen, und davon, daß die Turnkunst die verlorene Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung wieder herstellen solle; wenn es gleich besser gewesen wäre, solche Gedanken nicht als stolze Reflexion in der Jugend wachsen zu machen, sondern abzuwarten, daß dergleichen sich als
 15 unausgesprochenes Gefühl zeitigte und an dem nachherigen Leben der Zöglinge zum Blühen kam.

Warum nun aber den unverständlichen Jargon der Schule stiften, durch den seine Schar gewöhnt wurde, sich in ihren
 20 leinenen Jacken schon für etwas Apartes anzusehen? Warum dem jungen Stolze Dinge sagen, aus denen unreife Menschen abnehmen mußten, sie würden zwischen Kletterbaum und Spring-
 pferd Kerle von ganz besonderem Korn und Schrot, aus denen sie die Einbildung schöpften, nur an Ger und Reif werde die
 25 echte Selbstständigkeit herangepflegt? Wie läßt sich endlich das siebente Turngesetz entschuldigen, welches den Fanatismus zum Verteidiger des Instituts aufrief?

Die Sache konnte nicht anspruchlos genug angefaßt werden, wenn sie heilsame Dauer erlangen sollte. Aber zu einer so an-
 30 spruchlosen Behandlung war Jahn der Mann nicht. Er mußte immer rumoren; der Erzzeß, die Verwirrung war recht eigentlich sein Element, darin waltete er auch, wie Augenzeugen versichert haben, später während des Krieges. Er machte aus einem harm-

losen Tummeln in der Hasenheide, dem nachher schon von selbst Mut, Zuversicht, Gesundheit der Seele im Leben gefolgt wären, eine Propaganda, einen Staat im Staate.

In etwas müssen ihn freilich die damaligen Umstände entschuldigen. Die Lage war so kritisch, daß das verzweifelnde Gefühl nach jedem Strohhalme griff. Die Alten waren mannig- 5
 fach verwickelt und geplagt; sie konnten allzumal Sünder heißen und hatten in einem Atem zu zweien Götzen gebetet. Auf der unbeschriebenen Tafel der Jugend war eher noch Platz für ein starkes Wort zu finden. Dennoch würde sich ein reiner und 10
 klarer Geist anders zu fassen gewußt haben.

Dem guten Jahn spielte seine Eitelkeit und Herrschsucht einen Streich. Er gehörte zu den liberalen Despoten, die immer das Wort der Freiheit im Munde führen und, wenn sie das Heft in die Hand bekommen, ebenso sind wie die anderen. Es 15
 genügte ihm nicht am Werke, das Werk sollte auch schillern und glänzen. Im großen zu herrschen war ihm versagt; so wollte er sich denn ein kleines Reich gründen, dessen Patriarch oder „Alter vom Berge“¹ er hätte werden mögen.

Nicht, daß er dergleichen sich absichtlich vorgefetzt hätte. Er 20
 war überhaupt kein Held der Absicht; er war, wenn er wirken wollte, ein von dunkeln Anstößen Getriebener. Eine innere Geschichte der Turnkunst würde interessant sein, besonders in der Beziehung, um zu erkennen, wann sie ihre Naivetät verlor, in der sie gut war, und zum bewußten Eifermute überging, der 25
 sie zu etwas Bedenklichem machte und ihren Untergang herbeiführte.

Dieser hat abermals eine Lücke im Dasein der Jugend gerissen. Manche hohle Einbildung, manche leere Auffpannung wäre gewiß unterblieben, welche nun während der Unruhe des 30
 Friedens jene Lücke hat ausfüllen sollen. *

¹ Scheith el Dschebel; so nannten sich die Häuptlinge der mohammedanischen Seite der Affassinen.

Der Despotismus.

Es gibt kritische Naturen, welche einen kitzelnden Trieb in sich fühlen, durch Zerstörung bauen, durch Vernichtung beleben zu wollen. Stets in Opposition mit dem Bestehenden, unternehmen sie, ein Neues an seine Stelle zu setzen, und täuschen sich immerfort über das Material, welches sie zu ihrer Schöpfung gebrauchen. Sie sind Architekten, welche aus Schutt Paläste errichten zu können meinen.

Was bei dem Einzelnen als vermeidlicher Irrtum erscheint, das ist in kritischen Zeiträumen unabtreibbare Last des Geschicks. Ist ein Menschengeschlecht endlich dahin gestoßen worden, eine Revision seines Gesamtzustandes vornehmen zu müssen, so kann es bei dem bloßen Leugnen und Aufheben nicht stehen bleiben; denn die Gemeinschaft will zu allen Zeiten positive Stützen haben. Diese pflegen dann fälschlicherweise in entgegengesetzten Begriffen gesucht zu werden, da doch das Neue, wahrhaft Lebensfähige nur aus völlig neuen oder umgewandelten Persönlichkeiten entspringen kann. So wollten, als die Zeit gekommen war zu einer Kritik des Katholizismus, die Reformatoren ihr Werk auf abweichende Dogmen gründen und verloren darüber auch das Echte des alten Kirchenglaubens. Erst nachdem durch drei Jahrhunderte eine Umstimmung des religiösen Bewußtseins in beiden Konfessionen entweder geschehen ist oder sich doch vorbereitet hat, läßt sich ahnen, daß die eigentlich positive Tat der Reformation nach und nach hervorbrechen werde.

Die französische Revolution ist der neueste kritische Prozeß der Weltgeschichte. Sie war in allen ihren Stadien Kritik, Metakritik, irrige Konstruktion aus Abgelebtem oder Unorganischem. Ihre letzte Schöpfung, die Julimonarchie, gehört noch nicht der Geschichte an; das Urteil über dies Gebilde muß daher vorsichtig sein. So viel ist aber gewiß, daß ein König, dessen Recht nur auf dem Papiere steht, dessen eigentliche Bedeutung für das Nationalgefühl aber darin liegt, ein Präservativ gegen

ein pis-aller¹ zu sein, für den Juthron noch wird einen unbekanntem Talisman zu Schutz und Trutz suchen müssen. Findet Louis Philipp diesen Talisman nicht, so könnte es kommen, daß plötzlich einmal und vielleicht gerade, wenn Frankreich sich ganz beruhigt wähnte, der Thron der Franzosen das würde, was Na-
 poleon vor fünfundzwanzig Jahren von ihm aussagte: ein Ding
 von Holz, mit Sammet überzogen. — Inzwischen hat sich die
 Nation völlig umgekehrt; die Franzosen der Gegenwart sind ganz
 andere als die von 1789, und aus dieser neuen Nation wird ohne
 Zweifel ein ihr gemäßer neuer öffentlicher Zustand hervorgehn. 10

Werfen wir einen kurzen Überblick auf die Folge der Rezen-
 sionen, mit welchen das französische Volk an sich Kritik übte,
 die gern hätte mögen Produktion werden! — Das Pariser Parla-
 ment kritisiert durch seine Erklärung vom 5. Mai 1788 die ab-
 solute Monarchie und möchte das altfranzösische Staatsrecht 15
 besonders in den Befugnissen der einzelnen Provinzen hergestellt
 wissen. Eine Repristinatio², die zu keinem Ziele geführt haben
 würde, da mit ihr für die Hinwegschaffung des großen Defizits
 nichts geschehen war, da der Adel nicht seinen Provinzen, sondern
 dem Hofe anhing, und da gerade die Sonderung der einzelnen 20
 Gebietsteile Frankreichs den Strom des Nationalreichtums ver-
 stopfen half. Der Hof überbietet das Parlament durch die Be-
 rufung der Reichsstände. Er erkennt dadurch schon eine einige
 Nation, obgleich gespalten in Stände, an; sonderbar genug wirft
 er sich einem Riesen in die Arme, um den Neckereien der Zwerge 25
 (denn das waren die Parlamente, die sich überlebt hatten, ge-
 worden) zu entgehen. Die Sache hätte noch einen Anschein
 gehabt, wenn der Hof gegen den dritten Stand ehrlich gewesen
 wäre. Allein dem war nicht so. Der dritte Stand sollte nur von
 den bevorrechteten Kasten am Schlepptau genommen werden. 30
 Sieyès³ spricht das Stichwort der Revolution aus: „Was ist

¹ „Verschlimmerung.“ — ² D. h. Zurückführung in den früheren Zustand. —

³ Emanuel Joseph, Graf von Sieyès (1748—1836), der aus der französi-
 schen Revolution und der Zeit Napoleons bekannte hervorragende Staatsmann.

der dritte Stand?“ fragt er. Und er gibt zur Antwort: „Nichts, so wie er jetzt ist; alles, so wie er geworden ist, was er werden muß.“

Die demokratischen Bestandteile der Ständeversammlung wollen diesen Satz praktisch machen dadurch, daß sie eine Nationalversammlung erschaffen. Zerstört soll der Unterschied der Stände werden; die Einheit der Staatsbürger soll hinfort gelten. Das in einem Lande, worin nichts Eins war! Dem Schwur im Ballhause, dem Gewaltwirken Mirabeaus, dem Sturm der Bastille, der allgemeinen Bewaffnung des Volks, der Erklärung der Menschenrechte und der Bartholomäusnacht des Eigentums folgt endlich die sogenannte Konstitution der Konstituante. Man wollte ein beschränktes Königtum stiften. Und wie fing man es an? „Das Volk erklärt seinen Willen, der König vollzieht ihn. Er hat ein Suspensiv-Veto.“

Diese sonderbare beschränkte Monarchie reißt sich bald an der Gesetzgebenden Versammlung ab, zerbricht am 10. August, wird in der ersten Sitzung des Nationalkonvents zu Grabe getragen.

Die Konstitution vom Jahre II übt eine schonungslose Kritik über das bisherige perfide Verhüllen der Demokratie aus. Die Urversammlungen, das heißt die Repräsentanten der rohesten, ununterscheidbarsten Masse, werden für souverän erklärt. Aber augenblicklich zeigt sich diese Herrschaft im Kampfe gegen die von allen Seiten heranrückenden Fremden als vollkommen nichtig und ohnmächtig. Die Schreckensregierung, geboren aus dem Jakobinerklub und dem „Berge“², belastet sich mit der Rettung Frankreichs. Die Guillotine rezensiert etwas scharf die reine Republik in der Person der kraftlosen, schönrednerischen Gironde. Als die Krisis vorüber ist, welche Robespierre begeisterte hatte, übernehmen die Thermidoristen die Hinwegschaffung dieser blutigen Diktatur, einer Diktatur welche einzig in ihrer Art war, weil sie nicht selbst zu Felde zog, sondern die Generale

¹ Einspruchsrecht von nur aufschiebender Bedeutung. — ² Partei der Montagnards.

der Republik dadurch siegen machte, daß sie ihres Lebens sicherer waren den Kanonen des Feindes gegenüber als daheim.

Der seiner kräftigsten Männer beraubte Konvent feiert nach dem Siege des zehnten Thermidors eine Art von Provisorium. Endlich geht aus diesem Zwischenzustande die Direktorialregie- 5 rung hervor, eine Oligarchie, welche ihre Sessel aber nicht auf Felsen, sondern in zwei Moräste gestellt hatte, in den „Rat der Alten“ und in den der „Fünfhundert“; Überbleibsel der Jakobiner, der Gironde, der unbeweglichen Männer von 1789, der 10 Royalisten endlich — ziemlich mürbe gewordne und vernukhte Gesetzgeber.

Das war der Augenblick, als Napoleon in die Geschichte der Revolution eintrat, unter die Sektionen feuern ließ und sein Siegel auf Frankreich drückte. Die Revolution, groß und 15 taktvoll in ihrer kritischen Arbeit, hatte sich eben so schwach in ihren dogmatischen Bemühungen gezeigt. Alle Regierungsformen waren versucht worden: konstitutionelle Monarchie, Republik, Diktatur, Interim, alle hatten sich unhaltbar erwiesen, und die Oligarchie sollte kein festeres Gefüge zeigen. Ein Element war aber noch nicht zur Herrschaft gekommen: das gotische. — 20 Dieses gotische Gefühl und die aus ihm entspringende Kraft sollte nun an die Reihe gelangen, um endlich ebenfalls an dem Sinne des Jahrhunderts unterzugehen.

Unter den unzähligen Umständen, welche Napoleons Auftreten begünstigten, sind zwei noch nicht in ihrer Bedeutung ge- 25 würdigt worden.

Der erste war, daß das Direktorialsystem den alten Konvent bei den beiden neuen Räten unterbrachte. Hiedurch kam wenigstens der Keim eines Stabilitätsprinzips in die Revolution; es bildete sich wie in einem Vorzeichen die Überzeugung ab, daß 30 über Menschen nicht wechselnde Begriffe, sondern eben wieder Menschen, dauernde Personen, herrschen müssen. Der Tag hatte nicht die Regenten verschlungen; die Regierung besaß Ahnen. Immer empfänglicher wurde dadurch der Boden für die Auf-

nahme einer großen, durch- und vorhaltenden Persönlichkeit, nach welcher der Ruf! „Ein Mann! Ein Mann!“ schon so lange begehrt hatte.

Der zweite Umstand war womöglich noch günstiger. Unter
 5 Sansculotten wäre Napoleons Hoheit schwerlich an ihrem Plage
 gewesen. Marat und Hébert¹ würden schlechte Reflektoren für
 ihn abgegeben haben. Doch es hatte sich bei den Pariser, das
 heißt also für Frankreich, das Bedürfnis nach einer Wieder-
 geburt glänzenden und geistreichen Lebensgenusses gemeldet und
 10 befriedigte sich in den Sälen des Direktors Barras² unter den
 Trümmern der alten, unter den Anfängen der neuen guten Ge-
 sellschaft, welche die Damen Tallien³, Beauharnais⁴ und Staël
 zusammenzuknüpfen wußten. Ein solches Bedürfnis will einen
 Gipfel des Glanzes, Geistes, Ruhms — alles war gleichsam
 15 auf Napoleon und den italienischen Feldzug eingerichtet.

Jener Mann, zusammengesetzt aus Mathematik und Phanta-
 sie, Penetration und äußerster Beschränktheit, Schwulst und Sim-
 plizität, jenes kalte Feuer, jene schwere Leichtigkeit, die Elastizität
 mit der Zähigkeit des Bleis, und wie sonst die Antithese sich
 20 schildern an ihm abmühen möchte, wird noch lange ein Rätsel
 bleiben. Nicht, um ihn zu entziffern, sondern um die Hauptseite
 seiner öffentlichen Erscheinung einigermaßen zu charakterisieren,
 sage ich: Das gotische Element kam im Empire durch ihn zur
 Gestalt. Ich verstehe darunter jene Begeisterung dunkeler, tat-
 25 kräftiger, kriegerischer Naturen von sich selbst, welche sie treibt,
 in sich den Ausgangspunkt einer neuen Welt zu sehen, eine Be-
 geisterung, zu welcher sich dann die getreue Heermannschaft
 bald hinzuzufinden pflegt. Da wird denn der Boden, soweit er

¹ Marat und Hébert (1755—94) sind wohl die verächtlichsten Erscheinungen der ersten französischen Revolution. — ² Paul Jean François Nicolas, Vicomte de Barras (1755—1829), einer der hervorragendsten Männer der französischen Revolution, mehrmals zum Diktator gewählt. — ³ Theresie de Fontenay, spätere Fürstin Chimay, verheiratet mit Jean Lambert Tallien, der Kobespierres Sturz herbeiführte. — ⁴ Josephine Beauharnais, die nachmalige erste Kaiserin der Franzosen.

erreichbar ist, für herrenlos angesehen und die Bevölkerung für von Rechts wegen tributär. Es erfolgt eine Austeilung zu Lehen; der Oberlehensherr und die Vasallen sind Gipfel und Stützpfiler einer frischen gesellschaftlichen Ordnung. Dieser usurpatorische Drang bewegte einst Odoaker, Theodorich, Alboin, Chlodowig; 5 er erneuerte sich in moderner Weise durch Napoleon, und es war ganz in der Ordnung, daß, nachdem in der Laterna magica der Revolution die Schatten aller Regimentsformen vorübergehuscht waren, endlich auch die Szenen der Völkerwanderung an die Reihe gelangten. Wenigstens war der Schein günstiger Um- 10 stände vorhanden. Alle Machthaber, alle Menschen, die irgendwie die Hand an den Zügeln der Herrschaft hielten, waren mehr oder weniger veraltet und ermüdet. Die Welt schien daher in der Lage des abendländischen Kaisertums zu den Zeiten seines Verfalls zu sein, das Land bestimmt, eine Beute der mächtigsten 15 Kriegernatur der Zeit und seines treuen Gefolges zu werden.

Kein anderer als dieser gotische Gedanke ist wirklich der Gedanke des französischen Heerführers gewesen. Er mußte freilich, da er in einer rasionierenden Zeit auftrat, auch rasionieren: er mußte für den Unterricht sorgen, Institutionen im Auge haben, 20 einen Teil seines geistigen Kapitals an die Hervorbringung des bürgerlichen Gesetzbuches wenden; er mußte endlich auf St. Helena, um nicht am Bekenntnis eines gigantischen Irrtums zu verzweifeln, sich und seinen Zuhörern vorerzählen, er habe die Völker eigentlich beglückt, sie mit liberalen Ideen ausstatten, sie ver- 25 schmelzen, dabei zugleich der gerechte Großrichter der Könige europäischer Christenheit werden wollen. Aber selbst wo sein gewaltiges Wirken im einzelnen dergleichen Worte bewahrheitet hatte, war dieses doch nur Apparat, nicht Zweck gewesen. Er konnte natürlich nicht wie ein Dschingischan¹ durch Völker, die 30 Philosophie und Literatur hatten, hindurchfahren; er mußte sich zivilisiert zeigen, und das philosophische Jahrhundert übte inso-

¹ Dschingischan, richtiger Tschinggis-Chän (d. h. der höchste Herrscher), eigentlich Temudschin (1154--1227), mongolischer Eroberer.

fern auch auf diesen Starcken seinen Einfluß, daß er sich wenigstens anstellen mußte, als wolle er den Nationen bessere Begriffe unter Donner und Blitz hebringen. Jedoch nur in Äußerungen gotischen Sinns, in der Schöpfung der Ehrenlegion, in der
5 Gründung des Erbkaisertums, im Familienstatut, in der Stiftung der großen Reichslehen, in der Beschlagnahme von einem Teile des Grundes und Bodens zur Belohnung guter Dienste, in der österreichischen Heirat, endlich in seiner kolossalen Tat, in der Dotierung der Napoleoniden durch Reiche, spricht eigent-
10 lich seine ganze Seele. In diesen Dingen ist er sich immer gleich geblieben von der fürstlichen Repräsentation, mit welcher er sich als junger General der italienischen Armee in Mailand zu umgeben mußte, bis zu dem freilich zur Theaterzeremonie gewordenen Maifelde während der Hundert Tage. In allem übrigen
15 widerspricht er sich, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen; er wirft weg, was er noch eben erhob; er nimmt das Weggeworfene wieder auf, je nachdem das Bedürfnis des Augenblicks gebietet. Darin hat er wirklich die Fähigkeit, die er von sich rühmte, nämlich, die Fächer seines Kopfes nach Belieben öffnen und
20 schließen zu können. Er hat in dem einen Fache freies, unabhängiges Gericht, in dem andern Spezialkommission, in dem einen Sinn für die Bildung der Nation, in dem andern Lob der Barbarei. Die Wahrheit ist, daß alle allgemeinen Begriffe nur wie Waffen in einer Gewehrkammer vor ihm lagen, und daß er
25 einen nach dem andern zur Hand nahm, wie er ihm eben das paßlichste Kriegszeug zu sein schien. Dagegen gehen ihm Worte, wie das seiner Jugend: daß große Namen nur im Orient erworben werden, und die spätere Ermahnung an den jungen Sohn Ludwigs: Er solle sich stets erinnern, daß seine erste
30 Pflicht dem Kaiser, seine letzte dem Volke, welches er regieren werde, angehöre, vom Herzen, von dem nur von sich erfüllten Herzen. Noch auf Helena beklagt er sich zu wiederholten Malen bitterlich darüber, daß seine Brüder, sobald er sie zu Königen gemacht, nicht mehr französische Prinzen, sondern Chefs selbst-

ständigiger Staaten hätten sein wollen. Wie hat man also nur sagen, ja bis zu den neuesten Tagen aufwärmen können, Napoleon habe etwas anderes vor sich gesehen als sich?

Dieser Egoismus, wenn man ihn so nennen will, ist die Begabung aller großen Männer. In dem Sinne waren Cäsar, 5
 Alexander, Otto, Friedrich auch Egoisten. Ihr Unterschied von Napoleon war nur, daß ihre Egoismen sich an soziale Reime, die sich eben entwickeln wollten, anheften durften, Napoleons grandiose Selbstsucht aber in das Leere oder in das Widersprechende fiel. Jene gotische Machtgewalt, der Liebling seines 10
 Herzens, will vor allem widerstandslosen Boden, um Wurzel zu fassen. Nun aber hatte sich gerade durch die Revolution in den Massen das zähfeste Bewußtsein von ihrer geistigen Gewalt und Bedeutung entwickelt und propagiert, oder es war ein ur- 15
 altes Volksgefühl rege geblieben, wie in Spanien und Rußland, unabhängig von der Entnervung der Kabinette, Minister, Staatsräte, Generale. — Sie will ferner ein devotes Gefolge, und alle seine Lehenträger sind Männer ohne politischen Glauben, zerstört oder halbiert durch die Auflösung der Zeit. Sie wollte in 20
 Deutschland ein barbarisches Volk, über welches der Sieg davongetragen worden, und stieß auf eins, dessen Geist den Siegern vorgeritten war. — Das Element, aus welchem er sein Werk zu erbauen hatte, war daher ein ganz ungünstiges, seine Stellung eine von Grund aus falsch angelegte, weil alle Bestandteile im 25
 Zwiespalt waren. Das Gefühl von ihrer Gebrechlichkeit blieb ihm nicht fremd. Es fehlen ihm vor allem Ahnen, Vorfahren. „Wenn ich bis an den Fuß der Pyrenäen zurückgeschlagen worden wäre, so hätte ich mich wieder emporrichten können, wäre ich nur mein Enkel gewesen“; ruft er unmutig aus. „Alles für das Volk, nichts durch dasselbe“, jagt er ein anderes Mal. „Was 30
 soll man mit einer Nation beginnen, die den Voltaire gelesen hat?“ fragt er. Endlich preßt ihm die Verbannung den Stoßseufzer aus: „Wenn die Deutschen mich erwählt und ausgerufen hätten, so wäre ich nicht hier.“

Auch in Napoleon ist nur der Kritizismus der Revolution unbefieglich, urkräftig. Meisterhaft weiß er das Schwache in seine Nichtigkeit zu werfen. Wie er Spanien seiner Herrscherfamilie beraubt, wie er Preußen zu moralischem und physischem Falle bringt, diese Thaten wird zwar die öffentliche Moral stets achten; der Verstand wird sich aber nicht entbrechen können, sie als die größten Würfe kombinatorischen Scharfsinnes, leisen Wartens, blitzschnellen Zufahrens zu bewundern. Eine Kritik des Nichtigen ist daher seine Stärke. Die Nichtigkeiten der früheren europäischen Verhältnisse kritisch beleuchtet zu haben, scheint mir sein weltgeschichtlicher Nutzen zu sein.

Dagegen ist alles Tiefste, Wahrste wie zugedeckt vor seinem adlercharfen Auge. Was über die Einsicht in das Schlechte oder über einen glänzenden Irrtum in den öffentlichen Verhältnissen hinaus liegt, verhöhnt er mit dem selbstgeschaffenen Worte: Ideologie. — Den Stoff zu diesem perijflierenden Unnamen haben ihm ohne Zweifel die hohlen Deklamationen der Metaphysiker der Revolution geliefert. Nachher verwechselt er mit diesem Schaum jeden echten, übersinnlichen Gedanken, zugleich groß in dem Ursprunge seiner Verachtung und klein in ihrer späteren Anwendung. Die Staël hat von ihm die Bezeichnung gebraucht: „Robespierre à cheval“. Unter allen unwahren Aussprüchen der berühmten Frau ist dieser einer der unwahrsten. Robespierre war wirklich nichts als ein Begriffs- und Kategorienmensch; Napoleon war aber der gerade Gegensatz aller Begriffe und Kategorien. Der große Fortschritt, den die Revolution durch ihn machte, bestand eben darin, daß sie ihre Begriffe an einer unbeschreiblichen Persönlichkeit, das Manöver der Kategorien an der Schlacht der That messen lernte. Wäre ein Spiel mit Worten bei einem so großen Gegenstande erlaubt, so könnte man eher sagen, Napoleon sei ein zu seiner Buße Lebengebliebener Mirabeau gewesen.

Die seltsamsten Mittel braucht er, sich den Grund unter seinen Füßen zu schaffen. Weil England ihn nicht anerkennen will und

der Tag von Trafalgar¹ gewesen ist, so muß er freilich alles, was nur von fern wie Englisch Schiff und Englische Flagge ausfieht, ausperren, muß dem beharrlich skeptischen Feinde in Portugal, Spanien, Syrien, an den Mündungen des Rheins, der Weser, Elbe, Trave begegnen. Er redet aber dem Kontinente vor, durch den Verkehr mit England sei er verarmt und unglücklich — dem Kontinente, welcher bei englischem Zucker und Kaffee es sich hatte so ziemlich wohl sein lassen. Und weil er nicht Napoleon der Zweite ist, soll Karl der Große sein Thronlaffer sein. In dieser Erfindung zeigt sich am meisten die Trodnis, zu welcher die Phantasie des großen Geistes durch den ihm einwohnenden mathematischen Bestandteil hin und wieder herabgebracht wurde. Sie ist ein dürres Additionserempel, in welchem noch dazu eine Null zählen soll. Denn arithmetisch ausgedrückt, lautet sie: Die untergegangene französische Monarchie + Napoleon = dem zweiten Charlemagne. Er bedachte nicht, daß ein Genie zwar eine alte Institution neu beleben kann, wie der große fränkische König mit dem abendländischen Kaisertume wirklich getan, nie aber ein früheres Genie fortsetzen wird, weil alle solche höchste Kapazitäten exklusiver Natur sind. Auch wirkte dieser Einfall am wenigsten, was er in der Welt wirken sollte; er brachte vielmehr eine entgegengesetzte gefährliche Ahnung zum Durchbruch. Man fragte, warum Karl der Große erobert habe, und antwortete: Zum Teil wenigstens deshalb, weil er aufrührerische Vasallen züchtigen, die Christenheit vor den Einfällen der Sarazenen, vor den Neckereien der Sachsen und Slawen schützen mußte. Man fragte, warum Napoleon erobere, und begann zu vermuten, daß ihn seine mißliche Position den unruhigen Franzosen gegenüber dazu auch gleichsam zwingt. Eine Meinung, welche der Meinung von seiner Allgewalt ungünstig war.

Diese gotische Macht schöpfung mit feudalistischen Unterlagen

¹ Bei Trafalgar, unweit von Cadix, schlug Nelson am 21. Oktober 1805 die französisch-spanische Flotte.

im entfeudalisierten Europa hatte nichts Organisches. Sie ist vorübergegangen wie eine große Theaterzene.

* * *

Doch wir haben es hier weniger mit dem Riesen als mit seinem Schatten zu tun. Der Schatten des Riesen war der
5 Despotismus.

Zwar hat man den Schatten leugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuren Peter Schlemihl¹ machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm erschöpft hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach
10 der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war. In ähnlicher Art sprach er selbst
15 von sich zuweilen auf seinem Felsen, freilich wohl nur, um sich einen Spaß mit seiner Umgebung zu machen.

Die richtige historische Mitte über jenem Haß und Abscheu und über dieser Vergötterung wird wohl nicht mehr verrückt werden können. Napoleon war ein Despot. Es ist abgeschmackt,
beweisen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Wasser nässe.
20 Ich erspare mir daher die gleich abgeschmackte Mühe, Napoleons Despotismus zu beweisen. Wer jene Zeit noch mit Bewußtsein durchlebt oder wer auch nur einige Zeilen Geschichte gelesen hat, weiß, daß in ihr alles unsicher, depraviert, vereitelt und das
25 meiste auch verkäuflich war, daß die Schmeichelei sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt hatte, daß den Schwachen und Schlechten wohl, den Starken und Guten übel zu Mute war, und daß alles dieses von dem Einzigen herrührte, der nichts an seinem Plaze gelassen hatte. Mit diesen Sätzen muß ich meine
30 Beweisführung für geschlossen erklären, habe ich zugleich schon bewiesen, daß Napoleons Despotismus ein schlechter war.

¹ Der seines Schattens sich entäußernde Held der Chamisso'schen Märchen-erzählung.

Denn man kann vom Despotismus reden und braucht dennoch nicht in Montesquieus¹ Verwünschungen einzustimmen. Die Menschheit schwankt bei allen ihren Schritten zwischen Freiheit und Notwendigkeit; der Despotismus ist nur eine Notwendigkeit mehr, neben welcher manches Leben in Freiheit aufblühen kann. Er kann zu seiner Zeit nützlich sein; bisweilen mag die Welt nichts anderes verdient haben. Er waltet fast durch den ganzen Orient, und der Orient beweist, daß unter ihm eine ehrwürdige Volkssphysiognomie sich ausbilden könne. Lamartine hat noch neuerdings gesagt: Wenn man zu den Orientalen komme, so sei es, als trete man unter die erstgeborenen Kinder des Hauses, unter die Bewahrer vornehmerer, anständigerer Sitte. 5

Der Despot will nicht die Hand in den Taschen aller Menschen haben; er will nicht Blut trinken, sondern er will nur, daß die Freiheit der einzelnen lediglich auf ihre Privatverhältnisse beschränkt sei, in den öffentlichen aber die eine und unteilbare Majestät herrsche. Er vernichtet die politischen Rechte, die bürgerlichen läßt er unangefochten; er darf es wenigstens tun, ohne seinen unterscheidenden Charakter einzubüßen. Der ungerechte Kadi ist von vielen Despoten des Orients grimmig bestraft worden. In dieser Beziehung hatte auch Napoleon einen richtigen Takt. Er besaß ein wahres Interesse am Privatrechte; er ehrte den Richterstand höchlich, wenn er ihn auch schlecht bezahlte. Das Eigenthum ließ er unangetastet, wenn nicht Kriegszwecke einen Konflikt hervorbrachten. 15

Der Despotismus findet seinen Damm in der Religion, im Hause, in der Sitte. Die Gebiete der Freiheit, welche dahinter liegen, werden ihm gegenüber eigensinnig abgemarkt²; in ihnen macht sich der Mensch Bewegung. Der Despot bildet die Menschen zu Religiosen, zu Freunden des Hauses und der Sitte um. Man kann nun nicht sagen, daß unsere Verhältnisse für die Ausbreitung und Beseitigung des Despotismus ungünstig gewesen 25

¹ Besonders im „Esprit des lois“ vom Jahre 1748. — ² D. h. abgegrenzt.

feien. Politische Rechte waren nicht vorhanden, oder sie waren an den Berechtigten gehaßt. Sitten und Gebräuche hatten sich zwar abgelebt; dagegen besitzt der Deutsche einen natürlichen Hang, sich zu unterwerfen, zu dienen, bis zur Selbstverleugnung imponiert zu sein. Von jeher flüchtete er gern von der Erde zum Himmel, von draußen in das Innere des Hauses. Wahrlich, ein vernünftiger Despot hatte mit ihm leichtes Spiel. Und Napoleon war von Italien, Ägypten, von den ordnenden Tagen des Konjulgats her ohne Frage die größte, bezauberndste Erscheinung.

Aber damit der Despotismus in den Seelen Wurzel schlage, muß er rein und naiv auftreten. Er muß sich ankündigen als das, was er ist, als Wille, der nicht zu schmeicheln braucht, als Gewalt, die da sagt: „Ich bin Gewalt, weil Gott in dieser Gewalt wohnt.“ Napoleons Erscheinung war aber eine gemischte. Weil seine Weltstellung etwas Zweispältiges und Gebrechliches hatte, so konnte daraus auch nur ein zweispältiger, gebrechlicher Despotismus folgen. Der Riese stand in zu verschiedenartiger Beleuchtung: Die Legitimität beleuchtete ihn, der Republikanismus, die militärische Glorie beleuchteten ihn; das Diogenes-Lämpchen, welches nach Ruhe und Frieden suchen ging, ließ seinen schrägen Schein auf ihn fallen. Er warf daher keinen tiefen, schwarzen Schatten; der Schatten irrte das Auge durch blauen, grauen, rötlichen, grünlichen Farbenshiller.

Napoleon konnte die Reminiszenzen der Ochlokratie¹, des Parvenu, das Gefühl der mißlichen Stellung nicht verleugnen. Deshalb mußte er unter allen Hatijherifs², die er erließ, und an der Spitze von fünfhunderttausend Bajonetten demagogisch kajolieren³, rhetorisch sich blähen; auch strebte er beständig, zu überzeugen. Mit allen diesen kleinen Mitteln besaß sich der reine, große Despotismus nicht. Hätte er den Mut gehabt zu sagen: „Ich bin Gottes Geißel, aus der Niedrigkeit berufen, euch

¹ Pöbelherrschaft. — ² So heißen die Kabinettsorders des türktischen Sultans. — ³ Schmeicheln.

zu züchtigen, wie ihr's durch eure Sünden verdient habt; tut Buße, ein Anderes ist diesem Geschlechte nicht zugeteilt!" — wer weiß? Denn die Deutschen sind fähig, viel Noth zu leiden, wenn sie sich nur mit einer kompakten Idee speisen können. Sie haben ein Talent, an sich zu zweifeln und zu verzweifeln — 5 Fichte sagte ihnen ja ungefähr dasselbe, und sein Auditorium erduldet es. Warum sollten sie nicht resignierend in ihren Busen gegriffen haben, wenn ihnen der Weltgebieter eine ähnliche Bußpredigt gehalten hätte?

Statt dessen sagte er: „Armes Volk, schmachtend unter den 10 Lasten, die euch eure Gewaltigen auflegten, verkauft an England! ich nahe, dein Befreier; ich werde euch alle glücklich machen.“ — Dies mußte das Volk hören, welches, so unzufrieden es auch da und dort mit seinen Fürsten gewesen war, doch für sie ein Familiengefühl, wie das schmollender Kinder ist, bewahrt, welches von 15 Englands Einflüsse nie etwas vernommen hatte und inmitten aller Verheißungen des neuen Glücks Hunger und Durst litt.

Schlimm war auch die Polissonnerie¹, die seinem Grimme anklebte und nach Marats verschollenem Blatte² schmeckte. Der Despot wirft sein Opfer nieder, verachtet es dann und läßt es 20 im Blute liegen. Napoleon kehrte das blutige Opfer hin und her, beschimpfte es, besudelte es. Er vergaß sich so weit, Frauen zu schmähen, die gegen ihn gewirkt hatten. Man denke an die Königinnen von Neapel und Preußen! Das vergab ihm das Volk nicht; am wenigsten konnte es in solchen Invektiven einen 25 echten Gesandten höherer Geschichte erkennen.

Wie ein Fluch folgte ihm noch etwas: das Komische. Der rechte Despot verbirgt sich in erhabener Ruhe hinter seinem Weßir; er ist ein apathischer Gott. Oder, um vom Morgenlande abzugehen, Philipp der Zweite hat an seinem briefebelasteten 30 Schreibtisch in der Einsamkeit des Eskurials gezeigt, wie sich ein Despot in Europa ausnehmen muß. So konnte und durfte

¹ Das Bubenhafte. Zimmermann bebient sich des Wortes häufiger. — ² „Ami du peuple“, seit 1792 „Journal de la République“.

nun zwar Napoleon nicht sein; aber dafür geriet er in das Hantieren, Renommieren, Sichpreizen, in eine Schauspielerei der Größe hinein. So verhielt es sich wenigstens, als er Norddeutschland niedergeworfen hatte und der luxurierende Geist bereits an
 5 seinen Einbildungen krankte. Damals war er nur noch unfähig groß in seinen Schlachten, in allem übrigen wirklich Jupiter Scapin¹, wie ihn der Erzbischof von Mecheln genannt hat. Napoleon hat sich über dieses Witzwort erzürnt. Es trifft aber; denn alle seine Einrichtungen, die großen Kraft- und Schlag-
 10 worte riefen in dem Volke immer sogleich Spitznamen, heimliche Travestien auf. Da war kein Pfahlbürger, der einen Trunk über den Durst getan hatte, den seine Kollegen nicht damit schroben, daß er sich „mit Ruhm bedeckt habe“. — Kein Poltron ließ davon, ohne über „die retrograde Bewegung“ verhöhnt zu
 15 werden. Es ist aber nicht wahr, daß das Volk „alles Erhabene in eine Posse verwandeln müsse, weil es sonst dasselbe nicht zu ertragen vermöge“.* Einen Schwanz treibt zwar das Volk gern mit jeglichem Großen; aber es persifliert es nicht, es persifliert nur das Gemachte. Wie selten waren Spöttereien auf Friedrich
 20 den Zweiten!

Der Geist des Empire war in merkwürdiger Weise ideen- und erfindungslos. Nicht einmal ein echt-heraldisches Wappen konnte er produzieren. Der Adler sah immer nach nichts aus; auch über den „Kuckuck“, wie er genannt wurde, lachte man. Das Komische
 25 ist aber der furchtbarste Feind des Furchtbaren; es zerreibt es heimlich. Denn der Mensch fühlt sich souverän, wenn er lacht.

Die Jugend.

Dieses Miß-Chaos von Größe und Kleinheit, von Schreck und Posse regte ein Chaos in den Geistern der Menschen auf.

* Goethe.

¹ Scapin ist der typische verschmitzte Bediente in der italienischen Volkskomödie.

Zuerst gab es ihnen Energie. Denn unter allem Lächerlichen und gleichsam nur mit einem grillenhaften Redoutenpuße behangen, trat doch ein übermenschlich-Menschliches vor ihren Blick. Um vor diesem Koloss nicht zu verdunsten, mußte ein jeder sein bißchen Mut, sein Restchen Eigenes zusammennehmen. Die Seelen der geringsten Philister glichen der kondensierten Luft in der Kugel der Windbüchse, bereit, loszuplazen, wenn einmal die Klappe vor der Öffnung wiche. Aber jenes übermenschlich-Menschliche wirkte nur wie eine gewaltjame Naturerscheinung, außer der Regel, konjusz, zu kurzer Dauer vorbestimmt. Niemand knüpfte an dieses Phänomen sittliche Ausichten, Hoffnungen einer durchgreifenden sozialen Gestaltung. Wenn ich sage: Niemand, so nehme ich einige aus — besonders Juden, Lieferanten, Stellenjäger, Aristokraten, Fürsten; der große Kern des Volkes blieb aber von jenem Wahnglauben völlig unberührt. Sehr früh war man überzeugt, daß dieses Gerassel und Geprassel nicht lange die Welt durchlärmen könne, daß die Oper der Gloire einmal kurz vor Mitternacht ausgefungen sein werde. Ich hörte schon im Jahre 1810, folglich als das Reich auf dem Kulminationspunkte stand, einen ernstern Mann sagen: Napoleons Herrschaft sei schlimm; noch schlimmer aber werde die Flut der schlechten Verse und Karikaturen sein, wenn Napoleons Sturz erfolge. — Mitten in der seichten Aufklärerei ergriff viele Menschen der kraffteste Aberglaube. Die Offenbarung Johannis ward aufgeschlagen, um die Lebensdauer des großen Tieres herauszurechnen; selbst „der flüchtige Pater“¹ fand seine Anhänger. In Mut und Zweifel, Fassung und Abergwitz, Spott und Bertwunderung waren die Gemüter auseinander gebrochen; zwischen diesen Trümmern blühte hin und wieder das Reinmenschliche in einfachen, ungefüllten Blumen. Die künstlichen Mischungen, womit

¹ „Merkwürdiges Gespräch zwischen einem flüchtigen Pater aus Rom und einem Clerico über die Gesichte in der Offenbarung Johannis und deren Bedeutung (und andere Prophezeiungen)“. Amsterdam 1742; eine anonyme Schrift, die damals wieder lebhafteste Beachtung fand.

der Friede seinen Gartenflor auszustatten Muße und Gelegenheit besitzt, die feineren Quälereien der Seele, die Nuancen und Subdivisionen der Stimmungen und Leidenschaften konnten in einer Zeit weniger kultiviert werden, welche zwischen Konfiskation, 5 Kriegsteuer, Einquartierung und Bulletins hin und her geschüttelt wurde. Alle Konflikte der Seele bezogen sich auf das Öffentliche; das Privatleben bildete einen einfacheren Hintergrund als jetzt. In jener Sphäre nun ging ein Zittern, welches sich mokierte, durch Deutschland; ein Gehorsam, der seitwärts 10 nach Freiheit schielte, bog das Knie. Ein wunderbares Gefühl, daß das Große genötigt sei, zu lügen und um die Gunst der Menge zu buhlen, half den nachherigen Zweifel vorbereiten, ob es überhaupt große Männer gebe in dem früheren treuherzigen Sinne? — In diesen barocken Zustand, der in Frankreich beinahe 15 gleich gewesen sein mag, verwebte für Deutschland noch der Umstand einen besondern Zug, daß, während in Frankreich Napoleon und das Empire wenigstens eine Geschichte gehabt, die Nation von einer ekelhaften Seefrankheit erlöst hatten, beides in Deutschland von gestern war, ohne Zusammenhang mit Antezedentien. 20 Das ganze Leben war daher einem Palimpsest¹ zu vergleichen, auf dem eine alte Kanzelleischrift, die nicht ganz hatte gelöscht werden können, beständig durch die darüber aufgetragenen gloriosen Züge hindurchschimmerte.

* *

Die Jugend wurde von dem Gewühle disparater Vorstellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufstörte, noch 25 inniger ergriffen als das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, sie empfing daher von dem Kriegs- und Weltsturm

¹ So heißen Pergament-Manuskripte, deren ursprüngliche Schrift mit Bimsstein grob wegradiert worden ist, damit das teure Schreibmaterial einem zweiten Gebrauche dienen könne; besonders verfahren die Mönche so mit griechischen und lateinischen Handschriften, die man durch chemische Behandlung in neuerer Zeit vielfach wieder lesbar zu machen verstanden hat.

reine, für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. Während die Lehre ihr das Faßlichste bot, die Familie sie lyrisch stimmte, die Literatur sie an tugendhafter Hand in die Weite führte, riß das Größeste, Unfaßlichste ihre Seele auseinander, brachte die schneidendste Skepsis, die wunderlichste Kurve hinein. So wirkte 5
der Despotismus als viertes Erziehungsmittel. Er kreuzte die anderen; er schärfte sie aber auch und tiefte sie aus. Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige deutsche Jugend mit erziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Generation nicht erzogen worden. 10

Abjehuliche Exekutionen traten gleichsam wie Accente des vierten großen Lehrbuches vor das junge Auge. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich eines Morgens von der Zitadelle herauf durch unsere Klosterstraße nach ödem Blachfeld vor dem Tore zwei blasse Männer führen sah. Es war ein Junger und ein 15
Alter; sie waren mit den Händen aneinander gefesselt, und der Junge redete dem Alten zu, der sehr niedergeschlagen aussah. Gendarmen ritten vor und nach, und ein Kommando Infanterie folgte. Ich hörte, daß es ein Vater und ein Sohn sei und daß sie erschossen würden, weil sie bei Kattes¹ Korps gedient 20
hätten.

Einige Wochen später hörten wir feuern; es war Schill², der sich bei Dobendorf mit den Westfalen schlug. Ich machte mich, als diese Sache wieder still geworden war, an einen Holzhacker, einen finsternen, härtigen Kerl, von dem es heimlich bekannt war, 25
daß er unter dem Parteigänger gedient hatte. Er erzählte mir in den Pausen, wo er vom Hacken ausruhte, flüsternd, wie er nach dem Stralsunder Blutbade drei Tage und drei Nächte in einem elenden Rahne auf der See geschwommen habe und endlich von Fischern nach der Insel Usedom gerettet worden sei. Daß Schill 30

¹ Friedrich Karl von Katte (1772—1836), preussischer Offizier, der im Jahre 1809 mit einer organisierten Bauernschar vergeblich Magdeburg zu überumpeln unternahm und sich dann dem Herzog von Braunschweig anschloß. —

² Ferdinand von Schill (1776—1809), der berühmte Freiheitskämpfer, der im Straßenkampfe zu Stralsund fiel. Bei Dobendorf schlug er sich am 5. Mai 1809.

geblieben sei, galt für eine französische Fabel; er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit schon wieder zum Vorschein kommen. Das Volk läßt seine Lieblinge nicht sterben. Es hieß seinen Helden Schild, in dieser Umgestaltung des Namens unab-
 5 sichtlich sein Gefühl ausjprechend.

Dann ging Braunschweig-Öls¹ in geordneterem, achtungsgebietenderem Zuge durch Niederdeutschland. Wir waren noch Knaben; aber ich kann sagen, daß wir die gewaltige Situation
 10 fühlten, als wir vernahmen, der Welfe habe streifend seine Stadt besucht, aber nicht auf dem Schlosse geschlafen, sondern draußen unter dem Sternenhimmel in der Weiwacht. — Wie ein ferner sterbender Ton klang es aus den Tiroler Alpen nach unseren
 Flächen herunter.²

In phantastischer Energie des Hasses entlud sich die verletz-
 15 te Empfindung der Jugend. Wir wußten nichts von Stabs³, wir wußten noch weniger von George Cadoudal⁴ und Pichegru⁵; aber es war unter den jungen Leuten ein gemeines Gespräch, wie man es wohl anfangen könne, Napoleon zu erschießen oder zu erstechen. Daß es Sünde sei, einen Menschen zu töten, kam hierbei nicht
 20 in Erwägung; nur daß es den Kopf kosten werde, machte die Sache bedenklich. Man wird zugeben, daß eine Jugend, die in ihren Gedanken mit Mord und Tod spielt, eine eigenartige Jugend gewesen sein müsse. Alle Gegensätze zogen wie die unter dem
 25 Machtherrscher zusammengekoppelten Völker durch die unreifen Gemüter. Der größte Materialismus, der durch die Not der Zeit aufgezwungene Glaubenssach, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, Unterhalt und Brot zu finden, stand neben

¹ Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Öls, der 1809 in kühnem Streifzuge vergeblich sein von Napoleon okkupiertes Land zurückzuerobern suchte und am 16. Juni 1815 bei Quatrebras fiel. — ² Gemeint ist natürlich der Freiheitskampf der Tiroler; vgl. Zimmernanns „Andreas Hofer“. — ³ Friedrich Stapp (1792—1809), deutscher Patriot, der Napoleon am 13. Oktober 1809 in Schönbrunn ermorden wollte und erschossen wurde. — ⁴ Georges Cadoudal (1777—1804), Bandenführer im Vendée-Kriege, gleichfalls als Verschwörer gegen Napoleons Leben hingerichtet. — ⁵ Charles Pichegru (1761—1804), französischer Feldherr, der auf Napoleons Sturz ausging, verhaftet wurde und auf geheimnisvolle Weise im Gefängnis starb.

den wildesten Träumen von goldenen glänzenden Abenteuern tief in Asien oder fern bei Siffabon, worin eine maßlos an das Unmögliche verlorene Einbildung schwelgte. Drastisch zum Gefühle ihrer Wichtigkeit aufgeregt wurde die Jugend an einigen Orten durch Fichte und Jahn und durch die, welche von den Gedanken dieser Männer einen Anstoß empfangen hatten. 5

Ich suche nach einem historischen Seitenstücke zu solcher Stimmung und Lage. Vielleicht hat die Zeit der Konquista¹ im südlichen Europa etwas Ähnliches gesehen. Ferne Länder erfüllten auch damals die Geister mit den buntesten Vorstellungen. Keine religiöse Idee zügelte, wie in den Kreuzzügen. Das Gefühl Europas, die Ahnung Neuspaniens zerteilten die Konquistadoren; in diesem Spalte wogten hin und her Beutelust, Neugier, Abenteuerdurst. 10

So war die Disposition des heranreifenden Geschlechts. Ich habe sie in Antithesen beschreiben müssen, weil sie eine Antithese 15 war. Nicht jeder, der mit mir jung war, wird sich so patriarchalischer, rührend=possenhafter Familienzüge erinnern können, als ich berichtete; nicht jeder hat einen komischen Oheim gehabt. Lehre und Literatur mögen anderen anders vorgekommen sein. 20 Aber ich glaube, daß auch die individuellsten Striche, die ich machte, zum Porträt der Zeit gehören, die wir betrachten.

Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung. Ihren Durchschnittszustand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieser Verfassung traf sie der Krieg. Von ihm und seinen Abenteuern will ich im nächsten Abschnitt reden.² 25

¹ Konquistadoren, d. h. Eroberer, nennt man die großen Entdecker, wie Kolumbus, Ferdinand Cortez, Pizarro. — ² Zimmermann kam nicht mehr dazu, diesen Abschnitt zu schreiben.



Anmerkungen des Herausgebers.

Vorbemerkung.

Die Abkürzungen öfter angeführter Werke sind dieselben wie die am Schlusse des „Münchhausen“ in Band 2 verzeichneten.

Tulifantchen (S. 5—106).

Einleitung des Herausgebers (S. 7—12).

S. 7, Z. 1 ff. Diese Meinung vertrat z. B. Karl Goedeke in seiner der ersten Cottaschen Gesamtausgabe der Werke angehängten Biographie Platens. — Er nahm seine Behauptung auf Grund des Alexis'schen Einspruchs wieder zurück in der Biographie zu seiner späteren Platen-Ausgabe, Bd. 1, S. XLVI (Stuttg. und Augsb. 1856).

Willibald Alexis: „Blätter für literarische Unterhaltung“, Jahrg. 1840, Nr. 167 (15. Juni).

Z. 4. Putlitz: a. a. O., Bd. 1, S. 220. Über diesen Grafen kann ich aus Immermanns Nachlaß Näheres beibringen. Hier findet sich nämlich in Mappe 120 die Zeichnung eines kleinen, geckenhaften Mannes und ihr zur Seite ein Maßstab von 4 Fuß gewöhnliche Menschengröße: darnach ist der Abgezeichnete kaum 2 Fuß hoch. Unter dem Bilde steht: *Bolontair Regierungsrath ohne Gehalt, Kammerherr Graf von Merweldt, ein netter Mann.*

Z. 18 f. „Kavalier“, V. 297: Boxberger, Bd. 17, S. 495; eine ganz ähnliche Wendung im „Reisejournal“: Boxberger, Bd. 10, S. 96.

Z. 20. Kinderhäubchen. Ein solches meint doch wohl Otto Müller, wenn er in seinem Familienroman „Der Stadtschultheiß von Frankfurt“ (Stuttg. 1873) unter der Ausstattung für einen Täufling auch „das bändergeschmückte federwollige Tulifantchen“ (S. 88) nennt. Vgl. „Gedächtnisschrift“, S. 83.

Z. 23. Vgl. auch den Tulpenthron der Fee Libelle: V. 2657. Platen und die Tulpe: vgl. z. B. Ghaselen Nr. 42, 59, 61, 67, 84, 104; Sonette Nr. 34.

Z. 29. Vgl. Holtei, Bd. 2, S. 53. Immermann las in Düsseldorf auch Tiecks „Däumchen“ öffentlich vor: Fellner, S. 124. Der „Daumesdick“ und „Daumerling“ der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“

hat auch das Brentanosche Märchen „Vom Schneider Siebentot auf einen Schlag“ beeinflusst.

S. 8, Z. 8. „Memorabilien“: S. 294, Z. 13 f. dieses Bandes.

Z. 22. Heine, „Sämtl. Werke“, Bd. 5, S. 338, Z. 3f.

S. 9, Z. 5f. „Verfall der Geselligkeit“: vgl. zu Bd. 3, S. 54 dieser Ausgabe.

Z. 11. „Papierfenster eines Eremiten“: Boxberger, Bd. 9, S. 97 ff. Vgl. dazu „Ahr und Lahn“: Boxberger, Bd. 10, S. 260; J. Kerners „Reiseschatten“: „Werke“, herausg. von Gaismaier, Bd. 3, S. 100 (Leipz., Hesse, o. J.).

Z. 13. Vgl. besonders die Erzählung „Die Automate“ im 2. Teil der „Serapionsbrüder“: Hoffmanns „Sämtl. Werke“, Bd. 7, S. 74 ff.

Z. 25. Vgl. Beer, S. 87.

Z. 32. Heine: vgl. unten, zu V. 2603 ff.

Z. 35. Auch an Wieland und den „Cabinet des fées“ ist zu erinnern.

Z. 36f. Walzel, „Anzeiger für deutsches Altertum“, Bd. 23, S. 374—382 (1897), und dazu L. A. v. Arnims „Sämtliche Werke“, Bd. 7, S. 233 ff. Ein erster Hinweis auf Arnim bei W. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, S. 666 (8. Aufl., Berl. 1899).

S. 10, Z. 1 ff. Der spanische vierhebige Trochäus, wohl zu scheiden von dem aus dem Griechischen stammenden, dem sogen. anakreontischen, hat von Haus aus durchweg klingenden Schluß mit Assonanz oder Reim. Unstrophisch fortlaufend zeigen ihn die „romances“, während er in den eigentlichen „Redondillas“ selbviert durch Endreim in Strophen gebunden wird und bald stumpf, bald klingend ausgeht. Herder wählt im „Cid“ unstrophische vierhebige Trochäen ohne Reim oder Assonanz und bezeichnet namentlich das Ende eines Abschnittes gern durch stumpfen Ausgang. Vgl. J. Minor, Neuhochdeutsche Metrik, S. 221 f. (2. Aufl., Straßb. 1902), E. Hügli, Die romanischen Strophen in der Dichtung deutscher Romantiker, S. 54 ff. (Zürich 1900), sowie Walzel, S. 377 f. (wo auch über die Form der Immermannschen Madrigale gehandelt ist), und in „Zeitschriften der Romantik“, herausg. von Walzel und Houben, S. XIX (Berl. 1904). Immermann selbst äußert sich über seinen Vers gegen Beer (a. a. O., S. 104): Mein Trochäus unterscheidet sich von den mir bekannten durch den häufigen Gebrauch der Spondeen, besonders am Ende. Dies ist absichtlich, um dem für leichte lockere Sujets brauchbaren, aber nur gar zu leicht ton- und charakterlos werdenden Metro etwas mehr Consistenz und Masse zu geben. Die Assonanz ist als Emblem, wo sie sich ungejocht darbot, und dann mitunter durch zwei oder gar drei Sylben fortlaufend gebraucht worden, nicht als System. Eine Sprache wie die deutsche, worin der Vocal so wenig herrscht, kann mit der Assonanz nicht viel wirken; sie muß, wenn sie durch den Gleichlaut Effect machen will, vollständig reimen. Es ist daher nicht wohl gethan, auf jene Form Mühe zu verwenden, da sie bei uns doch keine Norm werden kann. Dies meine Ansicht, *salvo meliori*. Schon im „Tal von Ronceval“ und im „Auge der Liebe“ hatte sich Immermann vierhebiger

Trochäen bedient. Vgl. auch C. Freese, *Über deutsche Assonanzen* (Strals. 1838), und für sonstigen Gebrauch der vierhebigen trochäischen Verse etwa noch Goethe („Bruchstücke einer Tragödie aus der Zeit Karls des Großen“, 1807, „Maskenzug“ vom Jahre 1818), Zacharias Werner („Cunegunde die Heilige“: „Sämtliche Werke“, Bd. 9, z. B. S. 199 ff.), Arnim („Halle und Jerusalem“), Waiblinger („Kalona-sore“), Grillparzer („Ahnfrau“), Raupach („Bernhard und Maria“, „Sängerliebe“). Bedeutende Verdienste um die metrische Form der Immermannschen Dichtung hat Heine (vgl. oben, S. 11, Z. 17 ff.), der sich damit gleichzeitig für „Atta Troll“ schulte. Für die zweite Ausgabe in Bd. 1 der „Schriften“ vom Jahre 1835 nahm der Dichter selbst eine nochmalige metrische Überarbeitung vor, die vor allem die Umwandlung zahlreicher stumpfer Versausgänge in klingende im Auge hatte. Über 150 von jenen wurden beseitigt, und mit Recht; öfters stießen ihrer gar drei oder vier hart aufeinander (z. B. V. 1391—94). Freilich macht sich der Dichter die Änderung nicht selten allzu leicht, indem er bloß ein stummes „e“ in Flexionssilben einflickt und etwa betäubt zu betäubet, Angeficht zu Angefichte macht. Sehr viel seltener finden wir in der zweiten Ausgabe umgekehrt Verwandlung des klingenden in einen stumpfen Versausgang zwecks Betonung eines stofflichen Haltepunktes (V. 14, 67, 234, 311, 2030). Vgl. zu S. 11, Z. 17 ff. dieses Bandes. Wie Heine hier, so hatte im „Auge der Liebe“ Abeken den Dichter in Bezug auf Metrisches beraten (Deetjen II, S. 154). Vgl. auch „Düsseldorfer Anfänge“: Koch, Bd. 1, Abt. 1, S. 98.

Z. 28 ff. Richard M. Meyer („Gedächtnisschrift“, S. 57 f.) sieht in der kleinen Epopöe, der letzten rein phantastischen Arbeit des Dichters, das charakteristischste Werk für dessen endgültigen Befreiungskampf von romantisch-schulmäßiger Gebundenheit; wenn auch keine ganz scharfe Wasserscheide, so doch die „bedeutungsvolle Wendung vom doktrinären Konstruieren zum Beobachten und Verwerten der ihn umdrängenden religiösen, politischen, ethischen literarischen Momente. Er steuert sich von Tieck zu Goethe herüber, von der willkürlichen Selbstherrlichkeit zur Ergebung in die wirkliche Natur, und er gelangt gerade dadurch vom Kopieren und Entlehnen zur vollsten Entfaltung seiner Eigenart.“

Z. 31. „Dieses große Heldenlied“: V. 1217.

S. 11, Z. 17 ff. Heine. Vgl. A. Strodtmann, *H. Heines Leben und Werke*, Bd. 1, S. 228 f. und 693 (2. Aufl., Berl. 1873), sowie die „Vorbemerkung“ zu den „Lesarten“. Heine zollte dem „Tulifantchen“, dem „epischen Kolibri“, großes Lob: „Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorletzte Kapitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmut überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Helden-gedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebste mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naïvem Ernste darin laut werden.“ Andererseits tadelt Heine in demselben Briefe vom

3. Febr. 1830 an dem Werkchen (das seit zehn Tagen auf seinem Tische liege) „einige Longueurs, und dann hie und da das Metrische. Beides ließe sich leicht verbessern, Ersteres durch Streichen, das Andere durch einige Wortversetzungen und Vertauschungen einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nämlich darin, daß die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im ‚Tulifantchen‘ oft Ihre Absicht ist...“ („Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 370 ff.; Hamb. 1863; vgl. auch ebenda, S. 401 f. und 406.) Immermanns Freude über das Anerbieten ist aus seinem Brief an Beer vom 3. Mai 1830 (Beer, S. 192) zu ersehen. Wo hinter „Heine“ keine Band-Zahl angegeben ist, handelt es sich um die Änderungsvorschläge in Bd. 7, S. 262—277.

Z. 23 ff. Vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 220.

S. 12, Z. 3 ff. Beer, S. 121 f. (Brief vom 8. Dez. 1829).

Z. 12. Tieck: Holtei, Bd. 2, S. 84 f.

Z. 16. Grabbe: „Werke“, herausg. von Grisebach, Bd. 4, S. LIV (Berl. 1902). Auch Laube nennt das Gedicht „allerliebste“: „Deutsche Pandora“, Bd. 4, S. 36.

Z. 17. Düsseldorfer Freunde: Putlitz, Bd. 1, S. 225.

Z. 24. Über die Zeichnungen der Düsseldorfer vgl. Beer, S. 192 f., über die ebenfalls für die erste Ausgabe angefertigten (nicht veröffentlichten) des Malers J. P. Lyser: „Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 374 f. (Berl. 1863).

Z. 25. Kritik der Presse. In einem Brief an Hitzig („Berliner Taschenbuch für 1843“, S. 180) bemerkt Immermann: Tulifantchen ist mir selbst wert; ich schrieb es in recht trüben Stunden. Bei harmlosen unverbildeten Menschen verfehlt es seine Wirkung nicht. Geht man freilich an dergleichen leichtes lockres Zeug mit gewichtigem Ernst, der selbst den Scherz auf seine schwere Weise verlangt, so zerfällt das Ding unter den Händen. Das ist denn dort in Berlin auch schon geschehen. Eine mit C. gezeichnete Besprechung in Nr. 71 des „Gesellschafters“ vom Jahre 1831 hatte strenge, wenn auch nicht gehässige Kritik an der Dichtung geübt und dem Verfasser vorgehalten, „wie viel mehr Tieck in diesem Genre geleistet“ habe. Vgl. ferner „Der Freimütige“, Jahrg. 1831, Nr. 61/63 (Alexis), und Gutzkow, Beiträge zur Geschichte der neuesten Literatur, Bd. 1, S. 124 ff. (Stuttg. 1836). — Das Wichtigste, was überhaupt zum „Tulifantchen“ von literarhistorischer Seite geschrieben ist, stellt jener der Immermann-Gedächtnisschrift des Jahres 1896 (S. 41—86) einverleibte Aufsatz Richard M. Meyers dar, der freilich in der Ausdeutung der einzelnen Beziehungen entschieden viel zu weit geht.

Z. 26. Goedeke: vgl. die Biographie der ersten Cottaschen Platen-Ausgabe.

Z. 30. An Tieck: Holtei, Bd. 2, S. 72.

An Michael Beer (S. 13—15).

V. 1 ff. Immermann an Beer, 20. Oktober 1829: Ich habe zuweilen das Bedürfnis, mich recht individuell gehen zu lassen, und diesem Gange werde ich in der Zueignungs-Epistel fröhnen. (Beer, S. 87f.)

I. Tulifantchen Fliegentöter (S. 16—40).

Fliegentöter, wie Homer von Hermes dem Argostöter, Fouqué von Sigurd dem Schlangentöter, Cooper in seinen Lederstrumpf-Erzählungen vom Wildtöter, Adolf Stoeber von „Gustav Adolf dem Schlangentöter“ („Morgenblatt“ vom 22. Jan. 1830) spricht. Vgl. auch „Drachentöter“ im „Tal von Ronceval“ (Boxberger, Bd. 16, S. 37) und „Laskaro Bärenlöter“ in Heines „Atta Troll“ (Bd. 2, S. 416).

V. 76 ff. Mit dieser wohlgelungenen Allegorie der Vergänglichkeit vgl. die Allegorien im „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 48, Z. 4 ff., Bd. 2, S. 299, Z. 25 ff. dieser Ausgabe); ferner Boxberger, Bd. 11, S. 183 und 266.

V. 119. Der „letzte seines Geschlechtes“ sein, ist ein der Schicksalstragödie besonders wertenes Motiv; als „letzten Borotin“ beklagt sich immer wieder der Graf in Grillparzers „Ahnfrau“ (z. B. V. 2588), die übrigens ja gleichfalls, wie auch Müllners „Schuld“, in vierhebigen Trochäen gedichtet ist. Vgl. auch oben, S. 22, V. 257.

V. 133 ff. Vgl. „Daumesdick“ in den „Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 1, S. 226.

V. 189. Anklang an die Homer nachgebildeten Worte von Nestor, „der drei Menschenalter sah“, in Schillers „Siegessäule“, V. 122.

V. 204 ff. Anklang an die Worte, mit denen Simeon im Tempel den Anblick des Jesusknaben begrüßt: Evangel. Lucae, Kap. 2, V. 29 ff.

V. 215 ff. In Tiecks „Däumchen“ („Schriften“, Bd. 5, S. 589 f.) wird — ebenfalls in vierhebigen Trochäen — ähnlich von des lang ersehnten kleinen Helden enttäuschender Geburt gesprochen; ein Motiv, das ja auch das Hausmärchen an die Hand gab.

V. 219 ff. Die rhetorische Frage- und Antwort-Form ist dem Stil von Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ (Heinemann, Bd. 1, S. 283) und dem der serbischen Volksdichtung überhaupt nachgebildet; vgl. auch V. 1537 ff., 1608 ff. und 2135 ff.

V. 242. „Der kleine Töffel“ ist der Titel einer bekannten Fabel von M. G. Lichtwer: „Vier Bücher Äsopischer Fabeln“, S. 98 ff. (Leipz. 1748).

V. 297. Wie Tulifantchen und viele Märchenkinder spricht auch der Held in Christian Reuters „Schelmuffsky“ (herausg. von A. Schullerus, S. 8; Halle 1885) gleich nach seiner Geburt. Dasselbe gilt von Immermanns „Merlin“ (V. 789 ff.), Goethes Homunculus und Euphion und dem Knaben in seiner Fortsetzung der „Zauberflöte“.

V. 302. Zu dieser typischen Bezeichnung „Stern und Blume“ vgl. die in Clemens Brentanos „Blättern aus dem Tagebuch der Ahnfrau“ immer wiederkehrenden, vom Dichter auch einmal unter sein Porträt gesetzten Verse:

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!“

(„Gesammelte Schriften“, herausg. von Christian Brentano, Bd. 4, S. 79 ff.; Frankf. a. M., 1852); vgl. auch ebenda, Bd. 5, S. 216 („Goekel“); ferner Boxberger, Bd. 19, S. 216, und etwa Tiecks „Schriften“, Bd. 1, S. 272.

V. 312 ff. Das Versmaß dieses Dialogs (vgl. auch V. 849 ff. und 2313 ff.) findet sich in Fouqués „Zauberring“ („Ausgewählte Werke, Ausgabe letzter Hand“, Bd. 5, S. 76; Braunschw. 1855), Tiecks „Phantasus“, Bd. 2, S. 142 f. (Berl. 1812), und anderen romantischen Werken.

V. 329. Der Kampf des fabelhaften Zwergvolkes der Pygmäen (soviel wie Fäustlinge, Däumlinge) mit den Kranichen, der z. B. auch bei Rabelais („Gargantua und Pantagruel“, übers. von J. A. Gelbecke, Bd. 1, S. 280; Leipz. und Wien, Bibliograph. Institut, o. J.) erwähnt wird, geht auf „Ilias“, Ges. 3, V. 3 ff. zurück. Goethe knüpft daran an im „Faust“, V. 7606 ff., sowie in der „Reise der Söhne Megaprazons“ (vgl. meine Ausgabe bei Heinemann, Bd. 10, S. 495, zu S. 430, Z. 29 ff.); ein Beleg aus Platen endlich findet sich im „Romanischen Ödipus“, Akt 5 („Werke“, Bd. 2, S. 161).

V. 354 ff. Vgl. „Daumerlings Wanderschaft“ in den „Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 1, S. 259: „Recht, mein Sohn“, sprach der Alte, nahm eine Stopfnadel, und machte am Licht einen Knoten von Siegellack daran, da hast du auch einen Degen mit auf den Weg.“

V. 371 ff. In Brentanos „Radlauf“ („Märchen“, Bd. 1, S. 57) werden einem Mäuschen aus Haselnußschalen Schuhe gemacht.

V. 385. Mit diesen Worten sollen die spartanischen Mütter ihre Söhne in den Krieg entlassen haben. Vgl. auch V. 438 f. und ähnlich Bd. 1, S. 429, Z. 21 f. dieser Ausgabe.

V. 413. „Beschreiten“ ist ein üblicher Ritterausdruck für das Besteigen des Rosses; vgl. Schillers „Graf von Habsburg“, V. 93.

V. 417. Wie der „Daumesdick“ der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 1, S. 227.

V. 492 f. So langt Odysseus schlafend auf Ithaka an („Odyssee“, Ges. 13, V. 92 und 187 f.).

V. 498. Oger; vgl. auch Bd. 2, S. 405, Z. 2 dieser Ausgabe, und „Düsseldorfer Anfänge“ (Koch, Bd. 1, Abt. 1, S. 55); ferner das Personenverzeichnis zu Goethes „Lila“ (Heinemann, Bd. 19, S. 13) und Uhlands „Romanze vom kleinen Däumling“, V. 11.

V. 564. In der „Welt als Wille und Vorstellung“ (1819) hatte Schopenhauer die Durchschnittsmenschen als „Fabrikware der Natur“ bezeichnet.

V. 584 ff. Daß die Kinder auf Bäumen wachsen, ist ein beliebtes Motiv der Volksdichtung. Vgl. „Wunderbare Reisen . . . des Freyherrn von Münchhausen“, herausg. von Grisebach, S. 103 (Stuttg. o. J.): „Die Freuden der Liebe sind im Monde gänzlich unbekannt . . . alles wächst auf Bäumen . . .“; ferner Platens „Romantischer Ödipus“, in den „Werken“, Bd. 2, S. 122: „. . . Machst mich glauben, auf den

Pinien wüchsen kleine Kinder jetzt?“ Dazu Immermanns „Verkleidungen“ (Boxberger, Bd. 14, S. 212) und „Tausendundeine Nacht“, S. 507 (Halle o. J.).

V. 620ff. Das Abenteuer mit der Brummflye entspricht dem „Siebene auf einen Streich!“ des „Tapferen Schneiderleins“ in den „Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 1, S. 127, und Brentanos „Schneider Siebentot“: „Märchen“, Bd. 1, S. 306f. Auch ist an Swift (S. 118) zu denken, der seinen Gulliver in Brobdinag bei den Riesen (2. Reise, Kap. 3) Fliegen „von der Größe einer Lerche“ in der Luft mit dem Messer zerschneiden und „viele Bewunderung damit erregen“ läßt. Vgl. auch Brentanos „Märchen vom Schneider Siebentodt auf einen Schlag“ („Märchen“, Bd. 1, S. 427f.), wo ein kleiner Schneider eine Schwabe im Zweikampf mit seiner Schere erlegt. Fliegen mit der Lanze töten ist flüchtiges Motiv auch in Arnims „Weihnachtsausstellung“ („Gesammelte Werke“, Bd. 10, S. 289). Vgl. endlich über Kaiser Domitian als „Fliegenschützen“ Hippels „Kreuz- und Querzüge“, Bd. 1, S. 77 (Leipz. 1860) und Bd. 1, S. 51, Z. 22ff. dieser Ausgabe.

Grandiosens humoristisch-satirisch abgespiegelte gespreizte Grandezza berührt sich mit den Fürsten von Tiecks Gnaden, etwa mit dem König im „Gestiefelten Kater“.

V. 717f. Klopstock hatte „Die künftige Geliebte“ in einer großen Ode des Jahres 1748 („Werke“, Bd. 1, S. 26ff.; Leipz. 1798), Hölty in einer Ode des gleichen Titels („Gedichte“, besorgt durch seine Freunde Fr. Leop. Grafen zu Stolberg und J. H. Voß, S. 45, Wien 1790) besungen.

V. 723. „Tathandlung“ ist ein Begriff der „Wissenschaftslehre“ Fichtes, gegen den Immermann vielleicht auch in den Versen 1847ff. stichelt, die das starke Ich-Bewußtsein betonen. Auch in den „Memorabilien“ urteilt der Dichter streng über daß vermessene Ich der Wissenschaftslehre (vgl. S. 393, Z. 30 dieses Bandes). Das Wort „Tathandlung“ begegnet gleichfalls im „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 30, Z. 17 und S. 359, Z. 28 dieser Ausgabe) und im „Tristan“ (Boxberger, Bd. 13, S. 215). Von einer „absoluten Tathandlung des Geistes“ spricht Schiller im 19. Brief „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ („Sämtl. Werke“, herausg. von E. v. d. Hellen, Bd. 12, S. 71, Z. 5f.). Das Wort kommt vereinzelt auch bei Goethe, Lessing, Wilh. Schlegel, Tieck („Schriften“, Bd. 12, S. 81) vor. Endlich braucht es in den „Züricher Novellen“ und im „Martin Salander“ auch Gottfried Keller in ironischem Sinne („Gesammelte Werke“, Bd. 6, S. 14, und Bd. 8, S. 172; Stuttg. und Berl. 1903), und Hermann Kurz: „Sämtl. Werke“, herausg. von Fischer, Bd. 10, S. 73 (Leipz. o. J.).

V. 814f. Anlehnung an Schillers „Maria Stuart“, V. 3995ff.:

„Lang' lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!“

Ganz ähnlich im „Auge der Liebe“ (Boxberger, Bd. 14, S. 145).

II. Die Mauer von Brambambra (S. 41—80).

V. 848 ff. Zu diesem ersten Liede des zweiten Buches bemerkt Heine (a. a. O., S. 267): „Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die *Whims*. Nur ein Wort mißfiel mir, nämlich ‚bekleiben‘.“ Dieser Ausdruck ist denn auch von Immermann beseitigt worden.

V. 889. Auch in E. T. A. Hoffmanns „Klein Zaches“ begegnet der Name Balsamine („Sämtl. Werke“, Bd. 5, S. 72). Trotz dieser und mancher anderen, in den folgenden Anmerkungen herangezogenen Parallele nehme ich indessen durchaus keine Abhängigkeit der jüngeren Zwergen-Dichtung von der älteren an.

V. 936 f. Erinuert an Linus, der von seinem hartköpfigen Schüler Herkules erschlagen wurde.

V. 1107 ff. Immermann ahmt in den folgenden wiederholten, stets um ein Glied vermehrten kettenartig-respondierenden Aufzählungen den Stil der Volksdichtung nach, wie er sich z. B. in der „Erschrecklichen Geschichte vom Hühnchen und vom Hähnchen“ in „Des Knaben Wunderhorn“, S. 788 ff. (Leipz., Reclam, o. J.), darstellt. Vgl. auch „Von dem Tode des Hühnchens“ in den „Kinder- und Hausmärchen“, Bd. 1, S. 467 ff.

V. 1137. Dazu bemerkt Heine (a. a. O., S. 268): „Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daß er die Luft heilen will... Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutz'gem Atem vermischet worden, möchte etwas milder klingen.“ Immermann änderte seinen Text daraufhin nicht.

V. 1150. Dazu (vgl. die Lesarten) sagt Heine (a. a. O., S. 268): „Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daß er den Bauer schützen will, daß er dem Schäfer helfen will u. s. w.“ Immermann tat wohl recht daran, es beim Alten zu lassen.

V. 1163. Die Form *Tramplagunde* auch in V. 1293 und 1939, einzig in V. 1460 steht *Tramplagunde*, was Boxberger unberechtigtweise zur Norm erhoben hat.

V. 1191 ff. Zu der „Stahlmauer“ vgl. Richard M. Meyer in der „Gedächtnisschrift“, S. 75 ff., der indes viel zu viel fernliegende Assoziationen heranzieht. Hier sei nur auf Goethes „Faust“, V. 9021 ff., und die Verse in Novalis' „Ofterdingen“ („Schriften“, herausg. von E. Heilborn, Bd. 1, S. 47; Berl. 1901):

„Er wandelt unter hohen Bäumen
Zu des Palastes ehrnem Thor.
Die Mauern sind wie Stahl geschliffen...“

hingewiesen. Wenn Gutzkow in „Maha Guru“, Bd. 1, S. 150 (Stuttg. und Tübing. 1833), den aufschneiderischen Obersten Tschu-Kiang erzählen läßt: „Das Land, wovon ich eben sprach, wird von dem neuen, das ich darauf betrat, durch eine Mauer getrennt, die weder von Holz,

noch von Backsteinen, sondern von glänzend poliertem Stahl und riesenhoch ist“, so ist eine Reminiszenz an Immermann wohl denkbar.

V. 1224. Von Lichtwer ist eine derartige Fabel nicht bekannt.

V. 1242. „Seine Augen wurden wacker“: vgl. auch „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 70, Z. 19, und Bd. 2, S. 368, Z. 25 dieser Ausgabe). Der Ausdruck ist aus der Bibel-Sprache (z. B. 1. Samuelis, Kap. 14, V. 27, und Sprüche Salomonis, Kap. 20, V. 13) besonders von Klopstock („Werke“, Bd. 2, S. 236; Leipz. 1798), Stolberg u. a. übernommen worden.

V. 1259. Philipp Karl Buttmann (1764—1829), verdienter Philolog, dessen „Griechische Grammatik“ zum typischen, etwa auch von Chamisso („Sämtl. Werke“, herausg. von A. Bartels, Bd. 1, S. 39; Leipz., Hesse, o. J.) so in die Dichtung eingeführten Schulbuche wurde.

V. 1295 f. Echt Tieckisch: vgl. z. B. „Schriften“, Bd. 1, S. 274 f.

V. 1309. Über die Geschichte des Begriffs der „schönen Seele“, in der deutschen Literatur besonders durch Goethe („Wilhelm Meisters Lehrjahre“, Buch 6) und durch Jean Paul vertreten, vgl. meine Zusammenstellung (nebst Literaturnachweisen) bei Heinemann, Bd. 10, S. 461, und Bd. 11, S. 474.

V. 1312. Zur „lavendelduftigen Fürstin“ vgl. Heine, Bd. 2, S. 370.

V. 1340. Vielleicht ist unmittelbar an Jean Pauls berühmten Roman „Titan“ zu denken.

V. 1435 f. Leichter Anklang an Schillers „Tell“, V. 2572.

V. 1460. „Tramplagunde“; vgl. zu V. 1163.

V. 1472 f. Beziehung auf Elisabeth von England, die „jungfräuliche Königin“; vgl. Schillers „Maria Stuart“, V. 1159 f.

V. 1489. Nach Büchmann soll dieser Vers auf eine boshafte Witzige, zu Immermanns Zeit im ganzen Rheinland verbreitete Grabchrift zurückgehen, die ein Witwer seiner im Jahre 1826 zu Bingen verstorbenen Frau gewidmet hatte.

V. 1537 ff. Über die stilistische Figur vgl. zu V. 219 ff.

V. 1630 ff. „Grübelmaschinist“, „Dampfbedienter“, „Dampffrau“. Vgl. zu diesen satirischen Ausführungen die „Einleitung des Herausgebers“ auf S. 9, Z. 8 ff. dieses Bandes, nebst den betreffenden Anmerkungen am Schlusse sowie „Gedächtnisschrift“, S. 78, ferner „Die Epigonen“, Bd. 4, S. 265, Z. 28 dieser Ausgabe: Mit Sturmeschnelle eilt die Gegenwart einem trocknen Mechanismus zu. und „Memorabilien“, S. 236, Z. 16 ff. dieses Bandes: Gewiß wird kein tieferes Gemüt für die Eisenbahnen als solche und den Dampf, wenn er weiter nichts ist, und für die Maschinen, wenn sie nur klappern, den Sedel eines Gewerbsmannes zu füllen, sich erglühet fühlen. Gewiß ist ferner, daß durch jene Tendenzen in vielen Menschen eine gewisse Verjandung entstand und eine Trodnis der Seelenkräfte. Gewiß ist aber auf der anderen Seite auch, daß sie hervorgehen nicht aus einer Täuschung, sondern aus einer Wirklichkeit, daß sie außer dem Geleite phantastischer Einbildung im strengsten Gefolge der Wissenschaft einher-schreiten, und daß nicht einzelne Projektentmacher zu ihnen anführen, sondern daß die größere Hälfte der Gesamtheit in ihnen mehr oder minder lebt und

weßt. etc. Hinzuzunehmen sind die Schlußanmerkungen zu den zitierten Stellen. Vom Dampf auf dem „Throne des neunzehnten Jahrhunderts“ spricht der „Münchhausen“: Bd. 1, S. 41, Z. 2 f. dieser Ausgabe; vom Dampf ist auch im „Kurfürst Johann Wilhelm im Theater“ (Boxberger, Bd. 19, S. 236) die Rede. Auch Münchhausen (Bd. 1, S. 123, Z. 11) ist zeitweilig „Maschinenbauer“ gewesen, auch er spricht (Bd. 1, S. 17, Z. 3) von den gegenwärtig so bedeutungsvollen „Eisenschienen“. Vgl. zu Tiecks Stellungnahme etwa „Schriften“, Bd. 3, S. 384, Bd. 5, S. 224, Bd. 10, S. 182. Über Goethes Verhältnis zum Maschinenwesen, der sich damit bekanntlich vornehmlich in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ auseinandersetzt, vgl. meine Zusammenstellung bei Heinemann, Bd. 11, S. 439.

Das Motiv vom Maschinenmenschen geht wohl zumeist als auf seine älteste literarische Form auf die goldenen wandelnden Knaben zurück, die bei Homer Hephaistos dem Zeus, und auf die ehernen Mädchen, die er für sich selbst gefertigt hatte; vgl. auch „Odyssee“, Ges. 7, V. 91 ff. Goethe nimmt diese Homerische Angabe in der „Achilleis“, V. 82 ff. (Heinemann, Bd. 4, S. 17 f.) auf. In der Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen“ (Heinemann, Bd. 22, S. 171) geht Goethe ferner auf moderne Automaten (einen künstlichen Trommelschläger) ein, in deren Technik es schon das 18. Jahrhundert, besonders durch Jacques Vaucanson (1709—82) und den Schweizer Jakob Droz, weit gebracht hatte. Als ältester Automat wird die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent (400 vor Chr. Geb.) angesehen; von den menschenähnlichen wurde der „Android“ des Ptolemäos Philadelphos besonders bewundert. Einen Diener, der die Tür öffnete und grüßte, erfand ferner Albertus Magnus. Die Romantik beschäftigte sich gern mit diesen Dingen, teils zur Erzielung grausiger Wirkungen, teils in satirischer Absicht. In erster Linie ist da E. T. A. Hoffmann zu nennen, vor allem mit seiner Erzählung „Die Automate“ („Sämtl. Werke“, Bd. 7, S. 74 ff.); ferner sei an Clemens Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ erinnert („Ausgewählte Werke“, herausg. von Morris, Bd. 2, S. 63: „Keine Puppe, es ist nur Eine schöne Kunstfigur!“). Ich verweise endlich betreffs Marionetten und Automaten noch auf Jean Pauls „Titan“, 1. Jobelperiode, 5. Zykel, „Nachtwachen von Bonaventura“, S. 19 („Neudrucke“, Nr. 133; Berl. 1904), J. Görres, Charakteristiken und Kritiken, zweite Folge, S. 38 f. (Köln 1902), Arnims „Sämtl. Werke“, Bd. 2, S. 38 (Berl. 1839), Schulze, Gräfin Dolores, S. 47 (Leipz. 1905).

Zu Immermanns Darstellung sei auf ein paar interessante, einigermaßen auffallende zeitgenössische Parallelen aufmerksam gemacht. Vgl. Pückler-Muskau, Briefe eines Verstorbenen, Bd. 1, S. 77. „Unmöglich wäre es nicht in einem Lande [England], wo kürzlich Jemand ganz im Ernste vorschlug, Dampfkellner in den Caffehäusern einzuführen, und wo es eben nicht viel anders hergehen würde, wenn eine Dampfmaschine mit 80 Pferde-Kraft auf dem Throne säße.“ Und derselbe erzählt in „Semilasso in Afrika“, Bd. 3, S. 187

(Stuttg. 1836): „Es kam mir fast wie eine Satyre vor, gleich darauf eine Abhandlung über den Dampf zu lesen. Ein Gasthof in den vereinigten Staaten wird in dieser Notiz angeführt, wo, bis auf den Wirth, Alles durch diesen neuen *nervus rerum* bewerkstelligt wird. Dampf trägt die Effecten der Fremden auf ihre Zimmer, putzt ihre Röcke und Stiefeln, wie Messer und Tischgeschirr; kehrt die Stuben aus, bedient bei Tisch, versieht das Kochgeschäft, feuert, klingelt zum Essen, macht Holz klein u. s. w., und führt die Gäste noch spazieren.“ Endlich hebt Heine das 3. Buch in Bd. 2 seines „Salon“ („Sämtl. Werke“, Bd. 4, S. 247) folgendermaßen an: „Es geht die Sage, daß ein englischer Mechanikus, der schon die künstlichsten Maschinen erdacht, endlich auch auf den Einfall geraten, einen Menschen zu fabrizieren; dieses sei ihm auch endlich gelungen, das Werk seiner Hände konnte sich ganz wie ein Mensch gebärden und betragen“, u. s. w. Vgl. auch Heine, Bd. 4, S. 353, Bd. 5, S. 375, Bd. 6, S. 206f. und Bd. 7, S. 206f. Kurz, man sieht, derartige Schilderungen lagen in den dreißiger Jahren, den Entwicklungsjahren der Dampfmechanik, in der Luft. Satirisch handelt über Automaten auch Gutzkow in den „Säkularbildern“: „Werke“, Bd. 10, S. 9ff.

V. 1726f. Dazu Heine, a. a. O., S. 271: „Deutlicher wäre:

Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort ‚göttlich‘ will mir bei einer Fee nicht munden.“

V. 1741. Zu diesem Verse bemerkt Heine (S. 271): „Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlichern Klangs wegen würde ich die Apposition nicht hinzusetzen, oder ich würde ungefähr sagen: ‚Die den Mord befahl dem Guten.‘“ Immermann folgte diesem Rate nicht.

V. 1847 ff. In Immermanns „Reisejournal“, Buch 2, „Briefe“, 10 (Boxberger, Bd. 10, S. 132) heißt es: Es giebt nur zwei Dinge, die mich zur Bewunderung hinreißen: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Hier wie dort parodiert der Dichter ziemlich schal und dürftig folgenden berühmten Satz des von ihm durchaus nicht nach Gebühr gewürdigten Kant: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“ (I. Kant, Kritik der praktischen Vernunft: „Beschuß“; „Sämtl. Werke“, Bd. 8, S. 312; Leipz. 1838.)

V. 1863 ff. Heine, S. 271, bemerkte: „Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96 [der ersten Ausgabe]) finde ich doch zu sehr überladen.“ Immermann scheint indessen für den Druck nichts geändert zu haben.

V. 1864. Das Zeitwort „schwaumeln“ ist im Grimmschen „Deutschen Wörterbuche“ nur für Immermann belegt, bei dem es mehrfach, z. B. auch in dem Gedichte „Trinkers Entschuldigung“ (Box-

berger, Bd. 11, S. 286), vorkommt. Es begegnet aber einmal auch bei Goethe, nämlich in einem Paralipomenon zu „Hanswursts Hochzeit“: „Sie schwaumelt oben in höhern Sphären, Läßt sich unten mit Marcks der Erde nähren“ (Weimarer Sophien-Ausgabe, Bd. 38, S. 448).

V. 1920. Vgl. „Ilias“, Ges. 21, V. 407, wo Ares, von einem Stein aus Athenes Hand getroffen, im Fallen sieben Hufen bedeckt.

V. 1975. Der „Professor“, v. d. Hagen, wird als der „grimme Hagen aus Nibelungenland“ auch im „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 301, Z. 4 dieser Ausgabe) satirisch getroffen. Vgl. ferner Platens Verspottung der „Zigeunerzeuendeutsch-Berlinerei“ im „Romantischen Ödipus“, Akt 5 („Werke“, Bd. 2, S. 167).

V. 2041. Dazu bemerkt Heine (S. 272): „Ich würde den kleinen Tulifanten nicht ‚Rößlein‘ klagen lassen. Dasselbe gilt nachher.“ Immermann beließ es bei der alten Fassung.

III. Balsamine (S. 81—106).

V. 2085 ff. Vgl. zu Bd. 3, S. 429, Z. 11 dieser Ausgabe.

V. 2113 ff. Vgl. den Begriff der „romantischen Ironie“.

V. 2135 ff. Vgl. zu V. 219 ff.

V. 2231 ff. In „Gullivers Reisen“ (Swift, S. 155; 2. Reise, Kap. 7) bedient sich der Held im Riesenlande zum Lesen von Büchern einer „hölzernen Maschine von fünfundzwanzig Fuß Höhe, welche wie eine Doppelleiter verfertigt“ ist und aus einem „beweglichen Treppenpaar“ besteht.

V. 2247. Dazu Heine, S. 273: „Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

,Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch augenblicks verwitternd.“

Versteht sich, statt des ‚duftenden‘ Flickworts ist jedes andre ebensogut, doch das Wort ‚verwittern‘ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.“

V. 2256. ff. Parodie der Brautnacht zwischen Gunther und Brunhilde im „Nibelungenliede“, 10. Abenteuer (übersetzt von K. Simrock, S. 107 ff.; 56. Aufl., Stuttg. und Berl. 1902).

V. 2300. Eine Folio-Ausgabe von Jakob Böhmes Schriften gibt es freilich nicht; in solchen Kleinigkeiten motiviert Immermann nicht selten ganz unbesorgt (Boxberger, Bd. 12, S. 94, Anm. 1).

V. 2341 ff. So steigt auch Brentanos „Schneider Siebentot“ in eine leere Rüstung: „Märchen“, Bd. 1, S. 307 f.

V. 2344. Vgl. „Wallensteins Tod“, V. 3816: „O Gräfin Terzky, muß’ es dahin kommen?“

V. 2440. Heine (S. 273) äußerte sich zu diesen Versen: „Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung

der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.“ Immermann teilte dies Bedenken nicht und ließ es beim alten.

V. 2460 ff. „Vogelmessingkäfigt.“ Die Annahme („Gedächtnisschrift“, S. 82; Walzel, a. a. O., S. 380, verhält sich zurückhaltend) liegt nahe, Immermann habe bei diesem Motiv den in seinem langjährigen Amtssitze Münster am Turm der Lambertikirche aufgehängenen Käfig im Sinne gehabt, der einst die gefangenen Wiedertäufer beherbergt hatte; dieser Käfig wird in der deutschen Literatur oft erwähnt, z. B. schon in Fischarts „Flöhhatz“, V. 4075 ff. Übrigens hängen auch in der Stadt Ruechenstein nahe bei Seldwyla, wo Gottfried Kellers „Dietegen“ angesiedelt ist, derartige „eiserne Käfige . . . auf den Türmen“ (Kellers „Gesammelte Werke“, Bd. 5, S. 181). Das Motiv kann auch sehr wohl bloß literarischer Herkunft sein. Auch Cervantes steckt seinen „Don Quixote“ (Bd. 1, S. 522) in einen solchen Käfig. Und Swifts „Gulliver“ wird im Riesenlande (Swift, S. 119: 2. Reise, Kap. 3) von seiner Pflegerin Glumdalclitch in einer Schachtel vor ein offenes Fenster gesetzt und befürchtet in Kap. 8 desselben Buches (a. a. O., S. 158), eine Nachkommenschaft zu erzielen, „die man wie zahme Kanarienvögel in Käfigen würde verwahrt“ haben. Und endlich sei noch auf folgende Stelle in dem Volksbuche „Fortunat und seine Söhne“ (wiedererzählt von Gustav Schwab, S. 10; Leipz., Reclam, o. J.) hingewiesen: „So hat nun der Graf geschworen, und der Kanzler hat es gehört, er wolle dir einen eisernen Vogelbauer machen lassen, da sollst du drin gefangen sitzen, wie ein Canarienvogel oder eine Nachtigall, und sollst nichts als Zuckerbrot zu essen kriegen . . . und da will er dich aufhängen lassen, zu oberst auf dem Boden des Schlosses . . .“ In den Fortunat-Dichtungen Tiecks und Uhlands ist dies Käfigmotiv übergangen.

Ursprünglich wollte Immermann seinen Helden statt in einen Vogelkäfig in einen Strickbeutel gesteckt werden lassen, was Beer ihm ausredete: Beer, S. 112 f. und 120. An der letzteren Stelle schreibt Immermann dem Freunde unter dem 7. Dez. 1829: Ihre Bemerkungen werde ich gewissenhaft benutzen; die mit dem Strickbeutel geht mir freilich hart ein, da der Held ohne Schmach, wie Sie selbst anerkennen, nicht apotheiosirt werden kann, und die Schmach nach der Ökonomie des Ganzen doch auch etwas Komisches haben muß. Nun, wir wollen uns das Ding überlegen. Soll ich den Helden in ein Vogelbauer setzen, oder in einem Strumpfbande geschnürt vor dem Fenster aufhängen lassen? Draußen muß er denn doch einmal hängen, sonst kann ihn die Wolfe nicht sehen, und die ganze Lösung des Knotens fällt über den Haufen. Man denke auch an den Nußknacker im Ridikul im „Münchhausen“: Bd. 1, S. 80, Z. 17 f. dieser Ausgabe.

V. 2523. Dazu Heine, S. 275: „Verwerflicher Vers. Das ‚der‘ als lang zwischen ‚sich‘ und ‚Luft‘, die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.“ Wieder einer der Fälle, wo Immermann sich der besseren Einsicht nicht fügte.

V. 2603 ff. Vgl. Heine, S. 276: „Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirtschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße [d. h. die Versfüße] sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blütenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske Inohnmachtfallen des verliebten Elfehens!“ Heines sich weiter anschließende Bemerkungen sind in den Lesarten zu V. 2708 bis 2715 abgedruckt. Über elfenhafte Elemente in anderen Immermannschen Dichtungen vgl. Deetjen II, S. 140 ff. Als Nr. 1 und 2 verzeichnet der Katalog von Immermanns Privatbibliothek Wolffs „Mythologie der Feen und Elfen“. Auch in obiger Stelle mag wieder Anlehnung an Wieland vorliegen, in dessen ja auch für den „Münchhausen“ herangezogenen „Don Sylvio von Rosalva“ (Bd. 1, S. 211; Leipz. 1772) auch ein mit zwölf Paradiesvögeln bespannter Muschelwagen erscheint, wie so oft in den „Contes des Fées“.

V. 2608. Die Johannismacht spielte schon in den „Cardenio“ hinein (Deetjen II, S. 188), vom Johannistage ist in den „Wundern im Spessart“ die Rede (Bd. 2, S. 99, Z. 3 dieser Ausgabe).

V. 2706. Dschinnistan (auch Bd. 1, S. 451, Z. 17 dieser Ausgabe), das Land der Feen, ist besonders aus „Tausendundeiner Nacht“ bekannt. Vgl. ferner „Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geister-Mährchen, theils neu erfunden, theils neu übersetzt und umgearbeitet“ (Winterth. 1786—89, 3 Bde.): herausg. von Wieland, Fr. Hildebrand, v. Einsiedel und J. A. Liebeskind. In der Romantik spielt Dschinnistan natürlich eine große Rolle, so z. B. in E. T. A. Hoffmanns „Klein Zaches“ („Sämtl. Werke“, Bd. 5, S. 15 f.).

V. 2723. Die alte Form „rauch“ für „rauh“ findet sich z. B. Bd. 2, S. 344, Z. 26 dieser Ausgabe zur Bezeichnung der bärtigen Gesichter der Ziegen auf dem Helikon.

V. 2804. Vgl. Schillers „Maria Stuart“, V. 2425 f.: „... ich Kann sagen, ich bin besser als mein Ruf.“

V. 2812. Von der „Fabel“ im Sinne eines fabelhaften Aufzugs spricht auch die Zueignung zum „Merlin“, die wiederum, wie dort gezeigt, sich mit dem Prolog zu Tiecks „Kaiser Octavianus“ berührt; vgl. zu V. 143 ff. in Bd. 4, S. 461 dieser Ausgabe.

V. 2826 ff. Anklang an Schillers „Jungfrau von Orleans“, V. 2519 ff.

Andreas Hofer, der Sandwirt von Passieier (S. 107—214).

Einleitung des Herausgebers (S. 109—114).

S. 109, Z. 3. „Memorabilien“: S. 435, Z. 11 ff. dieses Bandes.

Z. 5 ff. Vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 67.

Z. 21 ff. Vgl. die eindringliche Untersuchung: Heinrich Röttinger, Über die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tyrol, im

„Euphorion“, Bd. 7, S. 78—96 (1900). Hier werden eingangs sowohl Bartholdys wie Hormayrs Werk (als sachlich wenig zuverlässig und tendenziös) charakterisiert, auch Immermanns bewußte und durch Versehen und Flüchtigkeit entstandene Abweichungen von seinen Quellen und von der Geschichte besprochen. Den geschichtlichen Charakteren gegenüber verhält der Dichter sich (gemäß den Forderungen der „Hamburgischen Dramaturgie“) treu.

S. 109, Z. 26f. Immermann besaß selbst Bartholdys Werk; der handschriftliche Katalog seiner Bibliothek in Weimar verzeichnet es unter Nr. 956. Heine spricht über das „geistreich und schön geschriebene Buch“ in den „Reisebildern“: „Werke“, Bd. 3, S. 233f. Über den Anteil Bettinas v. Arnim an diesem Werke handelt L. Geiger im „Euphorion“, Bd. 9, S. 125ff. (1902), wo auch auf Immermanns Benutzung Bezug genommen wird.

S. 110, Z. 19. Vgl. Heine, Bd. 3, Z. 227. Der Wirt, der Heine Immermanns „Trauerspiel in Tirol“ vorwies, scheint derselbe zu sein, den Goethe in der „Italienischen Reise“ erwähnt: Heinemann, Bd. 14, S. 25, Z. 28 (nebst zugehöriger Anmerkung am Schlusse des Bandes). — In der „Romantischen Schule“ schreibt Heine (Bd. 5, S. 258): „Karl Immermann, der jetzt unser größter dramatischer Dichter ist . . .“. Vgl. auch folgenden Brief an Immermann: „Ihren ‚Friedrich‘ habe ich mit Entzücken gelesen. Er ist mir unendlich lieber als der ‚Hofer‘, den ich, so hoch ich ihn verehere, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe“ („Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 361; Hamb. 1863).

Z. 28ff. Dieser Brief Hormayrs an Immermann (vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 156f.) befindet sich bei des letzteren Nachlaß in Weimar, und zwar in Faszikel 100 (N 100). Immermann führt den Verfasser seiner Hauptquelle selbst mit Namen in das Drama ein (S. 122, Z. 1), in der Weise also wie Schiller im „Tell“ Johannes Müller ein kleines Denkmal gesetzt hat. Mit seinem „Österreichischen Plutarch“ (Wien 1807—09) hat Hormayr auch für Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende“ eine Quelle geliefert.

S. 111, Z. 11ff. Vgl. auch Platens Brief an Fugger vom 28. Februar 1828, der über den „Romantischen Ödipus“ handelt: „Etwas Ähnliches existiert nicht leicht in einer Sprache. Übrigens ist es kein Werk der Rache, und es ward früher geschrieben, als ich von dir die Epigramme Immermanns erhielt. Der Armselige wird sie theuer bezahlen müssen! Übrigens werde ich auch diese benutzen, und auch Heine soll seine Salve bekommen. Doch möchte ich dazu noch Einiges von ihm wissen. Vorzüglich muß du mir etwas aus Immermanns ‚Andreas Hofer‘ mittheilen, etwas von der Handlung und einigen pikanten Unsinn. Ich brauche es zum Schluß des fünften Akts, wo ich ihn vollkommen überschnappen lasse. Der ‚Verstand‘ geht nämlich ab, nachdem er seine Iamben abgefeuert. Das Publikum bemerkt, er wäre noch gröber

Als ein Tyrolerjäger aus dem Zillerthal.

Darauf soll nun Nimmermann aus seiner Tyrolertragödie Einiges faseln, und immer mehr in einen komischen Wahnsinn versinken, bis er endlich ganz schmelzend ausruft:

Dieß sing' ich dir, mein Heine, Samen Abrahams!“

(„Platens Nachlaß“, Bd. 2, S. 87.) — Ferner Platen an Fugger, 12. März 1828: „Ich danke dir für die Mittheilungen aus dem ‚Hofer‘. Wie heißt denn der Titel des Stücks? Einzelheiten wären mir freilich lieber gewesen; denn diese Gattung Tragiker haben gewöhnlich Einfälle, daß auch der verwegenste Komiker ihnen nicht gleich kommen kann.“ („Platens Nachlaß“, Bd. 2, S. 98f.)

S. 111, Z. 22. Diese „Variante“ abgedruckt bei Boxberger, Bd. 17, S. 148 ff.

Z. 23. Über eine Parodierung seines „Hofer“ durch Wilh. Schlegel (wieder abgedruckt in Schlegels „Sämtlichen Werken“, Bd. 2, S. 365 ff.) vgl. zu Bd. 3, S. 208, Z. 11 dieser Ausgabe und besonders Boxberger, Bd. 10, S. 134.

Z. 31. Heine schreibt (Hamburg, den 17. Nov. 1829) an Immermann: „... gestern Abend Ihr Trauerspiel, bei gutbesetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beifall aufgenommen...“ („Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1, S. 359; Hamb. 1863); vgl. auch ebenda, S. 361 ff., 366. Eine weitere Aufführung dieser ersten Fassung fand auch in Braunschweig statt: Boxberger, Bd. 19, S. 109 ff.

S. 112, Z. 1. Daß er Etschmann nicht antraf, bedauerte Immermann nicht sonderlich (Boxberger, Bd. 10, S. 245), und zwar aus demselben merkwürdigen Grunde, mit dem er sich darüber tröstete, in Weimar Goethe nicht gesehen zu haben, der ihm sonst vielleicht nur sein Konzept zum Klingsor des „Merlin“ verrückt hätte (Holtei, Bd. 2, S. 53).

Z. 22. Zur Aufnahme des „Hofer“ vgl. „Literarische und kritische Blätter der Börsen-Halle“, Nr. 1014 (Hamb. 1835): Wienbarg. Ferner Dav. Friedr. Strauß' „Gesammelte Schriften“, Bd. 2, S. 174 ff., und Laubes „Ausgewählte Werke“, herausg. von Houben, Bd. 5, S. 190 und 197 ff. (Aufführung in Wien 1863), S. 204 und Bd. 6, S. 84.

S. 113, Z. 5. „Prosaszenen“: also wie Shakespeare, wie Kleist im „Käthchen von Heilbronn“.

Z. 5 ff. Abweichungen: „Die Stellen, an welchen das Schwert und der Engel vorkommen, bleiben weg, wenn auch nicht in dem Umfange wie in der ‚Variante‘; die Erzählung Hofers von seinem Traume und die Deutung Haspingers werden wieder aufgenommen. Kolb verschwindet völlig aus dem Stücke; die Verbindlichkeit Raynouards gegen Hofer wird anders begründet. Donays unheilvolle Tätigkeit erscheint auf den schließlichen Verrat beschränkt. Es fallen somit auch die Zwistigkeiten der Führer in Innsbruck aus. Das Briefmotiv wird wesentlich vereinfacht: der Brief, den im ‚Trauerspiele‘ widrige Zufälle dem Sandwirte vorenthalten haben, existiert im ‚Hofer‘ gar nicht; es bedarf somit auch nicht mehr des Ehebruchs und der

Rache Elsis. Während der Dichter diese hob, setzt er Metternich und Eugen über Gebühr herab. Es war tatsächlich bereits im Oktober von Wien ein Brief an Hofer mit der Mahnung zur Ruhe abgegangen, und Eugen hatte nie nötig gehabt, ihn zu belügen.“ („Euphorion“, Bd. 7, S. 93.)

Z. 8f. Der Dichter verwirft die ältere Fassung ausdrücklich: Boxberger, Bd. 19, S. 109f.

Z. 10 ff. An Hitzig: „Berliner Taschenbuch“, herausg. von Kletke, Duncker und Haenel, S. 177—186 (Berl. 1843).

Z. 14 ff. Zur Düsseldorfer Aufführung vgl. Fellner, Register, besonders S. 275 ff., und dazu: Holtei, Bd. 2, S. 70; Felix Mendelssohns Brief an seinen Vater vom 28. Dezember 1833 und H. H. Houben, Emil Devrient, S. 21 und 299 (Frankf. a. M. 1903). Auch in Leipzig fand, wie mich Deetjen freundlich belehrt, noch eine Aufführung statt; vgl. darüber „Jahrbücher für Drama etc.“, herausg. von Willkomm und Fischer, Jahrg. 2, S. 123 (1839). Paul Lindau hat das „Trauerspiel in Tirol“ mit Benutzung des „Andreas Hofer“ für die Bühne bearbeitet: Meyers „Volksbücher“, Nr. 1106/07.

S. 114, Z. 1. Vgl. auch Adam Müller, Aus Speckbachers Leben, in der „Zeitung für die elegante Welt“, Jahrg. 1817, Nr. 80f.

Z. 30 ff. „Raupach“: vgl. Bd. 1, S. 48, Z. 11 f. dieser Ausgabe.

Z. 32. Ich schließe hier ein paar allgemeine Notizen über den Stoff des „Hofer“ in der Literatur an. Immermanns „Hofer“ hat Wilhelm Gärtners „Andreas Hofer“ (1845) beeinflußt, den eine Kritik Friedrich Hebbels in Rötchers „Jahrbüchern für dramatische Kunst und Literatur“ vom Jahre 1847 charakterisiert (vgl. „Sämtliche Werke“, herausg. von Werner, Bd. 11, S. 277 ff.; Berl. 1903), ohne indessen auf das Vorbild einzugehen; Hebbel findet Hofers Person mit Recht undramatisch. Die bekannteste Behandlung des Stoffes stellt Berthold Auerbachs Prosaschauspiel „Andree Hofer“ vom Jahre 1850 dar. In einem interessanten Brief an Hermann Hettner vom 29. Mai 1850 verbreitet sich Gottfried Keller („G. Kellers Leben“, herausg. von Bächtold, Bd. 2, S. 109 f.; Berl. 1892) anlässlich Auerbachs Schauspiel über den Stoff und die Person Andreas Hofers, den er gleichfalls als einen „politischen Kretin“ für ganz undramatisch erklärt. Das bekannteste Hofer-Gedicht ist das Mosensche „Zu Mantua in Banden“, neben dem diejenigen von Theodor Körner, Max von Schenkendorf und Rückert zu nennen sind. Hauff plante einen Roman über die Tiroler Kämpfe des Jahres 1809. Von anderen Dichtern, die den Stoff angegriffen haben, seien nur noch Hebel, Paul Pfizer, Graf Alexander von Württemberg, Seidl, Heinrich Stieglitz und die Gräfin Ida Hahn-Hahn genannt. Im übrigen vgl. Koch, Bd. 1, Abt. 1, S. 126, und „Euphorion“, Bd. 7, S. 79, Anm. 3, wo weitere Nachweise zu finden sind. Die namhafteste Darstellung des Stoffes durch die bildende Kunst ist Defreggers Gemälde, das Hofer vor seiner Hinrichtung von den Genossen Abschied nehmen läßt.

S. 115, Z. 4ff. Diese Szene gleicht der zwischen Stauffacher und seinem Weibe im „Tell“, Aufz. 1, Szene 2.

Z. 18ff. Durch diese Prosa lugt schon der Vers hervor; so sind Z. 18 *W*erft bis *W*eg! oder S. 116, Z. 6f. *W*o bis *w*eg. regelrechte fünf-
füßige Iamben.

S. 117, Anm. 1. Vgl. Hormayr, S. 326, 333, 339.

Anm. 2. Über Chasteler: Hormayr, S. 156.

Anm. 3. Über Schmidt: Hormayr, S. 139, 142.

S. 118, Z. 21f. „Die weißen Röcke, die roten Hosen“ der Österreicher: vgl. Boxberger, Bd. 10, S. 19, und Heine, Bd. 3, S. 238.

Z. 23. „Latein'sche Schützen“ bedeutet unzuverlässige Schützen, die im Augenblick des Handelns versagen. Über den verwandten Begriff „lateinischer Reiter“ vgl. z. B. Goethes „Dichtung und Wahrheit“: Heinemann, Bd. 12, S. 471, Th. G. v. Hippel, Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, Bd. 1, S. 41 (Leipz. 1860), Gutzkows „Werke“, Bd. 7, S. 3, und Fritz Reuter, Sämtliche Werke, Bd. 2, S. 198, und Bd. 5, S. 261 (Wismar 1902).

S. 119, Z. 1. Der Vers hat nur 4 Hebungen.

S. 122, Z. 23ff. „*Impossible n'est pas un mot français*“: in Napoleons „Correspondance“, Bd. 25, S. 479 (Paris 1868); vgl. dazu Büchmann, S. 347f.

S. 124, Z. 20. Brigand war das Schmähwort der Franzosen für ihre Gegner und wurde später unter den Landesverteidigern zu einem Ehrentitel (Herm. Friedländer, Ansichten von Italien, Bd. 1, S. 37; Leipz. 1819). Also eine ähnliche Bezeichnung wie der Name „Geusen“ in den Niederlanden.

Anm. 1 Wiltau: Hormayr, S. 61.

Anm. 2. Eisenstecken: Hormayr, S. 222ff.

S. 125, Anm. 1. *Le Général Sanvir*: Hormayr, S. 322.

S. 128, Z. 16. Haspinger, der „Rotbart“: Hormayr, S. 222.

S. 132, Z. 13ff. Dieser Schlachtbericht ganz nach der Weise Schillers: „Wallensteins Tod“ (Aufz. 4, Auftr. 10), „Jungfrau von Orleans“ (Aufz. 1, Auftr. 9).

Z. 19ff. Immermann schließt sich hier eng an Hormayrs Darstellung an, bei dem es S. 360 heißt: „Die Tiroler hatten viele Lerchenbäume gefällt und verbunden, die Zwischenräume mit Erde gefüllt, und darüberhin großes Steingerölle übereinander getürmt, das auf jenen Bäumen über dem steilen Abhange ruhte. Eben drang eine starke Kolonne im Sturmschritt gegen die Brücke. Die zähen Zweige, welche die ganze Last hielten, wurden nun plötzlich abgehauen, der Berg fing an zu wandeln, mit dumpfen [so] Donner und Wolken von Staub, und dann war Totenstille in dem schwülen Sommermittag, nun wieder einen Augenblick der kurze Schrei aller der Unglücklichen, die entweder unter der Last begraben, oder über die schmale Straße hinunter in den Strom geschleudert wurden, das Gepressel des Hinuntersturzes in den Eisack, das Branden und Auf-

plätschern des plötzlich aufgehalteneu, und darob selbst erschrockenen Waldstroms.“

S. 136, Z. 18. Teimer: Hormayr rühmt ihn an mehreren Stellen sehr.

Anm. 3. Immermann spricht von dieser Begebenheit auch im „Blick ins Tirol“ (Boxberger, Bd. 10, S. 239).

S. 137, Anm. 1. Der Aufruf ist abgedruckt bei Hormayr, S. 64—76.

S. 138, Z. 23. Immermann schließt die Aufzüge und zuweilen auch einzelne Auftritte und Reden gern mit Reimversen, wie Schiller: vgl. S. 149, Z. 20 f., S. 199, Z. 11 ff., S. 206, Z. 31 f. und S. 207, Z. 4 f. Auch längere Reimpartien schieben sich ein: S. 148, Z. 20 ff.

Z. 27 ff. Vgl. „Wallensteins Tod“, 3. Aufzug, 10. Auftritt, wo Wallenstein Buttler mit den Worten begrüßt: „Komm an mein Herz, du alter Kriegsgefährte! So wohl tut nicht der Sonne Blick im Lenz Als Freundes Angesicht in solcher Stunde.“

Z. 34 ff. Die Wahl Hofers zum Oberkommandanten ist (zumal in der Fassung des „Trauerspiels in Tirol“) der Karl Moors zum Hauptmann nachgebildet: Schillers „Räuber“ (die auch sonst den Bau des „Trauerspiels“ beeinflußt haben), Akt 1, Szene 2.

S. 140, Z. 6. Anklang an Schillers „Jungfrau von Orleans“, die im 1. Akt zu Anfang des 10. Auftritts sagt: „An diesen Größeren bin ich gesendet.“

Z. 27. So berechnet Hormayr (S. 374) die Streitkräfte.

S. 141, Z. 10. „Ein Bayerschwert“. Vgl. dazu „Blick ins Tirol“: Boxberger, Bd. 10, S. 243 f.

S. 144, Z. 24. Eine Strecke, die Immermann oft genug zurückgelegt hat; vgl. auch „Münchhausen“: Bd. 1, S. 45, Z. 20 f. dieser Ausgabe.

Z. 31. „Tschilfes und Tschöfes“: eine der Immermannschen Flüchtigkeiten bei Benutzung seiner Quellen; die Orte heißen Stilfes und Tschöfes.

S. 148, Z. 30 ff. Vgl. „Faust“, V. 3650 f.

S. 152, Anm. 1. Immermann bezeichnet das Monument im „Blick ins Tirol“ (Boxberger, Bd. 10, S. 241) als unbedeutend.

S. 155, Z. 15. „Mit Weibern scherzte er gern“, berichtet Hormayr (S. 54) von Hofer.

S. 157, Z. 20. Das Beiwort „geck“ begegnet mehrfach bei Immermann, z. B. Bd. 2, S. 229, Z. 16, und S. 333, Z. 1 dieser Ausgabe, ferner Boxberger, Bd. 8, S. 70 und 97.

S. 158, Z. 28. Anklang an das Wort „Ich wollte, es würde Nacht, oder die Preußen kämen“, das Wellington am 18. Juni 1815 bei Waterloo ausgerufen haben soll (vgl. dazu Büchmann, S. 591); Immermann befand sich damals selbst unter diesen „Preußen“.

S. 159, Z. 13. Von den Gebrüdern Rainer spricht auch Heine im 3. Bande der „Reisebilder“ („Werke“, Bd. 3, S. 236), und

eingehender der von ihnen „entzückte“ Ernst Rietschel in seinen „Jugenderinnerungen“, S. 75 (Wiesb. 1904). Literarisch ist ihre Einführung in das Drama zurückzuführen auf die in den Hermannsschlacht-Dramen Klopstocks und H. v. Kleists (Akt 5, Auftr. 14) auftretenden Barden. Der Vierzeiler S. 162, Z. 4 ff., schon bei Bartholdy, S. 48. Ähnlich auch in Eichendorffs „Schloß Durande“ („Werke“, Bd. 2, S. 165).

S. 159, Z. 19 ff. Diese Szene ist der fünften im 4. Aufzug von Schillers „Piccolomini“ nachgeahmt, wo Neumann und der Kellermeister den Pokal Friedrichs von der Pfalz bewundern.

Anm. 1. Die Proklamation bei Hormayr, S. 238; über das Herz Jesu-Fest vgl. ebenda, S. 249.

S. 161, Z. 24. Hormayr (S. 364) erwähnt den „hochbuschichten, reich gallonirten, weithin schimmernden Federhut“ des Herzogs.

S. 162, Z. 25. Vgl. Schillers „Tell“, V. 1160.

S. 163, Z. 5 ff. Fleury spielt hier die Rolle Montgomerys im 6. Auftritt des 2. Aufzugs der Schillerschen „Jungfrau von Orleans“. Die folgenden Szenen mit den fliehenden Soldaten, denen der Feldherr sich umsonst entgegenstellt, entsprechen dem 5. Auftritt in demselben Aufzuge des Schillerschen Dramas; vgl. auch ebenda den 6. Auftritt des 3. Aufzugs.

S. 166, Z. 16 f. So endete Varus nach der Niederlage im Teutoburger Walde (9 v. Chr.).

Z. 25. Auch diese Szene beruht auf Hormayrs Darstellung.

Anm. 1. Vgl. Hormayr, S. 98.

S. 168, Z. 5. Graf Mohr: Hormayr, S. 247 und 376.

Z. 29. Graf Arco: Hormayr, S. 377, und ebenda, S. 37 und 129.

S. 169, Anm. 1. Hormayr, S. 379 und 115.

S. 171, Anm. 1. Bei der Darstellung Metternichs hatte Immermann vielleicht Schilderungen seines Freundes Kohlrausch vor Augen, der jenen persönlich kennen gelernt hatte (vgl. Kohlrausch, S. 73). Immermann verschaffte sich damals auch ein Bild Metternichs, das er in seinem Arbeitszimmer aufhängte; es heißt darüber in einem ungedruckten Brief an Bruder Ferdinand vom 11. April 1833: „So hat z. B. Metternichs Bosheitsgeißel, welches ich in den letzten Wochen bei der Umarbeitung des Hofer immer vor Augen zu haben wünschte, unter unsrer guten Mutter seine Stelle nehmen müssen. Man halte dazu etwa Grillparzers Äußerungen über Metternich, so seine historische Studie „Fürst Metternich“ (1839): „Werke“, herausg. von R. Franz, Bd. 5, S. 390 ff. (Leipz. und Wien o. J.). — Die Szene gleicht der zwischen Oktavio und Max in den „Piccolomini“, Aufz. 5, Auftr. 1. Über das Verhältnis zwischen Legationsrat und Chef vgl. auch Bd. 1, S. 260, Z. 1 ff. dieser Ausgabe.

S. 172, Z. 2. Über den Begriff des „Gotischen“ vgl. S. 420, Z. 20 dieses Bandes und die dazugehörige Anmerkung am Schlusse.

S. 179, Z. 14 f. Verjöhnt Eheleute: nach Hormayr, S. 54.

S. 180, Z. 29. „Seidne Teufel“. Vgl. dazu die „seidnen Knechte“ in den „Epigonen“ (Bd. 3, S. 352, Z. 2 dieser Ausgabe), die „seidnen Buben“ in Goethes „Götz“ (Heinemann, Bd. 7, S. 61, Z. 5), die „jungen seidnen Herren“ in seinen „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (Heinemann, Bd. 10, S. 266, Z. 26f.) und ähnlich „Hermann und Dorothea“, Ges. 2, V. 211f.; ferner etwa den „seidnen Pöbel“ und die „seidnen Buben“ bei Heine: „Werke“, Bd. 1, S. 396, und Bd. 2, S. 268.

S. 182, Z. 12. Dieser Vizekönig von Italien ist derselbe Eugen Beauharnais, den der „Münchhausen“ erwähnt: Bd. 1, S. 250, Z. 23 dieser Ausgabe.

S. 187, Z. 8. „Joseph“ ist die beliebte Oper Méhuls vom Jahre 1807.

Z. 33ff. Diese Szene gleicht in der Anlage und in mancher einzelnen Wendung der zwischen Wallenstein und Wrangel („Wallensteins Tod“, Aufz. 1, Auftr. 5).

S. 190, Z. 18. „Es bricht der Wolf, o Deutschland, in deine Hürde ein . . .“ schließt der 1. Auftritt des 1. Akts von Kleists „Hermannsschlacht“.

S. 192, Z. 6. „wichtig“ natürlich im Sinne von gewichtig, vollwichtig.

S. 196, Z. 16. Vgl. Goethes „Tasso“, V. 527: „So laßt mich denn beschämt von hinnen gehn!“

S. 199, Z. 29. „Proklam“ ist die in Österreich durchaus gebräuchliche Form. Vgl. z. B. auch „Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. Briefwechsel“, herausg. von Raich, Bd. 1, S. 355 (Mainz 1881).

S. 200, Z. 2. Rest der Kolb-Rolle im „Trauerspiel in Tirol“.

S. 202, Z. 10ff. Anklang an Bürgers „Lenore“.

S. 204, Anm. 1: Hormayr, S. 448. Über Donays Verrat vgl. ebenda, S. 435 und 449.

S. 205, Anm. 1: Hormayr, S. 449 und 452. Bei Bartholdy kommt Raynouards Name gar nicht vor.

S. 209, Z. 32. Erst im Jahre 1823 wurden Hofers Gebeine von Mantua nach Innsbruck überführt, um dort feierlich beigesetzt zu werden. Sein Denkmal in der Hofkirche besteht seit 1834.

S. 211, Z. 8. Hofers letzten, an Pühler in Neumarkt gerichteten Brief hat Immermann in seinem „Blick ins Tirol“ am Schluß abgedruckt: Boxberger, Bd. 10, S. 254f.

Z. 23. Johann Hofer wurde in Wahrheit mit seinem Vater zusammen gefangen genommen. Der Bericht bei Hormayr, S. 450.

Z. 29. Vgl. Ev. Matthäi, Kap. 26, V. 55. In Hofers Sprache finden sich mehrfach biblische Anklänge (z. B. auch S. 213, Z. 21f.).

S. 212, Z. 18. Zu Mantua wurde Hofer am 20. Februar 1810 erschossen.

Memorabilien. Erster Teil (S. 215 — 436).**Einleitung des Herausgebers (S. 217 — 222).**

S. 217, Z. 4. Benvenuto Cellini: nach Goethes Übersetzung (Heinemann, Bd. 27, S. 18); vgl. auch Goethes Aufsatz „Entstehung der biographischen Annalen. 1823“ (Heinemann, Bd. 13, S. 414), wo Goethe dieselben Worte in bezug auf sein eigenes Unternehmen zitiert.

Z. 15 ff. Vgl. Bd. 4, S. 113 ff. dieser Ausgabe.

Z. 27. „Tagebuch“: Putlitz, Bd. 2, S. 121; das Wort Geheimnis ist nur bei Putlitz gesperrt, nicht in der Originalhandschrift (N 91, Blatt 74^bf.). Überhaupt bedürfen die Auszüge bei Putlitz stets der Nachprüfung; so ist besonders oft manches stillschweigend ausgelassen worden, was auf die Gräfin Ahlefeldt Bezug hat.

S. 218, Z. 21 ff. „Zu Heinrich Laube“: vgl. „Deutsche Pandora“, Bd. 4, S. 41.

S. 219, Z. 25. Eine Kritik der „Memorabilien“ findet sich in den „Blättern für literarische Unterhaltung“, Jahrg. 1841, Nr. 141 (21. Mai) ff. Hebbel äußert sich gelegentlich über die „Memorabilien“: „Sämtliche Werke“, herausg. von Werner, Bd. 11, S. 24 u. 36.

Ein im Nachlaß liegender Zettel Immermanns vermerkt: Freie Exemplare der Memorabilien sind zu vertheilen an

- 1) die Gräfin [Ahlefeldt]
- 2) Müller [den Kanzler Müller in Weimar]
- 3) Laube
- 4) Gutzkow
- 5) Edermann
- 6) Freiligrath
- 7) Häring [Willibald Alexis]
- 8) Ebermann [Düsseldorfer Kollege]
- 9) Zief.

S. 220, Z. 11 ff. „Dichtung und Wahrheit“: vgl. S. 364, Z. 30 dieses Bandes und Putlitz, Bd. 1, S. 171 u. 276. Über die Angleichung der „Knabenerinnerungen“ an Goethes Lebensbeschreibung vgl. Bd. 1, S. 14* dieser Ausgabe.

S. 221, Z. 11. Gerade als Immermann seine „Memorabilien“ verfaßte, schrieb auch Heine an seinen vielberufenen, verloren gegangenen „Memoiren“.

S. 223, Z. 23 f. Vgl. Bd. 1, S. 44, Z. 5 ff. dieser Ausgabe.

S. 225, Z. 23 ff. Vgl. auch S. 232, Z. 3 ff., und zu Bd. 3, S. 404, Z. 28 ff. dieser Ausgabe.

S. 226, Z. 12. Ablehnung der „Altdeutschen“ auch in den „Epigonen“: Bd. 3, S. 349, Z. 26 ff. dieser Ausgabe nebst Schlußanmerkung.

S. 227, Z. 3. Vgl. „Die Epigonen“: Bd. 3, S. 346, Z. 31 ff. dieser Ausgabe nebst Schlußanmerkung.

S. 231, Z. 29. Den Numantiner-Krieg erwähnt Immermann öfters, z. B. Bd. 4, S. 133, Z. 26, und S. 446, Z. 2 dieser Ausgabe.

S. 232, Z. 29f. Das polnische Nationallied: „Noch ist Polen nicht verloren“ ist eine Übersetzung des von einem unbekanntem Verfasser stammenden Dombrowski-Marsches „Jeszcze Polska nie zginęła“, zuerst gesungen von der polnischen Legion, die Dombrowski 1796 unter Napoleon in Italien sammelte. Vgl. A. Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Deutsche Ausgabe, Bd. 2, S. 258, 269, 324 (Leipz. 1843). Vgl. auch Hebbels „Noch ist Polen nicht verloren“ überschriebenes Gedicht („Sämtliche Werke“, herausg. von Werner, Bd. 7, S. 216ff.; Berl. 1903).

S. 233, Z. 12ff. und Z. 25ff. Immermanns Niebuhr-Zitate gehen zurück auf das Werk „Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr“ (Hamb. 1838—39, 3 Bde.). Der Z. 26 verzeichnete Brief findet sich Bd. 1, S. 563, doch zitiert Immermann, wie so oft, nicht wortgetreu; so steht z. B. Z. 33 „geschickter“ statt „einsichtsvoller“ bei Niebuhr. Immermann äußert sich über ihn auch im „Reisejournal“ und in „Ahr und Lahn“ (Boxberger, Bd. 10, S. 47 und 261) sehr achtungsvoll, nicht minder gelegentlich in Briefen: vgl. z. B. Putlitz, Bd. 1, S. 298. Sein Bibliothekskatalog verzeichnet Niebuhrs „Leben und Briefe“ (wohl obiges Werk) unter Nr. 768—770, seine „Römische Geschichte“ unter Nr. 771—774.

S. 236, Z. 8f. Es handelt sich um die „Fränkische Reise“ vom Herbst 1837: Boxberger, Bd. 10, S. 5ff., und Freiligrath, S. 155ff.

Z. 16f. Zu „Eisenbahnen“ und „Dampf“ vgl. zu „Tulifantchen“, V. 1630ff. (S. 445ff. dieses Bandes), und zu den „Epigonen“, Bd. 4, S. 265, Z. 28.

S. 237, Z. 25f. Die „Dreißig Millionen“ spielen in der Zeitliteratur eine Rolle. Im „Dithyrambus“ (Boxberger, Bd. 11, S. 316) redet Immermann Deutschland an: „Nach der vierten Auflage von Stein Hast Du über dreißig Millionen Seelen . . .“ Vgl. auch Immermanns „Fränkische Reise“ (Boxberger, Bd. 20, S. 39; dagegen zu halten „Reisejournal“: Boxberger, Bd. 10, S. 96, und Beer, S. 209) und „Deutsche Pandora“, Bd. 4, S. 41. Vgl. ferner etwa A. v. Arnim: „Sämtliche Werke“, Bd. 1, S. XV; Börne: „Gesammelte Schriften“, Bd. 4, S. 50; Heine: „Sämtliche Werke“, Bd. 4, S. 513, und Bd. 7, S. 75.

S. 240, Z. 10. Vgl. „Gespräche mit Goethe. Von Eckermann“, herausg. von L. Geiger, S. 84 u. 132f. (Leipz., Hesse, o. J.). Über Eckermanns „Gespräche“ im allgemeinen läßt sich Immermann z. B. N 91, Blatt 84^af., aus.

S. 241, Z. 14. Aus diesem „Hausbuche“ (ein solches auch im „Pygmalion“: Boxberger, Bd. 8, S. 32), das er sich von den Seinigen aus Magdeburg schicken ließ (Putlitz, Bd. 2, S. 204), schöpft Immermann unmittelbar. Über andere Quellen unterrichtet uns sein Nachlaß in Weimar. Da ist z. B. in Mappe 120 ein Folioblatt betitelt: Geborgte Bücher, die ich aber noch einmal lesen muß zu den Memorabilien. Hierauf sind an 30 Bücher verzeichnet, unter anderm Görres'

„Teutschland und die Revolution“, der „Rheinische Merkur“, „Zeitgeist“ (wohl E. M. Arnolds „Geist der Zeit“; vielleicht auch die auf dem Wartburgfest verbrannte Rede des Fürsten Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Was ist der Zeitgeist? [Bamberg 1820], von der die Kieler Universitätsbibliothek eines der sehr wenigen erhaltenen Exemplare besitzt), „Entlarvung der sogenannten demagogischen Umtriebe von Rechtlieb“.

S. 243, Z. 8. Bei Rothensee lag die Besitzung der Großeltern des Dichters; vgl. Deetjen II, S. 10.

Z. 29f. Über den „Kommodenstil“ läßt sich Immermann auch im „Reisejournal“ und in der „Fränkischen Reise“ aus: Boxberger, Bd. 10, S. 41, und Bd. 20, S. 11.

S. 244, Z. 23. Das Buch „Magdeburgs Privilegien“ ging später in des Dichters eigene Bibliothek über (Katalog, Nr. 1079).

S. 248, Z. 32. Gegen verwandte Strömungen hat Immermann selbst gekämpft. Vgl. sein Gedicht „Humanität des Jahrhunderts“ (Boxberger, Bd. 11, S. 308ff.) und die Einleitung, die Hitzig für den Abdruck in den „Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege“ (Jahrg. 1829, Heft 5, S. 387ff.) dazu verfaßte.

S. 251, Z. 10ff. Zschokke beschreibt in seiner Novelle „Der Feldweibel“ einen Besuch König Friedrich Wilhelms I. in Magdeburg, das ja auch Zschokkes Vaterstadt war; und dabei heißt es ähnlich wie bei Immermann von Friedrich II. (S. 247, Z. 11ff. dieses Bandes): „mir ward so grauerlich und wunderlich, als käme der Herrgott selber“.

Z. 24ff. Vgl. „Münchhausen“, Bd. 1, S. 217, Z. 14ff. dieser Ausgabe.

S. 252, Z. 22. [d]rotet ist ein Immermann sehr geläufiges Wort.

S. 254, Anm. 1. Vgl. Heinemann, Bd. 7, S. 31, Z. 30ff.

S. 256, Anm. 3. Vgl. z. B. Goethes Nachlaß-Xenie Nr. 42: „Die Phaiaken [d. h. Wiener].

Wir Phaiaken, wir suchen kein Lob in Kämpfen des Geistes,

Lieben nur halter den Schmaus, Feuerwerk, Hatzen und Spiel.“ (Heinemann, Bd. 3, S. 299.)

S. 257, Z. 27. Rustan, Napoleons berühmter Leibmameluck, auch von Heine erwähnt: Bd. 6, S. 24.

S. 258, Z. 26ff. Vgl. den Stern von „Friedrichs Ehre“: „Ost und West“ (Boxberger, Bd. 19, S. 256), und „Kavalier“, V. 392.

S. 261, Z. 6f. „Küchenwagen“: auch im „Karneval“ (Boxberger, Bd. 8, S. 112) ist die Rede von den „Hühnerwagen für die Herren Generale und Kommandeure“.

S. 267, Z. 28. Zur schmachlichen Übergabe Magdeburgs vgl. z. B. Heine, Bd. 4, S. 376. In seinen „Kriegsliedern“ (Götting. 1806) hat Arnim die damaligen schmachvollen Kapitulationen der einzelnen Festungen voll Trauer und Zorn besungen. Die Schnupftuch-Anekdote verwertet Brentano („Märchen“, Bd. 1, S. 81) satirisch im „Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf“: „... sie antworteten durch einen Trompeter, daß sie sich nicht eher ergeben würden, bis ihnen das Schnupftuch in der Tasche brennte“ etc.

S. 276, Z. 19. In Immermanns Nachlaß liegen ausführliche Exzerpte aus Alletzschens Schriften, besonders seiner „Neuen Demokratie“ (N 112).

S. 277, Z. 3. Über Frau v. Staël vgl. auch Immermanns „Reisejournal“ und „Fränkische Reise“: Boxberger, Bd. 10, S. 199, und Bd. 20, S. 76. Ferner Boxberger, Bd. 11, S. 310; Bd. 3, S. 215, Z. 10 dieser Ausgabe, und Putlitz, Bd. 2, S. 273.

Z. 17. „Gentry“: vgl. Pücklers „Briefe eines Verstorbenen“, Bd. 3, S. 83: „ein Wort, das hier am besten durch Honoratioren übersetzt wird“.

S. 278, Z. 2ff. In seinen ungedruckten Tagebüchern schreibt Immermann einmal: Eugen Aram von *Bulwer*. Langweilig-intrejjant. Flug-gemein geföhrieben. (N 91, Blatt 84b). Eine Übersetzung von Dickens „Pickwickiern“ befand sich in Immermanns Bibliothek (Nr. 371—373).

Z. 29. „Kasuistik“ auch Bd. 4, S. 151, Z. 5 dieser Ausgabe.

S. 279, Z. 12. Vgl. Tacitus' „Germania“, Kap. 8.

S. 280, Z. 21ff., besonders auch S. 282, Z. 32ff. Vgl. „Münchhausen“, Bd. 2, S. 414, Z. 33ff. dieser Ausgabe.

Z. 28ff. Vgl. Immermanns Verhältnis zu Elise und Marianne, das man hier deutlich durchfühlt (Bd. 1, S. 29* dieser Ausgabe).

S. 283, Z. 6. Über Immermanns Verhältnis zu Voß vgl. auch zu Bd. 3, S. 182, Z. 24 dieser Ausgabe.

Z. 10. Über Solger vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 104, 142, 295, Assing, S. 34.

Z. 31. Dieser „große Mann“ ist natürlich Fichte.

S. 284, Z. 10ff. An Wunderkinder wie Karl Witte zu denken: vgl. „Münchhausen“, Bd. 1, S. 61, Anm. 2.

S. 285, Z. 22ff. (vgl. auch S. 286, Z. 13). Immermann hat die Spießbürgerlichkeit besonders in den „Epigonen“ und im „Münchhausen“ parodiert: Bd. 3, S. 274f., und Bd. 1, S. 20 dieser Ausgabe.

Anm. 1. Amalie v. Sybel: vgl. Putlitz, Bd. 1, S. 206.

S. 286, Z. 1ff. Geht auf Schriften wie Campes „Väterlicher Rat für meine Tochter“ (Braunsch. 1789).

Z. 9. Zur „Witwenkasse“ vgl. Boxberger, Bd. 11, S. 353.

Z. 31ff. In Immermanns ungedruckten Tagebüchern findet sich einmal die Notiz: Ich fasse den Plan, bürgerliche Schauspiele *ad modum* der Prinzessin von Sachsen zu schreiben u. diese unter falschem Damen-Namen zu verjenden.

S. 289, Z. 15. Über die westfälischen Domänenkäufer vgl. Bd. 1, S. 30, Anm. 4; ferner z. B. Heine, Bd. 3, S. 461, Goethe bei Heinemann, Bd. 3, S. 197, Anm. 1, „Aus dem Nachlaß Varnhagens“, Bd. 2, S. 192ff. (Leipzig. 1867), Treitschke, Bd. 3, S. 523 und 530.

S. 291, Z. 14. Zur „Hamlet-Stimmung“ vgl. auch die „Papierfenster“ (Boxberger, Bd. 9, S. 22): Ja, Hamlet, Du bist das Bild unjeres Lebens. u. s. w. Das geflügelte Wort „Deutschland ist Hamlet“ stammt von Freiligrath, aber gleichfalls vor diesem braucht den Vergleich z. B. auch schon Eichendorff: „Werke“, Bd. 1, S. 136.

Z. 31f. Vgl. zu Bd. 3, S. 91, Z. 30.

S. 292, Z. 11 ff. Vgl. die Verspottung des Journal-Unwesens im „Münchhausen“: z. B. Bd. 1, S. 95, Z. 10 ff. dieser Ausgabe, und ferner Boxberger, Bd. 11, S. 295 f.

Z. 12. „Petulanz“ häufiger von Immermann gebraucht; vgl. Bd. 1, S. 202, Z. 12 dieser Ausgabe, und Freiligrath, S. 97.

S. 294, Z. 28. Bei der neu aufgekommenen „Figur des reinen Reisenden“ schwebt Pückler vor, dessen „Egoismus“ (S. 295, Z. 31) berührt wird; vgl. auch S. 333, Z. 1 ff., und ferner Bd. 1, S. 256, Z. 23, und Bd. 3, S. 25, Z. 28 f. dieser Ausgabe nebst den dazugehörigen Schlußanmerkungen.

S. 296, Z. 31. Was Immermann im folgenden von den „Ver-einen“ sagt, begegnet auch in der Satire des „Münchhausen“: Bd. 1, S. 358 ff. dieser Ausgabe.

S. 297, Z. 17 ff. Über den „Verfall des Adels“ vgl. vor allem „Die Epigonen“ und Bd. 2, S. 67, Z. 14 ff. dieser Ausgabe.

S. 298, Anm. 1. Vgl. auch Boxberger, Bd. 19, S. 50.

S. 299, Z. 4. Seine Geringschätzung des „Geistreichen“ bekundet Immermann auch im „Münchhausen“, namentlich wo er von Pückler handelt.

S. 300, Z. 10. Vgl. „Münchhausen“, Bd. 1, S. 241, Z. 29 ff. dieser Ausgabe.

S. 303, Z. 18 ff. Über die Frauenemanzipation vgl. auch S. 8, Z. 36 ff. dieses Bandes, Bd. 2, S. 70, Z. 20 ff., und Bd. 4, S. 134, Z. 4 ff. dieser Ausgabe; ferner etwa Putlitz, Bd. 2, S. 281 ff., „Gedächtnisschrift“, S. 70.

Z. 25. Über Aristophanes, den er in der jüngst erschienenen genialen Übersetzung von Droysen las, verbreitet sich Immermann namentlich in den „Düsseldorfer Anfängen“. Die Übersetzung von Voß stand in seiner Bibliothek: Nr. 339—341.

Z. 31. Über die „Frauenvereine“ ergießt der Dichter namentlich im „Münchhausen“ die ganze Schale seines Spottes: Bd. 1, S. 358 ff. dieser Ausgabe.

S. 305, Z. 3 ff. Immermann besaß selbst in seiner Bibliothek die „Pensées de Pascal“ (Nr. 531—532), und aus der „Vie de Pascal par Madame Perier, sa sœur“ liegen Exzerpte in seinem Nachlaß (N 120).

S. 306, Z. 25. Von der George Sand (vgl. auch S. 366, Z. 14 ff. dieses Bandes) hielt Immermann außerordentlich viel. In seinem Nachlaß (N 112) liegen umfangreiche Auszüge aus ihren Romanen („Indiana“, „André“); allein dem „Mauprat“ sind drei Foliobogen gewidmet, an deren Schluß steht: Das Buch hat mich hingerissen. Vgl. auch Heine, Bd. 6, S. 156 ff. — Zu Charlotte Stieglitz vgl. Bd. 1, S. 239, Z. 27 ff. dieser Ausgabe.

S. 308, Z. 1 ff. Immermann hat als Düsseldorfer Theaterleiter oft Ifflandsche Stücke aufgeführt; vgl. Fellner, Register.

S. 310, Z. 9. Das Wort „koagulieren“, eines der überaus zahlreichen entbehrlichen Fremdwörter, deren sich Immermann bedient, auch Bd. 1, S. 202, Z. 18 f. dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 10, S. 95.

S. 315, Z. 13. Vgl. Tiecks „Schriften“, Bd. 5, S. 381. Ebenda, S. 577, ist gleichfalls von der „übertriebenen philanthropischen Manier“ der Kindererziehung die Rede.

S. 319, Z. 9. Dieser „Oberboden“ ist das Vorbild für die Polterkammer im „Münchhausen“: Bd. 1, S. 322, Z. 7 ff. dieser Ausgabe.

Z. 11. Gerüll, bei Immermann häufiges Wort: vgl. Bd. 1, S. 108, Z. 19; Bd. 2, S. 215, Z. 27, S. 217, Z. 19 f.; Bd. 4, S. 88, Z. 5 dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 9, S. 49; Bd. 10, S. 204; Bd. 11, S. 183, 202, 298; Bd. 16, S. 345; Bd. 20, S. 58. Auch bei Heine, z. B. Bd. 3, S. 417.

Z. 23. Eine „Vache“ begegnet auch z. B. in Goethes „Wahlverwandtschaften“, Teil 2, Kap. 4 (Heinemann, Bd. 8, S. 315).

S. 322, Z. 17. Über die „Eiserne Maske“ ist jetzt zu vgl. Holzhausen in der „Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung“, Jahrg. 1903, Nr. 143—204.

S. 323, Anm. 1. Trencks Selbstbiographie: „Des Friedrichs Freyherrn v. d. Trenck merkwürdige Lebensgeschichte, von ihm selbst als Lehrbuch für Menschen geschrieben“ (Berl. und Wien 1787, 3 Bde.), war seinerzeit ein vielgelesenes Buch. Goethe las es bald nach Erscheinen mit Interesse in Rom: Heinemann, Bd. 15, S. 67. Vgl. auch Tiecks „Schriften“, Bd. 9, S. 185.

S. 324, Z. 5. Vgl. auch Eichendorffs „Universitätsleben“ (Kürschners „Deutsche Nationalliteratur“, Bd. 146, II, 2, S. 38): „Von nicht geringer Bedeutsamkeit war auch die Nähe von Lauchstädt, wo die Weimarerischen Schauspieler während der Badesaison Vorstellungen gaben“ u. s. w.

Z. 25. Vgl. dazu S. 367, Z. 4 dieses Bandes. Einen „formgebenden“ Geist nennt Immermann auch Calderon: Boxberger, Bd. 19, S. 143.

S. 325, Z. 17. Über die Lützower vgl. Boxberger, Bd. 19, S. 169 f.

S. 326, Z. 4. Zur „Falcidischen Quart“ vgl. auch Heine, Bd. 3, S. 66.

Z. 10 f. Vgl. in Immermanns „Kaiser Friedrich II.“ (Boxberger, Bd. 17, S. 257): Das Haus Der Höhenjaulen hörte auf zu herrschen.

Z. 21. Hoffbauers „Naturrecht“ befand sich in des Dichters Bibliothek (Nr. 1070).

S. 327, Z. 17. Vgl. E. T. A. Hoffmanns „Phantasiestücke in Callots Manier“.

Z. 26. „Eremitenlage“: in dieser Zeit wurzeln und von ihr handeln Immermanns „Papierfenster eines Eremiten“.

S. 329, Z. 25. Die hier geschilderten Sonderbarkeiten des Oheims haben bei Immermann auch sonst noch literarisch einen Niederschlag gefunden, in den „Verkleidungen“ und im „Reisejournal“: Boxberger, Bd. 14, S. 186 ff., und Bd. 10, S. 217.

S. 330, Z. 20 f. Vgl. auch S. 372, Z. 19, und die Nadelstiche gegen das pietistische Muckertum, die sich in den „Epigonen“ finden: zu Bd. 4, S. 29, Z. 29 dieser Ausgabe.

S. 332, Z. 20. Vgl. die „Lesarten“ zu dieser Stelle.

S. 332, Z. 27. Vgl. „Ich. Fragment einer Bildungsgeschichte“: Bd. 1, S. 335, Z. 18f. dieser Ausgabe.

S. 337, Z. 7. „Sich den Mund [das Maul] wischen“ ist eine Buttervogelsche Lieblingswendung: z. B. Bd. 2, S. 165, Z. 2, und S. 176, Z. 21 dieser Ausgabe.

Anm. 2. Den Grafen Hoditz plante Immermann zum Helden eines Lustspiels zu machen: *N* 91, Blatt 80^af., und Putlitz, Bd. 2, S. 122, und Bd. 1, S. 194.

S. 338, Z. 15. Auf Fouqués „Thiodolf“ spielt Immermann auch an im „Edwin“: Boxberger, Bd. 16, S. 154.

S. 339, Z. 30. „Pars pro toto“: vgl. auch „Düsseldorfer Anfänge“, Koch, Bd. 1, Abt. 1, S. 16.

S. 344, Z. 18. „Waldeinsamkeit“ ist ein bekanntlich von Tieck (im „Blonden Eckbert“) aufgebrachtes Wort, von dem es Immermann wohl unmittelbar übernommen hat. Ein paar Belege dafür, wie das Wort alsbald in Aufnahme gekommen war: Brentano, Gesammelte Schriften, Bd. 4, S. 68; Arnim, Sämtliche Werke, Bd. 1, S. X; Eichen-dorff, Werke, Bd. 2, S. 144 und 171; Kerner, Sämtliche poetische Werke (herausg. von Gaismaier), Bd. 1, S. 290; Heine, Werke (herausg. von Elster), Bd. 6, S. 265.

S. 344, Z. 19. Zu den „Ebräern im Exil“ vgl. Bd. 1, S. 286, Anmerkung 1 dieser Ausgabe.

S. 345, Z. 15. „Friedländer“ natürlich = Wallenstein.

S. 347, Z. 30. Zur Hendel-Schütz vgl. Schiele, S. 53.

S. 349, Z. 14. „Tigertier“ auch in Immermanns „Gedichten“ und „Periander“: Boxberger, Bd. 11, S. 101, und Bd. 16, S. 357. Übrigens ist die Bildung in der Lyrik des 17. Jahrhunderts besonders beliebt; vgl. v. Waldberg, Die galante Lyrik, S. 50 f. (Straßb. 1885).

Z. 20. Dieser Prolog befindet sich handschriftlich im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

S. 350, Z. 11. Vgl. „Der Lendemain in einem Oberhofe“: Bd. 2, S. 256, Z. 4 dieser Ausgabe.

S. 356, Z. 12—15. Wörtliches Zitat aus „Hamlet“, Aufz. 5, Szene 1.

S. 360, Z. 20. Friedr. August Wolf: vgl. auch Bd. 3, S. 182, Z. 22 dieser Ausgabe.

S. 362, Z. 29. Über Ranke vgl. auch „Münchhausen“: Bd. 1, S. 67, Z. 5, und Bd. 2, S. 121, Z. 2 dieser Ausgabe nebst Schlußanmerkung.

S. 364, Z. 9. Über die „Nibelungen“ vgl. auch S. 368, Z. 21, und „Tulifantchen“, V. 1975. Immermann besaß selbst die Ausgabe von der Hagens (Katalog, Nr. 82), den er im „Münchhausen“ (Bd. 1, S. 304, Z. 4 dieser Ausgabe) verspottet, ebenso wie Brentano („Märchen“, Bd. 1, S. 95) und so viele andere Zeitgenossen. In des Ritter von Lang „Fortgesetzter Reise nach Hammelburg“, S. 22 (2. Aufl., Münch. 1818), findet sich auch eine Satire auf „Gryllus Nibelungus Doceni oder Docens Nibelungs-Grille“.

S. 365, Z. 19. „*Merry old England*“ ist sprichwörtlich.

S. 366, Z. 13. Über Victor Hugo, von dessen Werken er allerlei selbst besaß (Katalog, Nr. 383—385, 591, 614—616), urteilt Immermann auch sonst sehr scharf: „Deutsche Pandora“, Bd. 4, S. 42; daß sein Talent von seiner absurden Eitelkeit immer bis zum Quatzen getrieben werde, führt das „Reisejournal“ aus: Boxberger, Bd. 10, S. 108f. Das derbe niederdeutsche Wort „quatsch“ begegnet bei Immermann übrigens noch einmal: Boxberger, Bd. 8, S. 108. — Vgl. auch Deetjen im „Euphorion“, Bd. 13, S. 245f. (1906), und Heine über V. Hugo: „Werke“, Bd. 6, S. 164f.

S. 370, Z. 1. So wird Goethe auch in dem Klingsor des „Merlin“ beurteilt.

Z. 14. „Genuin“ ist ein Ausdruck, dessen sich auch Pückler-Muskau viel bedient; er begegnet bei Immermann auch im „Kavalier“, V. 7.

S. 371, Z. 3. „Bruchstücke einer großen Konfession“: Heinemann, Bd. 12, S. 314.

S. 372, Z. 20. Zu Goethes angeblichem Heidentum vgl. Immermanns „Pater Brey“ (Boxberger, Bd. 17, S. 455ff.). Daß es ganz ohne Religion überhaupt keinen Menschen geben könne, betont Immermann wiederholt, so im „Kaiser Friedrich II.“ und „Grabbe“: Boxberger, Bd. 17, S. 232, und Bd. 19, S. 33. Endlich Patlitz, Bd. 2, S. 288f.

S. 373, Z. 15. Goethes „Faust“: vgl. zu Bd. 1, S. 55, Z. 21 dieser Ausgabe.

Z. 23ff. Vgl. „Odyssee“, Ges. 11, V. 49ff.

S. 376, Z. 2ff. Vgl. Immermanns Brief an Elise vom 14. März 1824 (Assing, S. 221f.): Der Grundbegriff der [romantischen] Schule, welcher ich auch angehöre, ist: daß man zu einem Kunstwerk nicht mit dem bloßen Verstande, sondern mit dem Einklang aller seiner Kräfte, Phantasie und Gefühl mitgerechnet, treten muß, wenn man es begreifen will, daß man von dem Glaubenssätze ausgeht: alles, was einmal entstand, mußte nach Gegebenem entstehen, und daß man eine unendliche Mannigfaltigkeit der Wege, die das künstlerische Vermögen einschlagen kann, zugiebt.

S. 377, Z. 24. Über A. W. Schlegel vgl. auch „Epigonen“: zu Bd. 3, S. 208, Z. 11 dieser Ausgabe.

Z. 33. Zu Novalis vgl. „Epigonen“: zu Bd. 3, S. 63, Z. 27 dieser Ausgabe nebst Lesart.

S. 378, Z. 10. Vgl. Immermanns Briefe an Tieck, im „Münchhausen“ (Bd. 2, S. 252ff. dieser Ausgabe) und bei Holtei a. a. O., Bd. 2, S. 48ff., sowie die Vorrede zum „Kavalier“. Ferner Köpcke, L. Tieck, Bd. 2, S. 206f. (Leipz. 1855), und v. Friesen, L. Tieck, Bd. 1, S. 28ff. (Wien 1871).

S. 379, Z. 19ff. Über Fouqué vgl. zu S. 338, Z. 15 dieses Bandes, ferner Bd. 1, S. 16*, Bd. 4, S. 452, V. 11ff., und „Briefe an Fouqué“, S. 160ff. (Berl. 1848).

S. 380, Z. 6ff. Der Handschrift der „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren“ in Weimar (vgl. „Lesarten“) liegen vier engbeschriebene Foliobogen mit Exzerpten aus Fichte bei, besonders aus den „Reden an

die deutsche Nation“. Über Fichte spricht Immermann auch in den „Papierfenstern“ und im „Fest der Freiwilligen“: Boxberger, Bd. 9, S. 108, und Bd. 19, S. 165.

S. 381, Z. 6. Der Ausdruck „Silberblick“ auch Bd. 4, S. 421, V. 60 dieser Ausgabe (vgl. Schlußanmerkung).

S. 382, Anm. 1. Von Occam spricht Immermann auch in den „Epigonen“: Bd. 4, S. 51, Z. 12 dieser Ausgabe.

S. 392, Anm. 1. Vgl. in Bd. 4 dieser Ausgabe zum „Merlin“, V. 1563 ff.

S. 393, Z. 4f. „Leisten“: vgl. auch S. 411, Z. 17 dieses Bandes, und zu Bd. 4, S. 149, Z. 15 f.

Z. 26. In dem Gespräch mit Eckermann vom 25. Dezember 1825.

S. 399, Z. 10 ff. Diese Gedanken berühren sich vielfach mit den ja auch an Pestalozzi anknüpfenden der Goetheschen „Wanderjahre“.

S. 405, Z. 10 f. Zu diesem Worte der Spinozaschen „Ethik“ vgl. Goethesche Äußerungen bei Heinemann, Bd. 13, S. 196, und Bd. 9, S. 258, Z. 24 f. (nebst der zugehörigen Note in Bd. 10, S. 455).

S. 406, Z. 3 ff. Diese „Anekdote“ dankte Immermann vermutlich seinem Freunde Kohlrusch, der sie in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“, S. 68 (Hannov. 1863), ganz so erzählt. Überhaupt mag der Dichter in dem Abschnitt „Fichte“ sich mannigfach auf Kohlrusch stützen, der als Student in Fichtes Hause viel aus- und eingegangen war (a. a. O., S. 69).

Z. 15. „Jeremias“: vgl. Bd. 1, S. 286, Anm. 1 dieser Ausgabe.

Z. 18 ff. Für den Abschnitt „Jahn“ fertigte sich Immermann die ausführlichen Exzerpte aus Jahns „Deutschem Volkstum“ und „Deutscher Turnkunst“ an, die jetzt in seinem Nachlaß (N 109) liegen. Auch Jahn war ja Lützower Jäger gewesen und mit der Gräfin von Ahlefeldt bekannt (Assing, S. 42); auch er hatte in Halle seine Studentenzeit verlebt. Vgl. über seine Höhle bei Giebichenstein C. Euler, Fr. L. Jahn, S. 28 (Stuttg. 1881). Über die Ablehnung Jahns durch Heine und andere vgl. Holzhausen, S. 174 f.

Z. 28. Von der Metidschah-Ebene spricht Pückler-Muskau viel in „Semilasso in Afrika“, Bd. 1 und 2.

Anm. 1. Ähnlich fingiert Heine wiederholt, daß Dichter, die er für überlebt hält, tatsächlich gestorben seien, z. B. Uhland, Tieck, Fouqué; vgl. „Werke“, Bd. 7, S. 336, und Bd. 5, S. 347.

S. 407, Z. 7. „Whims“: Goethe braucht das Beiwort *whimsical* für die Sinnesart seines Straßburger Genossen Lenz: Heinemann, Bd. 13, S. 55, Z. 1. Vgl. auch zu „Tulifantchen“, V. 848 ff., auf S. 444 dieses Bandes.

S. 408, Z. 5 ff. Vgl. „Münchhausen“: Bd. 1, S. 62, Z. 14 ff. dieser Ausgabe.

Z. 7 ff. Bei den gekennzeichneten Puristen ist an Klopstock („Über die deutsche Rechtschreibung“, „Über Sprache und Dichtkunst“, „Grammatische Gespräche“ etc.), Voß, Campe gedacht.

S. 408, Z. 25. „Preußenheim“: vgl. Bd. 3, S. 360, Z. 27f. dieser Ausgabe, und „Volkstum“, S. 82f.

Zur „Volkstracht“: „Volkstum“, S. 204ff.

Z. 27. „Volksfeste“: „Volkstum“, S. 209ff.

S. 409, Z. 2f. „Leibesübungen“ auch für Mädchen: „Volkstum“, S. 167.

Z. 8f. „Volkstümliche Bücher“: „Volkstum“, S. 236ff. u. S. 222.

Z. 19. Wilhelm Friedrich von Meyern (1762—1829), der von Jahn wie auch von anderen weit überschätzte Verfasser des Romans „Dya-Na-Sore“, in dem viel von Geheimbünden und pädagogischen Reformen behandelt wird.

Z. 20. Dies Zitat aus „Volkstum“, S. 242f.

S. 411, Z. 4. Der Ausdruck „*aura seminalis*“ z. B. auch in Jean Pauls „Titan“, 11. Zykel.

Z. 15. „Eichelfressende Germanen“: vgl. das „Ureichelfraßthum“ bei Heine, Bd. 3, S. 568, und dazu etwa Laubes „Junges Europa“, Bd. 2, S. 7f. (Mannh. 1837).

S. 412, Z. 3. „Spanische Stiefel“: vgl. „Faust“, V. 1913.

Z. 13. Natürlich schweben die Kapuzinerprediger in Schillers „Räubern“ und „Wallensteins Lager“ vor. Der Ausdruck „kapuzinerhaft“ auch sonst bei Immermann: Bd. 1, S. 249, Z. 14 dieser Ausgabe, und Boxberger, Bd. 10, S. 100.

S. 415, Z. 25. „Siebentes Turngesetz“: vgl. Jahns „Deutsche Turnkunst“, S. 236 (Berl. 1816). Dieses „siebente Turngesetz“ lautet: „Welcher Turner irgend etwas erfährt, was für und wider die Turnkunst und unsre Übung derselben Freund oder Feind sprechen, schreiben und wirken: muß davon sogleich Anzeige machen, damit zu seiner Zeit und an seinem Orte aller solcher Kunden — mit Glimpf oder Schimpf — könne gedacht werden.“

S. 418, Z. 5f. Vgl. Heine, Bd. 7, S. 444: „Es gibt hohe Geister, die über alle materielle Herrlichkeit erhaben sind und den Thron nur für einen Stuhl ansehen, der bedeckt mit rotem Sammet.“

Z. 31. Sieyes: vgl. Bd. 3, S. 401, Z. 23 dieser Ausgabe.

S. 419, Z. 26. Vom „Berge“ und der französischen Revolution überhaupt handelt Immermann auch im „Reisejournal“: Boxberger, Bd. 10, S. 97.

S. 420, Z. 19f. Über das gotische Element in Napoleon vgl. Heines „Lutezia“ („Werke“, Bd. 6, S. 172), wo Napoleon mit einem gotischen Dome verglichen wird.

S. 422, Z. 30. Der Dschingischan begegnet auch Bd. 4, S. 455, V. 61 dieser Ausgabe.

S. 425, Z. 22. Das Wort der Staël von Napoleon als einen „Robespierre zu Pferde“ zitiert als „Unsinn“ Heine, Bd. 7, S. 435. Er selbst bezeichnet dagegen Lafayette als „eine Art Vorsehung zu Pferde“ (Bd. 5, S. 42; vgl. dazu Bd. 7, S. 285). Ihn wiederum vergleicht mit Byron, dem „Roquairol zu Pferde“, Immermann selbst im „Rheinisch-

Westfälischen Anzeiger“ vom 31. Mai 1822. Man sieht, das Wort der Staël hat Schule gemacht.

S. 426, Z. 9 ff. Vgl. die an einen Ausspruch Kotzebues, daß Napoleon Karl dem Großen gleich zu achten sei, anknüpfende Schrift: „Charlemagne et Napoléon; Karl der Große und Napoleon, eine Vergleichung der jüngsten Zeit. Deutsch und französisch“ (Brüssel 1819).

S. 427, Z. 3 f., und S. 429, Z. 18 ff. Das Bild erinnert an den Riesen in Goethes „Märchen“: Heinemann, Bd. 10, S. 340, Z. 29 ff.

S. 429, Z. 27. Des Ausdrucks „Hati-Scherif“ bedient sich, im scherzhaften Sinne, Beethoven gern in seinen Briefen: vgl. „Beethovens Briefe“, in Auswahl herausg. von K. Storek, S. 109 u. 112 (Stuttg. o. J.).

S. 431, Z. 6 f. Jupiter Scapin. Vgl. Pücklers „Briefe eines Verstorbenen“, Bd. 4, S. 79: „Der Welteroberer, vor dem einst die Erde zitterte, dem das Blut von Millionen bereitwillig floß, und auf dessen Wink die Könige lauschten — ist jetzt ein Kinderspiel, die Märchen seiner Zeit verschwunden wie ein Traum, der Jupiter dahin, und Scapin, wie es scheint, allein noch übrig.“ Vgl. auch den Ausdruck vom „*Arlequin Corzo*“: „Dorothea v. Schlegel und deren Söhne. Briefwechsel“, herausg. von Raich, Bd. 1, S. 336 (Mainz 1881).

Z. 14. Von der „retrograden Bewegung“ spricht auch Eichendorff im „Deutschen Adelsleben“ (Kürschners „Deutsche National-literatur“, Bd. 146, II, 2, S. 24). Vgl. ferner Heine, Bd. 5, S. 48 und 337, und Bd. 6, S. 168.

S. 432, Z. 28 ff. Bekanntes Lieblingsbild Immermanns; vgl. zu Bd. 3, S. 243, Z. 2 f. dieser Ausgabe.

S. 434, Z. 20 ff. Von Katte und Schill spricht Immermann, zum Teil mit fast denselben Worten, im „Tagebuch“ des 2. Teils der „Memorabilien“: Boxberger, Bd. 19, S. 109. Vgl. über Schill auch „Das Fest der Freiwilligen“: ebenda, S. 163.



Lesarten.

Tulifantchen (S. 13—106).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe des „Tulifantchen“ wurde zugrunde gelegt:

S = Karl Immermann's Schriften. Düsseldorf, Verlag von J. C. Schaub. 1835—43 (14 Bde. 8^o). In Bd. 1 (1835. — Gedichte, Viertes Buch), S. 207—371: unser Werk.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

T = Tulifantchen. Ein Heldengedicht in drei Gesängen von Karl Immermann. Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1830. (144 S. 8^o.)

T ist in der Campeschen Offizin zu Nürnberg gedruckt worden. — Rein orthographische Lesarten werden nicht aufgeführt, solche der Interpungierung bei Immermanns üblicher Lässigkeit und Inkonsequenz nur in besonderen Fällen.

H = Handschrift, die aus den von Campe an Heine gegebenen Probeabzügen des Druckes *T* zu erschließen ist und mit Bezug auf welche Heine dem befreundeten Dichter Immermann am 25. April 1830 seine Änderungsvorschläge übersandte.

Über den Verbleib der Handschrift, bez. Druckvorlage selbst ist nichts bekannt, doch vgl. unten, S. 470f., die Paralipomena.

Heine = „Änderungs-Vorschläge zum „Tulifantchen“, in Heinrich Heines „Sämtlichen Werken“, herausg. von Elster, Bd. 7, S. 262—277 (Leipz. und Wien, Bibliogr. Institut, o. J.).

Das handschriftliche Original der Heineschen Notizen, das von uns verglichen ist, befindet sich in Mappe 108 des Weimarer Immermann-Nachlasses (eine Lage von 8 auf beiden Seiten eng beschriebenen, zusammengehefteten Quartblättern). Gedruckt worden ist es zuerst in Strodtmanns gleichfalls verglichener Ausgabe von Heines „Sämtlichen Werken“, Bd. 19 (= „Briefe von Heinrich Heine“, Bd. 1), S. 380—401 (Hamb. 1863).

B = Immermanns Werke. Mit der Biographie des Dichters von Robert Boxberger. Berlin, Hempel, o. J. (20 Bde. 8^o). In Bd. 12, S. 11—116: unser Werk.

Auch hier läßt Boxbergers Textrevision viel zu wünschen übrig. Abgesehen davon, daß er von Immermann gestrichene Verse wieder einführen zu sollen glaubt (vgl. etwa zu V. 201) und die Varianten

nur sehr unvollständig, ja auch wohl unrichtig (vgl. I, 85 seiner Zählung) wiedergibt, vergewaltigt er mannigfach den Text im einzelnen. Er rückt eigenmächtig Verse aus und ein und weicht in der Sperrung von Wörtern nicht selten vom Original ab. Die Interpunktion wird oft unmotiviert und zuweilen so (vgl. I, 441 f.; II, 654; III, 391 seiner Zählung) geändert, daß der Sinn Wandlungen erfährt; in dem typischen Versschluß der Held, Von Tulifantchen läßt er regelmäßig das Komma weg. Durch seine Gleichgültigkeit im Unterdrücken oder Zusetzen des stummen „e“ in den Flexionssilben wird nicht selten auch das Metrum, zumal der letzte Versfuß, verändert (vgl. z. B. V. 134, 2140, 2206; V. 2651 und 2751 steht Fägelein statt Fäg'lein). Immermann braucht sowohl die Form Trampflagunde wie Trampflagonde, welche letztere *B* (vgl. V. 1163) ausmerzt. Ferner schreibt *B* Würdenträgerinnen statt Würdeträgerinnen (V. 632), glühnden und lieblichen statt glühnde und liebliche (V. 2778, 2780, 2830, 2832), brachen... ich statt brachen... ab (V. 1955), vor statt von (V. 2372), keuchend statt keichend, junzig statt fünfzig, jets statt jüts, Tinte statt Dinte, Küßig statt Küßicht, adeligen statt adelichen, jechzehn statt jechszehn, Dschinnijan statt Ginnijan und dergl. mehr.

An dieser Stelle seien 2 bisher ungedruckte

Paralipomena

eingefügt, die sich im Immermann-Nachlaß des Goethe- und Schiller-Archivs zu Weimar finden. Vereinzelt und nur durch Zufall steckt dort in Faszikel 112 ein von Immermann beschriebenes Quartblatt ungerippten Papiers ohne Wasserzeichen, das ein anderes, in Form und Inhalt an den „Spruch des Dichters“ (Bd. 4, S. 419 ff. dieser Ausgabe) erinnerndes Eingangsgedicht zum „Tulifantchen“ skizziert. S. 1 enthält V. 1—15, S. 2 V. 16 und 17. Die Handschrift lautet:

Paralip. 1.

Im Jambenschritt beginn' o Lied vom Heldenzwerg,
 Vom kleinen, großer Ding' Vollbringer, Tulifant!
 Weil einem Dichter jüts geziemt Ernsthaftigkeit.
 Gebräuchlich ist, der Muzen Neunzahl anzusehn,
 Wenn sich Boetisches Unglück mehren soll und muß, 5
 In dieser Liederzeugenden, Liedertödterzeit!
 Ich aber sehe nur zu Dir, Geliebte, laß
 Den süßen Athem Deines Mundes, als [über: <ein>] Götterhauch,
 Begeistert mich wehen über dieß mein Saitenspiel,
 Weil ich ja Dir, nur Dir allein, gefallen will, 10
 Und Du allein, nur Du allein, mir lohnen sollst.
 Ob noch vom Helicon geneigten Blicks herab
 Zur Welt gewandt die Vieriden lächelnd schaun,
 Das weiß ich nicht! Das aber weiß ich ganz gewiß:
 Dein Mund ist roth, Dein Busen warm, und wem des Augs 15
 Von Jugend leuchtender Siegesblick die Wimper traf
 Dem ward das Herz mit ew'ger Jugend überfüllt.

Ein weiterer, nur einseitig beschriebener Foliobogen (geripptes Papier; auf dem ersten Blatt Adler mit Krone und Zepter, auf dem

anderen die Buchstaben $\begin{matrix} RVS \\ L \end{matrix}$ als Wasserzeichen) in Konvolut 112 des Nachlasses skizziert auf S. 1 ein Inhaltsverzeichnis, das mancherlei Wandlungen im Plan der begonnenen Dichtung, namentlich was den Ausgang anbelangt, erkennen läßt. Das Schema lautet:

Paralip. 2.

Zum Tulifant.

1. Vaters Sehnsucht
2. Das Familienfest.
3. Geburt. Erscheinung der Fee.
4. Hinauszug in die Welt. Thatensehnsucht des Kleinen.
5. Großes Verdienst um die Königin.
6. Weitere Verdienste im Lande der Weiber.
7. Hinzug zum Riesen. Kriechen durch die kleine Spalte.
8. Erwecken der Riesin
9. Der erste Kuß.
10. Verhängnisvolles Beilager
11. Was in der Ehe Noth thut.
12. Tulifant's Versuche sich groß zu machen
13. Mißglücken, Beleidigung des Schneiders.
14. Schneiders Racheplan.
15. Zweikampf in den Bohnen. Tod des Tulifant.
16. Beizehung.

An Michael Beer (S. 13—15).

Überschrift. Vor An Michael Beer. ein Vorsatzblatt mit der Aufschrift: Billet. T.

- V. 6. schickt' B.
- V. 9. Selber mir nicht T.
- V. 14. In dem großen Labyrinth! T.
- V. 41—43. Darum soll ich meines fedlich
Auch nur weisen allen Leuten,
Denn mir habe keiner ja T.
- V. 46f. mich nicht wolle ansehen,
Könn' es wirklich bleiben lassen. T.
- V. 50. mit fehlt T.
- V. 52. flücht T.
- Statt V. 57: Weiterhin, von schönen Seelen
Ausgejät, wächst Flatterierkraut
Mit den ungesunden Blumen.
Doch sie kosten's nicht. Sie fliegen
Suchend, spähend, unermüdet, T.
- V. 59. Auf der schönen Frauen Knie, T.
- V. 61. Dann die S Dann, die T.
- V. 63. eben] jußt T.
- V. 66. Tausend! Ist das meine Brut, T.
- V. 67. süß?] artig? T.

I. Tulifantchen Fliegentöter (S. 16—40).

1. Der letzte Tulifant (S. 16—18).

V. 79. Dunkeln Eppich um die Brust, *T.*

V. 80. Moos, *T.*

V. 84f. Bei verblichnem Liebespfand,
Bei vertwelkter Schönen Fuß, *T.*

V. 90—92. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.

Zwanzig Schöpffer, reiches Kornland, *H.*

Dazu bemerkte *Heine* (S. 262): „Die Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Liebe sich nicht etwa setzen:“ folgen V. 90 und 91 in der (also Heineschen) Fassung von *T.*

V. 91. Tulifant. *T.*

V. 93 fehlt *S* (mit Unrecht und wohl nur versehentlich, denn der korrespondierende V. 96 verlangt die Nennung der „Wiesen“).

V. 94. blieb's? *T.*

Statt V. 99f.: Und die Gläub'ger kauften endlich
Ein Schloß nach dem andern spöttlich;
O Vergänglichkeit, Du Siegrin
Über Schöpffer, Geld und Gut! *T.*

V. 102. Bachbenezt *T.*

V. 103. Mäuerchen *H.* V. 104. Und im Mäuerchen die Holztür? *H.*

Dazu bemerkte *Heine* (S. 262): „Das ‚chen‘ als lange Silbe, wenn ‚zwei‘ als kurz gebraucht wird, mißfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut ‚Mäuerlein‘ setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.“ Immermann befolgte den Rat und formte zunächst auch:

V. 104. Und im Mäuerlein die Holztür? *T.*

V. 106. braun wie Zimmet,] zimmetbraun, *T.*

Statt V. 108: Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür *T.*

woran *Heine* (S. 262f.) eine auf Mißverständnis beruhende Frage knüpfte, auf die der Dichter nicht einging.

V. 114—116. Weil kein Gläub'ger ihn fonnt' brauchen,
Die doch Alles brauchen sonst. *T.*

V. 117—119 fehlt *S.* Mit *B* aus *T* wieder eingesetzt; vgl. zu V. 93.

V. 124. [aß die Farben] laß im Rügner¹. *T.*

¹ Georg (auch Jerusalem genannt) Ruxner, Reichsherold im 15. Jahrhundert, Verfasser eines zu seiner Zeit weitverbreiteten Turnierbuches. Das höchst unzuverlässige Buch wird z. B. auch in E. T. A. Hoffmanns „Klein Zaches“ („Sämtliche Werke“, Bd. 5, S. 11), in Heines „Reisebildern“ („Werke“, Bd. 3, S. 109), in „Friedrich Schlegels Briefen an seinen Bruder Wilhelm“, S. 535 (Berl. 1890), in der „Hammelburger Reise. Dritte Fahrt“, S. 43 (Münc. 1818), und sonst noch oft genannt.

- V. 125 fehlt *T*.
 V. 126. als] wie *T*.
 V. 127. Schlag] Klapp! *T*. Die Form rufte versah *Heine* (S. 263)
 mit einem von Immermann nicht beachteten Fragezeichen.
 V. 130f. wohl ist im Besitz
 Meiner Ahnen, im Besitz *T*.
 V. 132. Eigenthums! *T*.
 V. 133. einen Wunsch, *T*.
 V. 134. unerfüllt! *T*.
 V. 136 f. Daß mir würd' ein edler Sohn,
 Und ein Erbe meines Namens,
 Und ein Erbe dieses Erbes! — *T*.
 V. 138. die Stunde,] der Tag, *T*.
 V. 139. fremde Lehngeretter [so] *T*.
 V. 141. Ach! kein fremdes Wappenschild! *T*.
 V. 147. Seufzend vom Kartoffelteller, *T*.

2. Die Hoffnung des Hauses (S. 18—20).

- V. 157. genug. *T*.
 V. 160—162. Christoph, Don Christoforo
 Soll er heißen; wie Sanct Christoph
 Trug das Heil der Welt, so wird
 Dieser Don das Heil des Hauses *T*.
H hatte in der ersten dieser Zeilen die wohl nur übersehene Form
 Christoso, worauf *Heine* (S. 263) mit dem Hinweis auf den um einen
 Fuß zu kurzen Vers den Dichter aufmerksam machte.

Auf V. 163 folgt:

Einen Folianten holt er,
 Staubergraunt, von dem Kamin,
 Darin abgebildet worden
 Cärimonien, Curialien
 Bei der Taufe hoher Häupter,
 Daraus merkt er sich was Noth,
 Und sein Antlitz strahlt vor Freude. *T*.

- V. 171. sagt mit] voll von *T*.
 V. 175. Geist. *T*.
 V. 181. Gines verrichte *TS*.
 V. 183. Denn ein Festtag ist's, kein Fasttag, *T*.
 V. 184. sie] uns *T*.
 Statt V. 187—190:

Da trat in's Gemach voll Würde,
 Im verblühen, gelben Atlas, *T*.

V. 195. bedeutend: *H*. Dazu *Heine*, S. 263: „Ich würde, auch
 schon wegen des Wortsinnes, ‚bedeutsam‘ setzen; es klänge mit der
 folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.“

- V. 200. gabt, *T*.
 V. 201. Gabt, *T*.

Auf V. 201 folgt:

Und erröthend sagte Tulpe,
Sinter'm Fächer das Gesicht:
Nicht entweicht, ich bitt' Euch dringend,
Mein Geheimniß, das verschämte,
Vor dem Ohre des Bedienten! *T.*

B glaubt diese Verse, als nur versehentlich in *S* ausgelassen, wieder aufnehmen zu müssen; das scheint mir unnötig.

V. 205 f. Dafür schlug *Heine* (S. 263) folgende von Immermann nicht übernommene Fassung vor:

„Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!“

V. 207. Flücht entzückt drauf zarte Schötlein, *H*; vgl. dazu *Heine*, S. 263: „mißfällt meinem Ohre ebenfalls“.

V. 211. Seinem *T.*

3. Zulijantchens Geburt (S. 20—23).

V. 216. Eh'bett!] Bett! *T.*

V. 219. Was ist's, das ihm liegt im Schooße? *T.*

V. 228. Dieser Däumling der Zweite? *H*, wozu *Heine* (S. 263) meinte: „Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.“

V. 230. Solch chinesisches Teufelchen. *H* (von *Heine* [S. 264] in metrischer Hinsicht beanstandet) So ein kurzes Endchen Schande;] Ach! das kurze Endchen Schande; *T.*

V. 232. So ein Würmchen *H* Solch ein Wurm *Heine* (S. 264) So ein Wurm *T.*

V. 234. Eh' das fremde Wappen prangt dort!“ *T.*

V. 238. Christoph nicht ihn taufen lassen; *T.*

V. 241. Würden, herzlos ihn verkleinernd] Würden in *diminutivo T.*

V. 242. Klein=Christophchen!“ *T.*

V. 246. Glanze] Lichtglanz *T.*

V. 249. blaupunktirte,] goldenschillrig, *T.*

V. 250. Blaupunctirt, bewegend, steigt *T.*

V. 251. Steigt zum] Zu dem *T.*

V. 257—261 fehlt *T.*

V. 266. mit den dünngeleitn] dort mit den dünnleib'gen, *T.*

V. 267. Dort den bunten] Rothem, blauen *T.*

V. 269. geschont, *T.*

V. 270. war fehlt *T.*

V. 277. Dieß, die Zukunft wissend, sag' ich. *T.*

V. 278. spricht *T.*

V. 279. Hoßes *HT*, wozu *Heine* (S. 264) anmerkte: „Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht ‚hohes Wesen‘ angeredet werden.“

V. 282. Ohne Absatz *T.*

V. 285. Thaten im verjüngten Maßstab *T.*

V. 288. Füßen, zierlich, *T.* Darnach ist zierlich wohl auch in *S* als Adjektivum aufzufassen.

V. 295. Beide Eltern saßen zweifelnd, *T.*

V. 296. Rieben ängstlich sich die Augen. *H. Heine* (S. 264) wies durch Unterstreichen auf das unschöne Zusammenfallen der beiden gleichlautenden Silben „ich“ hin und fügte hinzu: „?Etwa: ‚Und sie rieben sich die Augen‘. (Wär' auch episch einfacher.)“

V. 303. hob *T.*

V. 307. schwiegen, zitternd. *T.*

V. 308. Endlich doch begann der Don: *T.*

V. 311. Stern und Blume! *T.*

4. Vater und Sohn (S. 23—25)

V. 330 f. vor V. 328 f. *T.*

V. 330. Lilliputtern *HT.*

V. 331. abzuputtern] Dazu *Heine* (S. 264): „Letzterer Ausdruck mißfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnot. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? („Willst zu Lilliputanern?“ klänge, obschon schlecht, doch immer besser als ‚futtern‘.) Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.“

5. Tulifantchens Auszug (S. 25—28).

V. 353 fehlt *H* (? nach *Heine*, S. 264).

V. 354. Schafft das] Rüstet's *H*; dazu *Heine*, S. 264: „Außer der Härte des ‚Rüstet's Schwert‘ mißfällt mir auch der Ausdruck selbst.“

Statt V. 367: Dem gesunden zieht sie Fäden,
Seidne Fäden, harte Fäden *T.*

Auf V. 378 folgt:

Ritterrüstung! Panzerrüstung!

Gute Rüstung, tücht'ge Rüstung! *T.*

Von *B* wieder eingesetzt; vgl. zu V. 201 ff.

V. 381. Edle Donna, nun beweiset *T.*

V. 383. Zu Doch bemerkt *Heine* (S. 264): „Soll das ‚Doch‘ nicht ebenfalls ‚Denn‘ heißen?“

V. 403. nur *T* (Druckfehler?).

V. 409. Zuckador. *T.*

Statt V. 421 f. Schimmel schüttelt Euch hinaus. *T.*

V. 424. Zuckador. *T.*

V. 425 fehlt *T* (vgl. zu V. 428).

V. 426. ein] mein *T.*

Auf V. 428 folgt:

Kigel ist ein Wort des Böbels,

Zuckador hat durch Vernunft

Jeden Kigel überwunden. *T.*

V. 435. Schwerte höflich] Schwert verbindlich *T.*

V. 436. huldvoll] freundlich *T.*

V. 443. Wundernd *T.*

6. Erste Raft (S. 28—29).

Überschrift] Das langweilige Abenteuer. *T.*

V. 452. thät'ges *T.*

Statt V. 453—455.

Also hat auch diese Sage,
Diese ernste Heldenjage,
Eine Niete, taube Ruß,
Und ein Blatt, gleich einem Windei. *T.*

V. 466. nirgend *T.*

Auf V. 468 folgt: Gleich dem Helden von la Mancha. *T.* In *B* wieder aufgenommen; vgl. zu V. 201, 378.

V. 473. Hörte *T.*

Auf V. 484 folgt:

Halte auch Du, o Isabella,
Schöne Freundin, kluge Freundin,
Halte wach die braunen Augen!
Ein'ge Langeweile mußt Du
Schon verbrauchen in dem Epos,
Sie gehört zu dieser Gattung,
Wie zum Trau'rspiel Furcht und Mitleid.
Nur dem Mäoniden folg' ich,
Der vom Schlaf der Helden, Götter,
Uns so oft ertheilt die Kunde.
Wohl etwas zu stark besleiß'gen
Der Nachahmung jener Tugend
Sich die neuen, großen Meister,
Die uns fast nichts Andres zeigen
Als schlafmüthige Heroen. *T.*

V. 510. An dieser Stelle (und noch ein paar anderen, z. B. in V. 675) fehlt in *S* ganz vereinzelt das Komma in der typischen Formel: Der Held, Don Tulifantchen, das Boxberger völlig unberechtigt und nicht ohne damit den Sinn anzutasten, regelmäßig unterdrückt. Sowohl *T* wie *S* weisen es sonst regelmäßig auf.

7. Daß Land der Weiber (S. 29—33).

V. 491. Rasch, und in die Weite! Vorwärts! *T.*

V. 492. Herre] Herr mir *T.*

V. 494. auf die Füße,] auf, und ramte *T.*

V. 495. Durch die weite Welt im schrägen *T.*

V. 502. der fehlt *H* (Schreibfehler; bei *Heine*, S. 265, angemerkt).

V. 504. wendend] freischend *T.*

V. 509. höchst gereizet] sprang ermuntert *T.*

V. 510. Sprang] Nun *T.*

V. 511ff. In *B* eigenmächtige, den Sinn wandelnde Interpungierung.

V. 512 f. Vgl. *Heine*, S. 265: „Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?“

Statt V. 520—522:

Aber Wunder über Wunder!
Als der Held sich forschend umsah,
Sah er nichts als Weiber; Weiber
All, so weit sein Auge reichte.

Federn diese hinter'm Ohre,
Acten jene unter'm Arme,
Degen manch' auch an der Seite. *T.*

V. 525. Über'm Thor sah er ein großes *T.*

V. 527. Eine große, große Kuntel. *T.*

V. 530. Und die Nächste ihm der Weiber, *T.*

Statt V. 534—536:

Land der Weiber? Stadt der Weiber?
Fragte sinnend Tulifantchen.
Giebt es hier denn keine Männer?
Ist das Weiberland ein weites? *T.*

V. 541 f. Reich; bis Landes.] Reich, noch nicht Schlossen sich Des Landes Grenzen. *H.* wozu *Heine* (S. 265) notiert: „,Noch nicht?.“

V. 551. ist? bis mir!“] ist so kraftlos? *H.* Vgl. dazu *Heine*, S. 265: „Ich wünschte ein anderes Wort für ‚kraftlos‘, damit an dem hübschen epischen Beiwort die ‚kräftige Brünette, nichts verloren gehe.“

V. 558. wir fehlt *T.*

V. 559. Wir einst sprachen: Nun, so woll'n wir, *T.*

V. 560. wir künftig] hinjühro [so] *T.*

V. 563. niedern] Knechten, *T.*

V. 564 fehlt *T.*

V. 584. eine Sorte Bäume, *T.*

Auf V. 584 folgt:

Die vorzeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen. *H.*

Zu „Täuschung“ bemerkte *Heine* (S. 265): „Besser wär' wohl ‚Irrtum‘“, was *Immermann* dann auch in *T* einsetzte.

V. 585—588 fehlt *T.*

V. 589. auf den Bäumen *T.*

V. 591. Baumfled in *H* wie Baumfloss geschrieben, weswegen *Heine* (S. 265) ein Fragezeichen setzte.

V. 595. Auf dem vorchristmäh'gen Stempel *T.*

V. 597. Früchtchen,] Kinder, *T* | liebet,] will, *T.*

V. 598. Zweigen] Bäumen *T.*

V. 599. Süngling,] Fremdling, *T.*

V. 600f. in *T* umgestellt.

Auf V. 601 folgt:

Mit nicht ganz verhaltenem Seufzer
Sagte dieses die Brünette; *T.*

V. 602f. Fuhr dann fort: Nun frag nicht weiter,
Fremdling, folg mir jetzt zur Kön'gin. *T.*

V. 617—619. Durch die Weiber=Kindervollen
Prächt'gen Straßen Micromona's,
Denn so hieß die große Stadt. *T.*

In *H* stand ursprünglich: Denn so hieß die Stadt, die große., was auf *Heines* (S. 265) Rat geändert wurde.

8. Die Brummfliege (S. 34—37).

V. 632. Weiblichen Kron=Würdenträgern, *H*; dazu *Heine*, S. 265: „Ich schlänge vor: ‚Reichskronwürdenträgerinnen‘.“

V. 634. Sich zurückzieht jetzt Brünette *H*; dazu *Heine*, S. 265: „Allzu hart!“

Statt V. 638f.

Schauen nach dem roten Vorhang,
Welcher schwer, von seidnem Damast
Deckt den Grund des Marmorjaales. *T*.

V. 640f. Doch die Premierministern
Lauschet durch des Zuges Falte. *H*.

Die Fassung in *TS* stammt von *Heine* (S. 266), der vorschlug, Premier als Iambus zu gebrauchen.

Auf V. 655 folgt:

Und dann sind wir immer bange,
Angst und bang und höchst bekommen. *T*.

V. 665 und 669. Vgl. *Heine*, S. 266: „Ich kann manche Verse, wie etwa S. 40:

‚In der Linken den Reichsapfel‘,
‚Der bemeldete Reichsapfel‘

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Princip des Zeitmaßes statuieren will, und ich muß wirklich gestehen, daß letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes ‚Reichsapfel‘, besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale
Von dem goldenen Weltalter.“

V. 666. genau] frappant *T*.

V. 672—700 fehlt *T*.

V. 686. Von dem goldenen Weltalter. *H*. Vgl. zu V. 665 und 669.

V. 701f. Um ihr Haupt jedoch da freiste
Gener wüßten Fliegen eine, *T*.

V. 705f. Unablässig flog die Wilde
Um den Zeppter, um die Krone, *T*.

Zu der Fassung in *H* schlägt *Heine* (S. 266) vor:

„Unablässig flog die Wilde
Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)
Spaniolreichsapfeldose,
Um den Zeppter, Hermelinfließ. (um die Krone).

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.“

Statt V. 710—714 folgt (zum Teil V. 672—700 entsprechend):

Ich, wer kennt nicht eine Brummflieg'?
 Kennt nicht dieser Thiere Furchtheit?

Schau das Unglück, sprach gedämpft, leis=
 Seufzend die Premierministin.

Einen Brummer und kein Unglück
 Geh' ich in dem Kabinette,
 Sprach der Held, Don Tullifantchen.

Trüb' versetzte die Ministin:
 Dieser Brummer ist das Unglück.
 Fremdling Du im Land der Frauen,
 Wiſſe, unsre große Kön'gin
 Ist niemals so übler Laune,
 Als wenn sie sich ganz vertieft hat
 In die edelsten Gedanken,
 Und das Leben dann, das rohe,
 Greift in das Concert der Seele.
 Darum faßt uns jät's ein Bangen,
 Denkt sie an das Glück des Landes,
 Denn dann fließen ihre Thränen
 Einem schönen Ideale,
 Wie es könnte seyn und nicht ist.
 Und dann fährt sie auf ganz furchtbar,
 Stört sie nur die kleinste Fliege
 In so mildem, weichem, frommem
 Segensreichem Sinnen. Meistens
 Läßt sie dann, sich herzustellen
 Zum Regentengleichgewichte,
 Ihrer Nächsten köpfen Ein'ge.
 Nun, gewahrst Du nicht den Brummer,
 Wie er strebet, hochverräthriſch
 Auf die Nase sich der Kön'gin
 Hinzupflanzen? Schrecklich! Schrecklich,
 Wenn er's thut! Wenn jene Güt'ge
 Sollt' in Aerger heut' gerathen!
 Und wer wagt in ihre Näh' sich?
 Wer verjagt das Thier, das wüſte?

Leise seufzend sprach's die Dame,
 Leise weinten rings die Frauen.
 Fürstenzürnen, böses Zürnen!
 Königsgrimm, o schlimm Verhängniß! T.

V. 717. ihm fehlt T.

V. 718f. Ihm bechieden ward; und schwingt
 Ziehnd vom Leder, ziehend am Ladgriß, T.

V. 721. Flüstert: T.

V. 724. Seine Faust sofort zum Trost Euch. T.

V. 739. An der Unterthanen Glück. T.

9. Brummers Tod (S. 37—40).

V. 743. Um das Haupt der Landesmutter; *T*.

V. 747. dem (gesperrt) *T* | großen] ernstern *T*.

V. 755. Süße,] Freßen, *H*; dazu *Heine*, S. 266: „Etwas stark unedel!“

V. 766—768. Dazu meint *Heine*, S. 267: „Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben: S. 45. [folgt Zitat von Opfer bis lasterschmutzig]. Paßt nicht zum Tone des Ganzen.“

V. 767. in den] auß zum *T*.

V. 776. Gnäd'gen Blicks und sprach also: *T*.

V. 777. Unjre, Wir etc. im folgenden, entgegen *TS*, mit Majuskeln, wie in *B*.

V. 781—786 folgen in *T* in der Reihenfolge: 785, 784, 786, 783, 781, 782.

V. 788f. Unverschämt die Krongeweihte
Denkende Regentensirne. *T*.

V. 791. Zorn, *T*.

V. 792. wagen sollt', *T*.

V. 794. Sey's nur durch Gesumm, Gesurr,
Mehr zu hören unsre Ruh. *T*.

Auf V. 797 folgt:

Und die Fliege an der Wand
Bringt zum Äußersten uns dann. *T*.

V. 798. ward es stille, *T*.

V. 799. weiter, friedlich. *T*.

V. 800. vielleicht Jemand *T*.

V. 802. Nun, so nenn' er sich! Bekannt ist's, *T*.

Auf V. 804 folgt:

'S ist ja unsre schwerste Sorge,
Die uns oft beschleichet grausam,
Daß vor unsrem spähnden Auge,
Vor dem Blick, Meritenjuchend,
Jrgend doch ein klein Verdienstchen
Sich verborgen sonder Orden. *T*.

V. 805. Sprach die Premierministerin: *H*. Nach *Heines* (S. 267) Vorschlag geändert.

V. 807. Ist der Held des Tages, Kön'gin. *T*.

V. 808—810. Auf den Fächer Tulifantchen
Gebend präsentirte kniefend
Sie den Helden Grandiofen. *H*.

Dazu meinte *Heine* (S. 267), im Hinblick auf die zu oft vorkommende Buchstabenverbindung en: „Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.“

II. Die Mauer von Brambambra (S. 41—80).**1. Der Königin Leid** (S. 41—45).

Auf V. 861 folgt:

Bleib hier! Laß Grandiofen

Nicht ödem Tag! Nicht Nächten, schlummerlofen! *T.*

V. 863. mich (ungesperrt) *T.*

V. 873. Kürze? *T* Kürze! *S.*

V. 916. dann] denn *T.*

V. 925. In seine] Ihn in die *T.*

2. Ritter Fiß von Quinten (S. 45—51).

V. 959. Dringend *T.*

Auf V. 968 folgt: Schwarzes Blut in gelben Loden, *H. Heine* (S. 267) schrieb dazu: „Das Beiwort ‚schwarz‘ mißfällt mir hier, weil der ‚rote Rasen‘ ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlage vor, gar kein Farbbeiwort bei Blut zu setzen.“ Daraufhin strich Immermann den Vers ganz.

V. 971. Sprang mitleidig auf den Bauch ihm, *T.*

Auf V. 972 folgt: (Dieses that er, daß der Blut'ge
Höre seine dünnen Laute) *T.*

V. 975. noch fehlt *T.*

V. 981. jang's *T.*

V. 993. Bujen.] Bauch. *T.*

V. 999. Guitarriste, *T.*

Auf V. 999 folgt: Sang's mit reinstem, schönstem Vortrag: *T.*

V. 1005. Dankbarlich verpflichtet war. *T.*

V. 1006. unverjehens kam *T.*

V. 1030. Einlaß *T.*

Auf V. 1030 folgt: Für die Müß' in seinen Hallen; *T.*

Auf V. 1031 folgt: Nannt' ihn einen sinn'gen Kunstfreund, *T.*

V. 1041. wiederholet *T.*

V. 1047. zerbarste] Ähnliche pleonastische Präteritalbildungen bei Rückert, Mörike und auch bei Goethe: vgl. Erich Schmidts Lesart zum „Ur-Faust“, V. 1380, in Bd. 39 der Weimarer Ausgabe.

V. 1056. Quinten, *T.*

Auf V. 1056 folgt: Sang der Ritter vom Tenore: *T.*

V. 1057. dieses.] Singen. *T.*

V. 1059. besagt, *T* (Druckfehler für behagt).

V. 1070. Denn sie gähnt bei dem Gespräch; *T.*

Statt V. 1072: Über Helden; denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel. *II.*
Über Helden; denn sie gähnt
Über Gott und seinen Himmel. *T.*

Heine (S. 268) hatte vorgeschlagen:

[Über Helden;] „denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.“

Statt V. 1076f.:

Wenn ihr an den milden Nerven
Eine welthistor'sche Stimmritze
Streichelt, schmeichelt, kitzelt, frant. *T.*

Vgl. dazu *Heine*, S. 268: „Eine welthistor'sche Stimmritze' Was ist Das?“

V. 1078. also?] so? *T.*

V. 1079. Tenor: *T.*

V. 1081. not tut,] Noth, *T.*

V. 1092. Tone,] Sänger, *T.*

V. 1093. Accorde, *T.*

Auf V. 1093 folgt: Und ich sterb' in einem Triller. *T.*

V. 1095. Paladines *T.*

V. 1097f. dann bis sogenannten.] dann, ersch' Mit dem sogenannten
Bod. *T.*

V. 1100. Sängers letzte Stunde an, *T.*

V. 1105. bewegt *T.*

V. 1110. Ach, der Riese fraß mein Korn! *T.*

V. 1117. mir fehlt *T.*

V. 1125. all meine] mir alle *T.*

V. 1147f. Ich verberg' ihn Dir im Grabe,
Süßer, goldner Tagesquell! *T.*

V. 1150. liebenswürdig'ger Held. *T.*

V. 1151. *T* entspricht hier nicht *H* nach dem Zitat bei *Heine* (S. 268): Bauer, Schützer stehn im Schutze etc. Strodtmann wie Elster drucken hier und in den entsprechenden Verbindungen unten stets „Schläfer“ statt „Schärer“.

V. 1157. seiner großen Bahn. *T.*

3. Die Riesenwirtschaft (S. 51—55).

V. 1167. gelernt, *T.*

V. 1187—1189. Ratet mir, von wem er's kaufte?

Von dem alten Zulifante,

Welcher damals Geld gebrauchte. *H.*

Dazu *Heine*, S. 268: „Schlüge vor: ‚Geldes brauchte‘“.

V. 1203. entdeckt *T.*

V. 1211. Abgott.] Leben. *T.*

V. 1218. Ohne Absatz in *T.*

V. 1219. studirt. *T.*

V. 1220. jene Erde! *T.*

V. 1222. schautest!] siehst. *T.*

V. 1240. 'nunter,] nach, *T.*

V. 1241. Mach's auf Ehre ganz charmant. *H.* Dazu *Heine*, S. 268: „Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.“

V. 1280. Haupt, *T.*

V. 1281. gen Himmel,] hinauf, *T.*

4. Die Prinzessin und der Rinderbraten (S. 55—61).

V. 1308. zehrt' ihm *T*.V. 1330. hier. fehlt *T*.V. 1344. Sprach *T*.V. 1363. Diejes ist das rohe Wort *T*.Statt V. 1368: Bist Natur in jedem Wort,
Bist Natur in jedem Zuge,
Bist Natur in jeder Faser! *T*.V. 1383. Gar begegnen] Arriviren *T*.V. 1391. Das ist Ordnung, so ist's recht. *T*.V. 1392. war, fehlt *T*.V. 1393. War, mich auszubilden. Setzt *T*.V. 1394. erfüllt, *T*.V. 1409. ziemt's *T*.V. 1412 beginnt in *T* einen neuen Absatz.V. 1412f. Wozu noch mit mehrerem
Wissen seinen Leib aufblasen? *T*.V. 1414. Prinzeß, *T*.V. 1418. Was mir meinen Frieden raubt, *T*.V. 1419. mir macht, *T*.V. 1421. Schlaf, *T*.V. 1425. schwerlich] kaum *T*.V. 1432. dem (ungesperrt) *T*.V. 1446. Mir im Mund der Bißen quillt. — *T*.Auf V. 1455 folgt: Es geht gleichfalls bei mir loß. *H*, wozu *Heine* (S. 268) bemerkte: „Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.“V. 1460. Trampflagunde *T S*.V. 1472. Einst die Inschrift haben: Hier *T*.V. 1483. deiner!] dich. *T*.V. 1486. würdig.] werth. *T*.V. 1491. Nach drei Tagen soll sie bran! *H*. *Heine* (S. 269) bemerkte zu bran: „Wär' nicht besser: ‚sterben‘?“ | Tag! *T*.

5. Die Fee im Walde (S. 62—69).

V. 1511f. Was den Helden nur verdrossen?

Was den Mut ihm nur verdüstert? *II*.Dazu *Heine*, S. 269: „Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug gibt, und so z. B. klänge besser:“ folgt die Lesart *T S*, die also wörtlich von *Heine* stammt.V. 1513. Muße, *T*.Auf V. 1513 folgt: Die Du mir schon viel gesagt. *T*.V. 1518. Soll die Muße *T*.V. 1520. schmerzt? *T*.V. 1525. verrostet.“ —] Der Rost zehrt. *H*. Die Lesart *T S* geht wieder auf *Heine* zurück, der (S. 269) bemerkt: „Mir klänge besser: ‚Schwertlein, Schildlein, dort verrostet‘. Es versteht sich, daß das ‚dort‘ ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.“

V. 1530. Du *T*.

V. 1531. Du *T*.

Auf V. 1531 folgt:

Rockenstuben = Stüden
 Rühren ja von alten Weibern,
 Darum hoff' ich, bist du tüchtig,
 Meinen Helben mir zu schaffien
 Durch die Lieder, die noch übrig *T*.

V. 1538 f. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?

Lahmt dein unvergleichlich Kampfroß? *H*.

Dazu *Heine*, S. 269: „Ich würde das ‚dir‘ im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann, statt ‚unvergleichlich‘, ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als ‚lich‘ ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.“ *T* änderte V. 1538 in: Sprang dein Schild? Zerbrach daß Schwert?

V. 1542. Ist, *T*.

V. 1544. Denn ich hab' noch keinen Schatz, *T*.

V. 1558. giebt's, *T*.

V. 1560. Gemüth. *T*.

V. 1563. in meiner Brust, *T*.

V. 1564. kühnen Thaten, *T*.

Auf V. 1572 folgt: Sitzt er auf der Mau'r und kaut,

Der Vernagelte, an Thpto — *H*.

Die Verse scheinen hier nicht recht herzapassen. *Heine* nahm denn auch (a. a. O., S. 270) einen Abschreibefehler an und wollte die Verse etwas verändert an anderer Stelle einrücken; Immermann strich sie ganz.

V. 1577 f. Seine großen Ohren hör'n nicht

All mein Dringen, Zürnen, Schelten. *H*,

wogegen *Heine* (S. 270) vorschlug:

„Mit den großen Ohren hört er

Nicht mein u. s. w.“

V. 1585. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel *H*. Die Fassung *T*'s stammt von *Heine* (a. a. O., S. 270).

V. 1590. Eine schwere, heiße Zähre. *H*. Dazu *Heine*, S. 270: „Der [Binnen-] Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!“

V. 1596. Letzte] Gedt' ihm *T*.

V. 1605. fünfzig *T*'s, vgl. auch V. 1954 und 1957, dagegen aber V. 1273 und 1275.

V. 1609. Rütze, *T*.

Auf V. 1609 folgt: Reden aus mich armen Kleinen? *T*.

V. 1627 muß in *H* anders geschlossen haben, denn nach *Heine*, S. 270, lautete

V. 1628: Dieser Sir war seines Volkes, *H*. *Heine* äußerte sich dazu so: „Sir' ist nicht zu statuieren. Schiller gebraucht es in ‚Maria Stuart‘ aus Unwissenheit. ‚Dieser Sir‘ kann man gar nicht sagen. Statt ‚Sir‘ müssen Sie ‚Gentleman‘ setzen.“

V. 1650. Jener Sir sprach denkend also *H*; vgl. oben, zu V. 1628, und *Heine*, S. 270.

V. 1659. Kräfte, *T*.

Auf V. 1659 folgt:

Bloß mit einem einz'gen Stift
Nach ich diese Mauer feste. *T*.

V. 1660. Ohne Absatz *T*.

V. 1667—1669.

Einen einz'gen dünnen Stift
Stieß im Schwerpunkt in's Charnier
Ein der Gentleman. Der Stift, *T*.

V. 1669. Vgl. oben, zu V. 1628.

Auf V. 1671 folgt:

Zieh ihn aus — sie stirzt in Trümmer,
Und der Riese bricht den Hals,
Sitzt er oben. Also schuf es
Der tiefsinn'ge Britt'ische Mann. *T*.

V. 1682. Mann *T*.

V. 1683. ich fehlt *T*.

V. 1684. Ich die Heimlichkeit verrathen. *T*.

V. 1695f. In der alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich, *H*.

(Dazu *Heine*, S. 271: „Daß beide männliche Versendungen auch
assonieren, tadle ich“) Glätteten die Runzeln sich, *T*.

V. 1702. gefasset, *T*.

V. 1721. Arm, *T*.

6. Schlagadobros Tugend und Fall (S. 69—75).

V. 1743. Grabet] Grabt mir *T*.

Auf V. 1768 folgt:

Ziehn ist in der Liebe Siegen!
Sage daß der Titanide,
Der Lavendelduft'gen Fürstin. *T*.

V. 1769. hinweg das Böfchen] die Zof' hinweg *T*.

V. 1770. Schaufelchor *T*.

V. 1803. Prinzeßin=Räuber! *T S*.

Auf V. 1815 folgt:

Brich herein, Verderben! Brülle
Wild, Zerjörung! Fort, zum Stifte! *T*.

V. 1840. eilend's] gleich *T*.

V. 1857. Wär's, ich ließ den ganzen Kram, *T*.

V. 1862. Also] Wir so *T*.

V. 1882. Stumpfen, *T S*.

B emendiert Stumpfen, was mir unberechtigt erscheint.

Auf V. 1883 folgt: Graungebährende Vernichtung, *T*.

V. 1897. verhaucht, *T*.

- V. 1904. bedenklich, *T*.
 V. 1905. Lang', *TS* Lang *B* (Emendation).
 V. 1908. ist fehlt *T*.

7. Die Toten (S. 75—80).

- V. 1925. Scheu tragt] scheid *T*.
 V. 1926. Einẽz Sterbenden Gebete, *T*.
 V. 1946. Da er nichts zu thun mehr hatte. *T*.
 V. 1955. ab] sich *T*.
 V. 1958 f. . . . Bruch
 Bei dem Herrn und bei den Sklaven! *T*.
 V. 1987. von Blut beströmt, *T*.
 V. 1989. gleich, fehlt *T*.
 Auf V. 1989 folgt:

Gleich, ein wenig abgeschmact, *T*.

Vgl. dazu *Heine*, S. 271, der die Assonanz Gesicht gleich beanstandete.

- V. 1996. Mann] Sir *H* (vgl. *Heine*, S. 270).
 V. 2010 f. Die Leidträger aber sind

Dampfbedienter, Dampfmistreß. *HT*.

Dazu *Heine*, S. 272: „Mistreß‘ kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht ‚die Mistreß‘, sondern ‚die Lady‘; ich würde vorschlagen: ‚Dampfbedienter und Dampfplady‘.“

- V. 2012. Gebild' *T*.
 V. 2014. vollständig] durchaus *T*.
 V. 2018. Rauch auf,] Dampf, *T*.
 V. 2020. Zeichen des Steinkohlenfeuers. *T*.
 V. 2030. Gram.] Trauer. *T*.
 V. 2036. Haupt *T*.
 V. 2039. Sammernß stürzt' er auf den Gaul, *T*.
 V. 2045. verarmt! *T*.
 V. 2056. Fordert selbst von Göttern Zoll. *T*.
 V. 2066. betäubt, *T*.
 V. 2068. Roß *T*.

V. 2080. Staubgeborenen.] Sterblichen. *H*. Geändert auf Grund der *Heineschen* Bemerkung (a. a. O., S. 272): „Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.“

Auf V. 2083 folgt:

Dieser war der Tag des Sturzes
 Des berühmten Schlagadodro,
 Und der Mauer von Brambambra. *T*.

III. Balsamine (S. 81—106).

Widerspruch, du Herr der Welt! (S. 81—82).

- V. 2091 f. Doch im Innern blieb sie, wie
 Sie gewesen, Chaos blieb sie. *II*.

Geändert, weil *Heine* (S. 272) den dreimal aufeinander folgenden Gleichklang „ie“ beanstandete.

V. 2107. spröden Schämens,] spröder Scham, *T*.

V. 2109. angewidert,] widert an, *T*.

Auf V. 2109 folgt:

Wenn die Freunde, die uns treu
Folgten durch die Nacht der Nöthe,
Kalt sich wenden, scheint der Tag
Einer bessern Sonne, daß
Unjre Lust verwelfet öde; *T*.

V. 2111. Dein hohes Fest, *T*.

V. 2113. In *T* ohne Absatz.

V. 2121f. Unter deinem milden Zepter
Lebt sich's herrlich und vortrefflich. *H*.

Vgl. dazu *Heine*, S. 272: „Das ‚sich's‘ ist zu hart; besser ‚man‘.“

1. Die Eltern (S. 83—85).

V. 2149. Ein bethrüntes süßes Grab. *T*.

V. 2158. Kennt die Tod' im falt'gen Prunkkleid. *H*. Dazu *Heine*, S. 273: „Die Todt' würde ich nicht sagen; das ‚e‘ darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.“

V. 2195. lächelst *T*.

V. 2206. Wintersturm *T B*.

2. Drei Leiden (S. 85—88).

V. 2226. Doch das Schicksal läßt's nicht zu. *T*.

V. 2229. niedrig] kurz *T*.

V. 2244. gleicht *H* (nach *Heine*, S. 273) *T*.

V. 2246. Augenblicks *T*.

V. 2248. Parquet *T*.

V. 2285. Seiten, *T*.

V. 2287. Als] Und *T*.

V. 2294. zerstreut, *T*.

Auf V. 2298 folgt: Sag der Held, Don Tulifantchen, *T*.

V. 2300. Dieses dicken Foliauten. *T*.

V. 2301 fehlt *T*.

V. 2305. Mesallianzen; *T B*.

3. Die Rüstung des Riesen (S. 88—93).

V. 2359. Schatte? *T*.

V. 2360. bräut Dein zorn'ger Gatte! *T*.

V. 2361. Dein Gatte, der, *T*.

V. 2362. Zum Himmel auf raschlehd sein Antlitz wendet! *H*. Für den Druck geändert auf Grund der *Heineschen* Bemerkung (a. a. O., S. 273): „Zu hart!“

V. 2365. Ich sehe, o ihr Götter, *H*. Dazu *Heine*, S. 273: „sehe, o i' — ein raffinierter Hiatus!“

V. 2372. Von Micromona, von *T'S* Vor Mitromona, vor *B* (falls nicht bloße Flüchtigkeit, völlig überflüssige Konjektur).

Auf V. 2374 folgt:

Der Pfeil von Deiner Zungen
Gift'gem Geschöß, ist mir ins Blut gedrungen;
Es schäumt und wirft den Schrecken
Der erst mich angepact, fort in die Ecken
Des Domes, und es schäumt
Dem Zwerg entgegen, der sich frech gebäuet,
Biß er durch Ränk' und Listen
Zum Thron gelangt im ältsten Reich der Christen.
Doch, Zwerggeschöpf, Du thatest
Nicht wohl, daß von der Mutter Du erbatest
Mich Dir zur Gattin; merke:
Die Ehe haßt den Schein, sie will die Werte. *T*.

V. 2406. daß (ungesperrt) *T B*.

V. 2417f. Jetzt wisse, daß ein Zwang war

Die Heirat. Sie befaß, ich folgte dankbar. *H*.

Vgl. dazu *Heine*, S. 273; da *Heine* zu der Stelle ausdrücklich S. 124 des Druckes von 1830 zitiert, V. 2417f. aber die letzten auf S. 123 sind, ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich um eine für den Reindruck getilgte Plusstelle des Korrektorexemplars handelt, wiewohl die entsprechenden Verspaare sich inhaltlich decken. *Heine* fügt a. a. O. zu dem Zitat hinzu: „Diese Reime mißfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar

Vermählt' ich mich — ich that, was meines Rangs war.“

V. 2427f. fehlt *T*. Vgl. die Plusstelle zu V. 2374.

4. Schmach und Verzweiflung (S. 93—95).

V. 2451. Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor. *H*. Auf *Heines* Bemerkung „Zu hart!“ (S. 274) hin wurde der metrisch sehr üble Vers beseitigt.

V. 2453. Ist der Staatsrath permanent. *T*.

V. 2467. Die der Sterbliche sich anträumt? *H*. *Heine* (S. 274) meinte, wieder im Hinblick auf den benachbarten Gleichklang: „Ich würde wenigstens vorschlagen: ‚Die ein Sterblicher sich anträumt‘.“

Auf V. 2470 folgt:

Er saß eingetauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.

Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,

Einjam, wach, verzweiflungstarr *H*.

Dazu meinte *Heine* (S. 274): „Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg. Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht

Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemütszustände, in Dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.“

V. 2479. Ohne Seufzer, starr und stolz *T.*

V. 2492. Auf vom Folterlager sprang *T.*

V. 2493. Sprang] Setzt *T.*

5. Die Wolken (S. 95—98).

V. 2512. sagen] Euch *T.*

V. 2513. Sagen, was mir gegen Morgen *T.*

V. 2518. Loßt] Statt dieses Verbums hatte *H* in dem irgendwie anders gebauten Verse das zusammengesetzte loßt vor, das *Heine* (S. 274) „nicht billigen“ konnte. Daher änderte der Dichter: Loßt der Sonne Gluthenblick *T.*

V. 2521. die die Menschen *T.*

V. 2522. Abgepreßt unjres] Seufzen in des *T.*

V. 2524. Zauberchor *T.*

Auf V. 2524 folgt:

Vielgestaltig; dies und das

Wird beseußt ja auf der Erde. *T.*

V. 2525. Ohne Absatz in *T.*

V. 2536 f. Die ihr alle wohl am Himmel

Dit saht stehn so dumm und thöricht, *H.*

Vgl. *Heine*, S. 275, der dazu bemerkt: „Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

„Die ihr Alle oft am Himmel

Stehen saht so dumm und thöricht.“

Statt V. 2550 f.: Seine Hölle predigen. *H*; nach *Heine* (S. 275), der sich dazu äußert: „Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und ‚pred’gen‘ zweisilbig annehmen, schlosse sich die Periode viel besser.“

V. 2554. wassersther, *T.*

V. 2556. Tropfenbad *T.*

Auf V. 2561 folgt:

Miserable Wolken! Nirgendß

Stehen sie so dicht und breit,

Als am Firmament, das schaut

Auf das Land der edeln Deutschen. *T.*

V. 2565. sie fehlt *T.*

V. 2566. Ein] Sie *T.*

V. 2575. Frau, *T.*

V. 2597 f. Auf des Gaules Rücken schwang

Sich die Herrin, damenhaft. *T.*

V. 2600. Roß; *T.*

6. Die Botschaft (S. 98—104).

V. 2608—2613.

Denn heut' ist Johannisabend,
 Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
 Von der Kapp' und von dem Leder
 Bürstet ab den Raßenglimmer,
 Aus dem Klopfen ruht, vom Pochwerk,
 Sitzend auf der Felsentante. *H.*

Nach *Heine*, S. 275, der dagegen für V. 2609—2611 die von Immermann wörtlich übernommene Fassung und für V. 2612f. vorschlägt:

„Und, um auszuruhen vom Pochwerk
 Auf die Felsenkant' sich hinsetzt.“

V. 2615 fehlt *T.*V. 2623. Schuppen, *T.*V. 2643. entgehn *T.*V. 2644. Vor *T.*V. 2647. Geisteranz, *T.*V. 2649. Glanzgeaugt, *T.*

V. 2654. Wahrscheinlich enthielt dieser Vers in *H* das von *Heine* (S. 275) als auf S. 135 seiner Vorlage vorkommend zitierte und beanstandete Wort „dahlen“: „Das Wort ‚dahlen‘ (S. 135) scheint mir in der Elfenfete nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Courtoisie wären hier an ihrer Stelle.“

Statt V. 2659 ff.:

Run beginnt die Lustbarkeit,
 Dieser Nacht geweihten Reigen,
 Run beginnt den Thauertanz! *T.*

V. 2684. Rosse, *H*; *Heine*, S. 276: „Ich würde ‚Roß‘ statt Rosse setzen.“

Statt V. 2702:

Sprach's. Da drang in aller Brust
 Trauer, Gram und wilder Schrecken. *H*

Vgl. dazu *Heine*, S. 277, und zu V. 106 ff.

Statt V. 2708—2715:

Dunkel wurden vor Entsetzen
 Alle glüh'nde Erzcellenzen.
 Die Eisaden machten Pause,
 Zitternd sprangen durcheinander
 Die Libellen von dem Tau;
 Doch die Jüngst', ein schönes Kind
 Mit dem weichsten Herzen, fiel
 Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
 Sieß das Kind voll Sympathie. *H.*

Vgl. dazu *Heine*, S. 276, der zu dem „pittoresken In-Ohnmacht-fallen des verliebten Elfhens“ bemerkt: „Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter her-

vorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die ‚Jüngst‘ statt ‚die Jüngste‘, ‚schreind in Ohnmacht‘ statt ‚schreiend.‘ Im Anschluß daran schlägt *Heine* folgende, in der Hauptsache von Immermann übernommene Fassung vor:

„Dunkel wurden vor Betrübniß
Alle glühnde Exzellenzen.
Die Cikaden machten Pause,
Voll Bestürzung durch einander
Rannen zagend die Libellen;
Doch die Jüngste fiel erlebend
Und mit leisem Schrei in Ohnmacht.
Rosalindchen hieß das weiche
Schöne Kind voll Sympathie.“

„Indem Sie“, fährt *Heine* fort, „ungefähr in nebenstehender Art, den Schrecken der Versammlung nicht zu stark schildern, wird das In-Ohnmacht-fallen der Kleinen desto hervorstechender. Dann müßten auch etwas gemildert werden die Verse:

- S. 136. Sprach's. Da drang in aller Brust
Trauer, Gram und wilder Schrecken.“
V. 2730. hob sich] stieg *T*.
V. 2733. schwebte] ging *T*.
V. 2746. flüstert *T* (möglicherweise bloßer Druckfehler).
V. 2747. Angejcht, *T*.
V. 2751. der] dem *T*.

7. Seliges Ende (S. 104—106).

- V. 2811. Gräßlichhaltlos! *TS*.
V. 2818—2822.

Und aus Nacht zu sel'gem Schreck
Seine Wimpern öffnend, sah
Ihm sich, über sich, empor
Er in See-Libellens Augen,
Er in Rosalindens süße, *H*.

Vgl. dazu *Heine*, S. 277: unter Andeutung der Härten schlägt er eine bessere Fassung vor, die in *T* Eingang fand, nur daß Immermann in V. 2822 Rosalindens setzte. Die Form Schreck wurde erst in *S* geändert.

V. 2840. Palast *TS* (so schreibt Immermann stets, wie etwa Wieland, Tieck, H. v. Kleist, A. v. Arnim; auch betont er, wie die genannten Dichter im Verse, das Wort auf der ersten Silbe, so daß der obige Vers für ihn ganz in der Ordnung ist; ebenso: Boxberger, Bd. 8, S. 53; Bd. 11, S. 286; Bd. 14, S. 108; Bd. 15, S. 201, 308; Bd. 16, S. 323 und 401; Deetjen I, S. 182; dagegen mit Ton auf der zweiten Silbe Bd. 15, S. 206). *Heine* (S. 277) wollte lieber die Konstruktion „sich in einen Palast verwandeln“ haben, worauf der Dichter nicht einging.

Andreas Hofser (S. 107—214).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

S = Karl Immermann's Schriften. Düsseldorf, Verlag von J. C. Schaub. 1835—43 (14 Bde. 8^o). In Bd. 3, S. 245—434: Andreas Hofser der Sandwirth von Passeyer. Ein Trauerspiel.

Über den Wert des Druckes *S* vgl. das in den „Lesarten“ zu „Münchhausen“, „Epigonen“, „Merlin“, „Tulifantchen“, „Gedichte“ und „Memorabilien“ Bemerkte.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

H = Andreas Hofser, der Sandwirth von Passeyer. Ein Trauerspiel. 1826. 1833. Eigenhändige Handschrift in Weimar: *N*125. Gebundenes Quartheft dünnen ungerippten Papiers ohne Wasserzeichen. Nur Akt 5 steht bis auf die beiden ersten Seiten auf dickerem gerippten Schreibpapier mit folgendem Wasserzeichen: preußischer Adler mit Krone und Zepter, der Jahreszahl 1830 und der Firma *A J BERENS* (vgl. „Paralipomena zum „Münchhausen““, Papier-sorten 3). Die Handschrift läßt das Vorgehen der Umarbeitung gut erkennen, insofern vielfach Bruchstücke des ersten Druckes hineingeklebt und durchkorrigiert sind; doch ist weitaus das Meiste neu geschrieben.

Ferner:

T = Das Trauerspiel in Tyrol. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Immermann. Hamburg 1828. Bei Hoffmann und Campe (200 S. 8^o). [Der Preis des Druckes betrug 20 Gr., auf fein Velin-papier 1 Rthl. 6 Gr.]

*H*¹ = Vollständige Originalhandschrift zu *T*, in Weimar befindlich: *N*42. Unterschrift: Vollenbet d. 23. Jan. 1827. 189 S. Das Papier hat Folioformat und enthält meist Bogen mit folgendem Wasserzeichen: Schwan nebst den Buchstaben *CLM* auf dem einen, stilisierte französische Wappennilie mit denselben Buchstaben auf dem anderen Blatte.

B = Immermanns Werke. Mit der Biographie des Dichters von Robert Boxberger. Berlin o. J. Gustav Hempel (20 Bde. 8^o). In Bd. 16, S. 467 ff.: Andreas Hofser.

Der Druck zeigt wieder (vgl. die „Lesarten“ in Bd. 2—4) viele Dutzende der obligaten Boxbergerschen Fehler und Eigenmächtigkeiten. Zeilen und Verse sind falsch abgesetzt, und die Metrik ist, z. B. durch Nichtachtung Immermannscher Wortkupierungen, vielfach geändert. Neben Auslassungen stehen eine ganze Reihe eigener Zusätze, z. B. in szenarischen Bemerkungen. *B* setzt ferner etwa macht statt machtet, soll' er statt sollte, du den' statt denke, ahnt statt ahndet, und statt um und dergl. mehr.

107₁₆ Baraguay *HS* (so immer. Wie auch sonst oft bei Immermann finden sich im „Hofer“ vielfach falsch oder ungewöhnlich geschriebene Namen. Wir setzen Baraguay ein und ebenso Tirol, Bozen, Pässeier statt Tyrol, Bozen, Pässeyer; dagegen ist die durchgehende Form Insprud nicht angetastet worden) | 122₂₈ will *S* (ungesperrt) | 137₂₉ grau und grünen *S* (so oft, z. B. auch 169₂₉ und 195₂₉) | 139₁₈ groß und *S* | 162₂₉ Reiter streicht *S* | 163₃₃ Raglovich! *S* | 166₁₄ Lesere *S* | 181₃₁ beier! *S* (Druckfehler) | 184₁₄ stets *S* (vereinzelte gegenüber stät: Setzerwillkür) | 199₂₈ Andre *S* (ausnahmsweise gesperrt).

Memorabilien. Erster Teil (S. 215—436).

Vorbemerkung.

Der vorliegenden Ausgabe wurde zugrunde gelegt:

S = Karl Immermann's Schriften. 1835—43 (14 Bde. 8°). Zwölfter Band. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.¹ 1840. Auf S. 1—386: Memorabilien. Erster Theil.

Die gleichzeitige Sonderausgabe: Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil (Hamburg. Bei Hoffmann und Campe. 1840) ist nur eine Titelaufgabe der „Schriften“-Ausgabe, also wie „Münchhausen“, „Epigonen“, „Merlin“. Manche Exemplare führen beide Titelblätter, in manchen fehlt das auf zwei unpaginierten Seiten (die den Seiten 387 und 388 entsprechen würden) befindliche Verzeichnis Druckfehler. Wo das „Schriften“-Titelblatt fehlt, fehlt auch das Motto, ganz wie beim „Münchhausen“.

Der Druck, an dessen Korrektur Immermann selbst nicht teilgenommen hat (Putlitz, Bd. 2, S. 333), ist sehr überhastet. So folgen dem „Ersten Abschnitt“ (224₂, auf Schmutztitel) keine weiteren „Abschnitte“. Der Satz ist reich an Druckfehlern aller Art. Der Dichter hat ihn zwar durch das von ihm stammende angehängte Errata-Verzeichnis nachträglich gleichsam zu autorisieren gesucht, aber auch er hat bei weitem nicht alle Druckfehler erkannt und als solche angemerkt (vgl. z. B. Lesart zu 297₂₂). Auch die Interpunktion ist sehr inkonsequent, schlecht und oft geradezu falsch; sie liebt namentlich bloße Kommata, wo schwerere Absätzezeichen am Platze wären und in oft befremdlicher Weise den Gedankenstrich.

Zur Vergleichung herangezogen wurden:

H = Unpaginierte Handschrift in Weimar: N 76 und 85. Alles in Quartformat, nur der Abschnitt Der Despotismus eine Lage von 5 Foliobogen. Meist geripptes Schreibpapier, eng auf beiden Seiten beschrieben. Wasserzeichen: ^A*Pro Patria* und *AJB*.

¹ Nur dieser 12. Bd. ist bei Hoffmann und Campe erschienen, alle anderen führen die Firma: Düsseldorf, Verlag von J. E. Schaub.

H ist nicht Druckvorlage gewesen, auch nicht mittelbar. *H* weicht vielfach von *S* ab und ist darum mit aller Vorsicht nur zum „Vergleich“ heranzuziehen.

T = Telegraph für Deutschland. Verlag von Hoffmann u. Campe in Hamburg. Diese Zeitschrift hat, wie oben, S. 219, Z. 20, angedeutet, folgende Stücke der „Memorabilien“ ohne Autorisation und Wissen des Dichters abgedruckt:

Jahrg. 1839 (Oktober) enthält unter dem unechten Titel „Aus meinem Leben. Von Karl Immermann“ in Nr. 165: S. 316, Z. 1 bis S. 318, Z. 24, in Nr. 167: S. 318, Z. 25 bis S. 322, Z. 6, in Nr. 169: S. 322, Z. 7 bis S. 326, Z. 18, in Nr. 170: S. 326, Z. 19 bis S. 328, Z. 8 unseres Druckes (darunter eine „Anm. d. Red.“, wohl von Gutzkow stammend, die selbständig jenen Becher auf Trenck zurückführt und auf die im Winter erscheinenden „Düsseldorfer Studien“ empfehlend im voraus hinweist).

Jahrg. 1840 (September) enthält unter dem Titel „Der Oheim. Jugenderinnerungen von Karl Immermann“ in Nr. 142: S. 344, Z. 30 [beginnend: — Der Oheim] bis S. 349, Z. 28, in Nr. 143: S. 349, Z. 29 bis S. 353, Z. 28, in Nr. 144: S. 353, Z. 29 bis S. 356, Z. 4 unseres Druckes. Darunter die Fußnote: „Aus dem ersten Bande der in diesen Tagen erscheinenden Memorabilien des geschätzten Verfassers. Hamburg, bei Hoffmann und Campe.“

B = Immermanns Werke. Mit der Biographie des Dichters von Robert Boxberger. Berlin o. J. Gustav Hempel. (20 Bde. 8^o): Bd. 18.

B geht (in nahezu 100 Fällen) denkbar nachlässig, unkritisch und willkürlich vor. Ganze Satzteile und Wörter (auch das Motto auf dem Titel) sind ausgelassen (z. B. 256₃₀ von einem alten Manne fehlt *B* | 265₁₉ in dichten Gaujen fehlt *B* | 344₁₂ und Ketten fehlt *B* | ferner etwa: 258₂₆, 301₉, 319₁₁, 397₄, 434₂₉); dafür sind willkürliche Zusätze angebracht (z. B. 263₃₆, 301₁₉, 336₁₃, 409₂₃, 427₂₉). Eigenmächtige Änderungen betreffen teils die Satzkonstruktion, bei der nicht selten die Wörter umgestellt werden (z. B. 256₂₂, 311₃₂₋₃₃, 345₁₀), teils einzelne Wörter (z. B. in bezug auf Verbalform und Flexion: 276₁₁, 261₁₆, 301₁₅, 326₂₉). Als unerlaubte, unnötige Emendationen und falsche Konjekturen (zum Teil auch wohl bloße Flüchtigkeiten) verzeichne ich nur: 277₂₁ idj statt sich, 223₁₁ Gesichts= statt Gesicht's-, 256₁₈ Hofter's statt Hälter's, 258₂₄ gegen statt wider, 267₂₅ noch statt doch, 338₁₀ vollauf statt vollaus, 338₂₉ verj'dlossene statt verj'dollene, 417₁₃ großen statt bloßen. Sehr oft ersetzt *B* die Relativa der und was durch welcher und welches, daß (235₁, 241₁₈, 250₂₇, 310₃, 398₂₅, 410₂₈, 422₃₀).

Ferner ist die Interpungierung ganz selbtherrlich und herrisch, gesperrte Wörter werden kompreß, kompreß gedruckte gesperrt wiedergegeben, willkürlich Absätze und Anführungsstriche eingeführt und unendlich oft durch Auslassung oder Zusetzung eines stummen *e* die Silbenzahl der Wörter gewandelt.

224₁₉ abdrücken *H* (aus abdrücken) *S* | 241₁₂ Gustav Adolph, *S* (unge-sperrt; wir drucken Namen von Personen, über die eingehender ge-handelt wird, zur leichteren Übersicht das erste Mal in Sperrschrift) | 244₈ Stürmern *H* Stürmen *S* | 12–13 ebenfalls er sey *S* | 13 von dem Kaiser-lichen *S* | 19 Meuble *S* | 245₁₉ Friedrich *H* Friederich *S* (sonst auch in *S* stets Friedrich) | 246₁₆ Manoeuvres *S* | 248₃₄ spufen *H* spuden *S* (die sonst wohl vorkommende ältere Form ist in *S* nur Druckfehler; vgl. 313₁₇ spufte 327₂₂ spuffhaften) | 250₂₄ Solche in *S* nicht vorgesehene Spatien (doch ohne trennende Linien) sind von uns bei größeren Abschnitten zur Erleichterung der Übersicht eingeführt worden | 257₃₁ Egypten, *S* (so immer) | 263₁₁ stets *S* (ebenso etwa 285₁: die Immermannsche Form, die nur durch Setzerwillkür zuweilen verwischt erscheint, ist durchaus stäts, und wir normieren daher) | 267₅ Schwiebbögen, *S* (so immer) | 276₁₂ italiänischer *S* (so immer) | 278₂ Водъ *S* | 287₁₃ ächten *S* (so immer) | 294₂₈ rei't, *S* (vgl. 297₁₈ bewei't *S*: Immermann — bezw. *S* — braucht Formen wie rei't, reijet, reijt ziemlich willkürlich durcheinander) | 297₂₂ nur] nun *S* (als einer der vielen trotz Errata-Verzeichnis über-sehene Druckfehler anzusehen) | 304₈ einer Committee *S* (mit *B* eines zu emendieren, ist nicht nötig, da das französische *comité* auch weiblichen Geschlechts sein kann, in der Bedeutung „Untersuchungskommis-sion“) | 308₃₄ Kanzeleigröße *S* (vgl. 433₂₁ und zu Bd. 3, S. 164_{3–4} die-ser Ausgabe) | 313₃₁ Hier folgt in *S* ein größeres, durch die Disposition nicht gerechtfertigtes Spatium | 316₁ Hier geht in allen Drucken auf neuer Seite die Überschrift „Pädagogische Anekdoten“ voraus, die aber von Campe, nicht von Immermann stammt; vgl. Putlitz, Bd. 2, S. 333; auch 330_{1–2}, wo alle vorausgegangenen Abschnitte aufgezählt werden, fehlt sie, und wir tilgen sie daher gänzlich | 317₃ in dem vollen *S* in den vollen *B* (diese Konjektur scheint mir nicht notwendig zu sein; in *H* ist leider gerade hier ein halbes Blatt ausgeschnitten) | 10–11 „des christlichen Märtyrers Polyeuct *HTS* (offenbar korrumpiert; ich emendiere mit *B* den „christlichen; vielleicht hatte Immermann ur-sprünglich auch schreiben wollen: ich las eine Wiener Übersetzung — vom Jahre 1720 oder da so herum — des „Christlichen Märtyrers“) | 25 letztere *H* letzteren *S* (Druckfehler) | 332_{19–20} dem bis ***,] adäquatem Verleger-laid, *H* (also auch in der ersten Niederschrift kein bestimmter Name, etwa „Cotta“, an den man als den Hauptverleger der zeitgenössischen Lyriker wohl denken könnte; freilich waren Immermanns „Gedichte“ vom Jahre 1830 selbst bei Cotta erschienen) | 335₁₈ Grajtes;“ *S* (auch in *H*, das sonst abweicht; die Emendation Grajtes;“; *B* daher abzu-lehnen, obwohl „graß“ ein sonst Immermann ebenso geläufiges Bei-wort ist: vgl. Boxberger, Bd. 8, S. 102; Bd. 10, S. 63; Bd. 13, S. 132; Bd. 16, S. 416; bei Heine z. B. Bd. 6, S. 345; „craß“ auch 383₂₇ und 432₂₄) | 339₅ Schrauben *S* Lachen *H* (heijeres stimmt, nicht etwa heiteres zu emendieren, wie *B* in den „Epigonen“; vgl. Bd. 3, „Lesarten“: Vorbemerkung) | 340₃₂ Kämpfer. *S* | 345₇ abreichbar *HS* (also nicht etwa in erreichbar zu emendieren, das z. B. 422₁ begegnet) | 347₃₀ Händel-Schütz, *S* (so immer; unrichtige Schreibung der Namen nicht selten bei

Immermann, vgl. Schrötter statt Schrödter in Bd. 1, S. 58, Z. 1 und 8 dieser Ausgabe und die hier folgenden Lesarten zu 347₃₂ und 367₂₈ | 32 Sichtwehrs *S* | 361₇ zeugt, *HS* (also nicht etwa zeigt zu konjizieren) | 366₂₉ luxuriert *H* luxuriirt *S* (bloßer Druckfehler; vgl. 431₄) | 367₂₈ Flemming-*S* | 378₁₄ eigene, dritte *HS* | 383₁₄ Leibniß *S* (so immer) | 389₁₉ Religiösen *HS* (diese ja auch Goethe und Heine [z. B. „Werke“, Bd. 3, S. 501] geläufige Form ebenso 390₂₇ und 396₁₂ in *H*, aber nicht in *S*, dagegen in *H* wie *S* wieder 428₃₀, während z. B. 250₂ religiöse nebenher geht) | 400₁₅ Traumbilder, *H* Trauerbilder, *S* (Druckfehler) | 401₂₅ umgebroschen, *H* ungebroschen, *SB* (Druckfehler, wie sich aus 411₁₁₋₁₃ ergibt) | 411₇ es *HS* (also kein Druckfehler für er) | 417₇ Passäfte *S* (so immer; vgl. zu „Tulifantchen“, V. 2840) | 429₂₇ Satti=Scheriß, *S* | 436₁₂ Konquistatoren, *S*.



Inhalt.

	Seite
Zulifantchen	5
Einleitung des Herausgebers	7
Andreas Hofer	107
Einleitung des Herausgebers	109
Memorabilien. Erster Teil	215
Einleitung des Herausgebers	217
Anmerkungen des Herausgebers	437
Lesarten	469



Alphabetisches Inhalts-Verzeichniss

zu Band I—V.

Andreas Hofer	Band V, Seite 107
Die Epigonen. Erster und zweiter Teil	= III, = 5
Die Epigonen. Dritter Teil	= IV, = 5
Gedichte.	= IV, = 413
Memorabilien. Erster Teil	= V, = 215
Merlin	= IV, = 269
Münchhausen. Erster und zweiter Teil	= I, = 1
Münchhausen. Dritter und vierter Teil	= II, = 5
Tulifantchen	= V, = 5







PT
2365
I4
1906
Bd.5

Immermann, Karl Leberecht
Werke

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 01 10 007 9